



SiM

Between Equal Opportunity and Marginalisation

A Longitudinal Perspective on the Social Integration of Migrants

Endbericht

April 2006

Zentrum für Soziale Innovation
Linke Wienzeile 246
A-1150 Wien

Tel.: ++43 1 49 50 442 36

Fax: ++43 1 49 50 442 40

Internet: www.zsi.at

Projektwebseite: <http://www.zsi.at/de/projekte/laufend/326.html>

Berichtlegung

Rossalina Latcheva

Judith Obermann

&

Barbara Herzog-Punzenberger

(Mentorin)

Projektteam

Rossalina Latcheva (Projektleitung)

Judith Obermann

Johann Kerschbaum

Bernhard Saupe



INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	9
Forschungspolitischer Rahmen der vorliegenden Studie, ihre Problemstellung und Zielsetzung	10
Aktueller Forschungsstand	11
FORSCHUNGSANSATZ	23
FORSCHUNGSDESIGN	26
Stufe 1: Quantitativer Ansatz – Re-Analyse der LIMITS-Daten	29
Methodischer Zugang	29
Vorannahmen	29
Stufe 2: Durchführung der problemzentrierten Tiefeninterviews	30
Interviewtechnik	30
Leitfadenerstellung	31
Stichprobenplan der qualitativen Interviews	32
Selektion und Einschulung der InterviewerInnen	33
Stufe 3: Auswertung und Interpretation der problemzentrierten Tiefeninterviews	33
Strukturierende Inhaltsanalyse	33
EMPIRISCHER TEIL	36
Quantitative Betrachtung	36
Stichprobenbeschreibung der LIMTS-Daten	36
Datenstruktur	39
Distanzen	40
Clusterbestimmung	41
Ergebnisse	43
Beschreibung der Sequenzen	43
Beschreibung der Cluster nach soziodemographischen Merkmalen	44

Qualitative Betrachtung	47
Wanderungen	47
Zeitpunkt der Einreise	47
Migrationsgründe	49
Arbeitsmigration	49
Kettenmigration	51
Familienzusammenführung	52
Wirtschaftsflüchtlinge	54
Bildungsmigration	54
Temporäre Remigration	55
Rückkehrabsichten (Lebensmittelpunkt)	58
Rückkehr geplant bzw. vollzogen	59
Keine Rückkehr geplant	60
Temporäres Pendeln geplant	61
Unentschlossenheit	62
Zusammenfassung	62
Wohnen	64
Wohnungssuche und Wohnungswechsel	64
Wohn(un)zufriedenheit	71
Wohnform	76
Arbeit	80
Arbeitssuche im Erwerbsverlauf	82
Arbeitssuche aus eigener Initiative	82
Vermittlungsschwierigkeiten aufgrund von Sprachdefiziten	84
Diskriminierungserfahrungen bei der Arbeitssuche	85
Berufliche Position in der Prä- und Postmigration	87
Bildung	87
Mitgebrachte Berufe und Anstellungen in Österreich	89
Soziale Mobilität	91
Dequalifizierung	91
Berufliche Mobilität durch berufliche Weiterbildung	94
Arbeitszufriedenheit	96
Rechtliche Unsicherheit, Arbeitsbedingungen und Diskriminierung	96

Einkommen	100
Diskontinuität	103
Unvereinbarkeit von Beruf und Familie	103
Pension	107
Zusammenfassung	108
Sprache	110
Sprachkenntnisse (Sprachdefizite)	111
Spracherwerb	115
Sprachgebrauch und Sprachbewertung	118
Familie	123
PartnerInnen	123
Kinder	130
Netzwerke	136
Bezugsgruppe	137
Bezugsort	141
Netzwerksfunktion	144
Bezugsart	146
Österreich aus Sicht der MigrantInnen	148
Sozio-politisches System Österreich	148
Positive Bewertung	149
Negative Bewertung	152
Diskriminierungserfahrungen	156
Interaktionen	161
Staatsbürgerschaft	164
Zusammenfassung	176
Identifikation	178
Identifikation mit dem Herkunftsland	179
Verlust von Bezugspunkten für die Identifikation aufgrund der Migration	181
Mehrfache Identifikation	183
Zusammenfassung	189
ERGEBNISSE KURZ GEFASST	192
Die Rolle der Sprache	192

Strukturelle Integration (<i>Plazierung</i>) _____	194
Interaktion – Arbeit und Wohnen _____	196
Identifikation und Sprache _____	197
Staatsbürgerschaft und Identifikation _____	197
Subjektive Bewertung des individuellen Migrationsprojekts _____	199
Die subjektive Bewertung des individuellen Migrationsprojektes: Ein Drei-Phasen- Vier-Komponentenmodell (3P4K-Modell) _____	200
Die 3 Phasen: _____	200
Phase1: „Gastarbeiter“-Status (Rotationsmodell) _____	200
Phase2: Niederlassung _____	201
Phase 3: Nacherwerbsphase _____	201
Die 4 Komponenten _____	203
LITERATUR _____	206
ANHANG: _____	211
Mentoring _____	211
Mentoring im Projektverlauf _____	212
Phase 1: März – Juni 2005 _____	212
Phase 2 Juli – Dezember 2005 _____	213
Phase 3 Jänner – März 2006 _____	213
Reziproke „Exit-interviews“ am Ende der drei Phasen _____	213
Institutioneller Kontext: _____	214
Projektanträge bzw. weiterführende Projektmitarbeit _____	214
Projektmitarbeit „Mütter und Töchter – Türkische Immigrantinnen zwischen Ambivalenz und Autonomie“ _____	214
ÖNB-Projektantrag „Die Wohnungssituation von MigrantInnen im Migrationsverlauf“ _____	215
ÖNB-Projektantrag „Integration oder (Selbst-)abgrenzung? Interethnische Freundschaften zwischen türkischstämmigen und autochthonen Jugendlichen“ _____	215

EU 6. Rahmenprogramm (NEST-2005-Path-CUL) “SIVIC–Simulation and Visualisation of Social and Cultural Tensions in Heterogeneous Urban Contexts”	215
MA57-Projektantrag: „Zwangsverheiratungen und arrangierte Ehen“	215
IMISCOE EU-Exzellenznetzwerk	215
Verbesserungspotential	216
Resümee	217
Weiterbildung	217
Endnote Literaturverwaltungsprogramm	218
„Optimal Matching“ und „Multidimensionale Skalierung“ – statistische Analysemethoden- und programme	218
„R“ – statistisches Analyseprogramm	218
MAXQDA – computerunterstützte qualitative Textanalyse	218
Triangulations-Seminar	218
Qualitative Interviewforschung, Sommerkurs Ruhr-Universität Bochum	219
Excel, Schulung für vertiefende Nutzung	219
Dissiminierung der Ergebnisse und Teilnahme an wissenschaftlichen Konferenzen	219
Teilnahme an Veranstaltungen:	219
METROPOLIS-KONFERENZ, Toronto, Kanada (Oktober 2005)	219
Kongress der Österreichisch Soziologischen Gesellschaft, Wien (September 2005)	220
Workshop: „Integration von MigrantInnen am Wiener Arbeitsmarkt“	220
Tagung der Kommission für Migrations- und Integrationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften	220
NODE Veranstaltung zur Öffnung der Gemeindebauten in Wien	221
Publikationen	221
Zeitlicher und organisatorischer Projektablauf	221
Projektteam - CVs	224
Projektleiterin	224
ProjektmitarbeiterInnen	224
Mentorin	225
Interviewerinformation	226

Leitfaden	227
Kontaktprotokoll	228

TABELLENVERZEICHNIS

TABELLE 1: VERTEILUNG NACH GESCHLECHT	37
TABELLE 2: LIMITS DATEN NACH ALTER	38
TABELLE 3: AUFENTHALTSDAUER NACH HERKUNFTSLAND UND GESCHLECHT	38
TABELLE 4: LIMITS DATEN BILDUNGSABSCHLUSS	39
TABELLE 5: VERTEILUNG SOZIODEMOGRAPHISCHER MERKMALE NACH CLUSTER	45

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

ABBILDUNG 1 ABLAUF DER STUDIE	28
ABBILDUNG 2: MULTIDIMENSIONALE SKALIERUNG	40
ABBILDUNG 3: DENDROGRAMM	42
ABBILDUNG 4: SCREEPLOT	43
ABBILDUNG 5: DIE SUBJEKTIVE BEWERTUNG DES INDIVIDUELLEN MIGRATIONSPROJEKTES: EIN DREI-PHASEN-VIER-KOMPONENTENMODELL	202

Einleitung

Im Unterschied zu den österreichischen Integrationsdiskursen der 1970er und 1980er Jahre (vgl. Perchinig 2001), als Integration primär als Systemintegration und vor allem in Bezug auf soziale Randschichten der einheimischen Bevölkerung diskutiert wurde, verlagerte sich der Fokus politischer und medialer Debatten rund um den Begriff Integration in den 1990er Jahren auf die kulturelle Differenz der ausländischen ArbeitnehmerInnen (Zuser 1996). Auch in der wissenschaftlichen Forschung haben sich Theorieansätze zu Migration und Integration diversifiziert, nährten sich dem Thema jedoch aus der nationalstaatlichen Sicht der Mehrheitsgesellschaft. War Migration im Kontext der Arbeitskräfteanwerbung vorerst eine kurzfristige Übergangslösung, sowohl für die Republik Österreich als auch für die betroffenen „GastarbeiterInnen“, so wurde diese Lösung nach und nach für beide Seiten zu einem Dauerzustand.

Trotz des Bemühens der Forschung um einen Perspektivenwechsel, hin zu den MigrantInnen und ihren individuellen Biographien, fand die subjektive Bewertung des gesamten Migrationsprojektes als Basis für die Generierung von Hypothesen und Theorien bisher kaum Beachtung. Da die ersten Kohorten der ursprünglich als „GastarbeiterInnen“ in den 1960er Jahren angeworbenen ArbeitsmigrantInnen nun das Pensionsalter erreicht haben, ist es möglich, vom Standpunkt der MigrantInnen deren Migration rückblickend als „Lebensprojekt“ zu betrachten und zu analysieren. Bislang fehlten insbesondere in Österreich geeignete Longitudinaldaten, die der langfristigen Perspektive gerecht werden konnten, aber es fehlten auch qualitative Daten, die die subjektive Bewertung des Migrationsprojektes zum Gegenstand hatten.

Es gilt also, diese zwei Aspekte im vorliegenden Projekt zu betonen und in den Ergebnissen der Studie besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Mit dem vorliegenden Projekt stehen erstmals empirische Daten - sowohl quantitativer als auch qualitativer Natur – zur Verfügung, die den Prozesscharakter von Migration und Integration abbilden und somit eine Annäherung an die Komplexität dieser Phänomene erlauben. Zusammen mit der subjektiven Sichtweise der MigrantInnen eröffnet dies nun eine neue relevante Perspektive auf den gesamtgesellschaftlichen Integrationsprozess.

Forschungspolitischer Rahmen der vorliegenden Studie, ihre Problemstellung und Zielsetzung

Im Rahmen des Forschungsschwerpunktes des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft, Bildung und Kultur „*New Orientations for Democracy in Europe*“ (**node**) gab es in der zweiten Ausschreibungsphase die Möglichkeit für junge ForscherInnen, einjährige Projekte durchzuführen. Die vorliegende Studie bezieht sich auf den zweiten Schwerpunkt dieser Ausschreibung – demokratische Wege im Umgang mit nationaler, ethnischer, kultureller und religiöser Vielfalt in Europa. Die Ziele des Projektes „Soziale Integration von Migrant/inn/en“ sind dabei folgende:

- eine Darstellung der Effekte von aktuellen und vergangenen politischen Handlungen bezüglich ethnischer und kultureller Diversität auf die Lebensverläufe von MigrantInnen. Hierbei wird der Schwerpunkt auf der Betrachtung der sozialen Integration der MigrantInnen liegen.
- die objektive Betrachtung der Ergebnisse des sozialen Integrationsprozesses und der Vergleich mit der subjektiven Interpretation dieser durch die befragten MigrantInnen selbst. Dadurch werden neue Erkenntnisse über den komplexen Prozess der sozialen Integration von MigrantInnen gewonnen und sowohl Potentiale als auch Versäumnisse vergangener und aktueller Politik dargelegt.
- die Kombination von quantitativen Analysen und Tiefeninterviews durch eine Methodentriangulation mit verbundenen Stichproben.
- die Schaffung von neuen Erkenntnissen für *policy makers*, die *scientific community*, *NGOs* und die *allgemeine Öffentlichkeit*.
- die Verbreitung der Projektergebnisse durch das Node-Netzwerk, wissenschaftliche Publikationen, Konferenzteilnahmen und Workshops.

Aktueller Forschungsstand

Um die komplexen Prozesse der sozialen Integration von MigrantInnen empirisch fassen zu können, muss vorerst der Begriff selbst geklärt werden, die Diffusität einer oftmals normativen Wunschvorstellung der total integrierten Gesellschaft analytisch greifbar und angreifbar gemacht werden. Als Ausgangspunkt wird hier der im deutschsprachigen Raum dominierende migrationstheoretische Ansatz Hartmut Essers auf seine Anwendbarkeit durchleuchtet und kritisch reflektiert. Ihm werden zwei weitere im deutschsprachigen Raum verankerte Ansätze beigelegt, um schließlich drei Ansätze, deren empirische Basis zum einen in Nordamerika, zum anderen im internationalen Vergleich liegen, gegenübergestellt.

Hartmut Essers Migrationstheorie, die in den 1980er Jahren entwickelt wurde, zählt im deutschsprachigen Raum zu den bedeutendsten Konzepten in der Migrationsforschung. Bis heute reformuliert und erweitert er seinen theoretischen Ansatz unter der Berücksichtigung historischer Prozesse im Bezug auf neue Trends der Einwanderung. Er vertritt in seinem Konzept einen individualistischen, handlungstheoretischen Ansatz, der alle sozialen Prozesse auf das Lernen und das rationale Handeln von Individuen zurückführt. In Bezug auf Migration bedeutet das, dass Esser die MigrantInnen in den Mittelpunkt rückt, die ihr gesellschaftliches Bezugssystem verlassen haben und ihre Relevanzsysteme in der Einwanderungsgesellschaft neu ordnen müssen. In den 1980er Jahren bezeichnete Esser diesen Prozess als *Eingliederung* (vgl. Esser 1980: 14ff). Die Re/strukturierungsleistungen der MigrantInnen sind es nun, die er beschrieb, erklärte und evaluierte. Kritisch angemerkt sei hier, dass den Vorstellungen, Einstellungen und Handlungen der autochthonen Gesellschaft in seinem theoretischen Ansatz wenig Bedeutung zugeschrieben wird, sie wirken eher als Begleiterscheinungen am Rande seiner Analyse und nicht als wesentliche Einflussfaktoren auf den Integrationsprozess von MigrantInnen. Esser thematisiert den gesellschaftlichen Rahmen und seine Mechanismen erst in seinen späteren Arbeiten.

Unter *Integration* versteht Esser den Zusammenhalt von Teilen in einem systemischen Ganzen, welches sich dadurch zur Umgebung abgrenzen und als System identifizieren lässt (vgl. Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 1). Esser unterscheidet die Systemintegration, also die Integration einer Gesellschaft als Ganzes und die

Sozialintegration, welche die Inklusion oder Exklusion von AkteurInnen in ein bestehendes System beschreibt. Die Systemintegration findet durch die Mechanismen des Marktes, der (staatlichen) Organisation und der kulturellen Orientierungen statt. Im Zentrum von Essers Überlegungen steht jedoch die Sozialintegration, die als der „*Einbezug der Akteure in das gesellschaftliche Geschehen, etwa in Form der Gewährung von Rechten, des Erwerbs von Sprachkenntnissen, der Beteiligung am Bildungssystem und am Arbeitsmarkt, der Entstehung sozialer Akzeptanz, der Aufnahme von interethnischen Freundschaften, der Beteiligung am öffentlichen und am politischen Leben und auch der emotionalen Identifikation mit dem Aufnahmeland*“ definiert wird (ebd. 8). In seiner Analyse bleibt jedoch unbeachtet, dass Sozialintegration von MigrantInnen nicht ausschließlich als ihre individuelle Leistung verstanden werden kann. Vielmehr spielen im Konstituierungsprozess des „Innen“ und „Außen“ Grenzziehungen eine wichtige Rolle. Auf die Folgen dieser Leerstelle in seiner Theorie wird weiter unten noch eingegangen.

Esser unterscheidet vier Dimensionen der Sozialintegration: *Kulturation*, *Plazierung*¹, *Interaktion* und *Identifikation* (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 8ff). Den ersten Schritt der sozialen Integration stellt die kognitive Ebene der (Ak-) *Kulturation*² dar. Darunter versteht Esser die Übernahme von kulturellen Eigenschaften, wie den Spracherwerb und die Kenntnis von Normen und Gewohnheiten der Aufnahmegesellschaft durch die MigrantInnen (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 8f).

Eine weitere zentrale Dimension der sozialen Integration ist jene der *Plazierung*. Gemeint ist damit die Eingliederung der AkteurInnen in ein „*bereits bestehendes und mit Positionen versehenes soziales System*“ (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 9). Diese erfolgt beispielsweise über bestimmte Rechte, wie dem Staatsbürgerschaftsrecht oder die Übernahme von Positionen am Arbeits- oder Wohnungsmarkt.

Die dritte Form von sozialer Integration ist die *Interaktion*. Diese beschreibt die Bildung von Netzwerken von AkteurInnen durch gedankliche Koordinierung, Kommunikation und soziale Beziehungen (ebd. 10ff).

Emotionale Integration oder *Identifikation* findet als letzter Schritt der Sozialintegration dann statt, wenn AkteurInnen sich als Einheit mit einem sozialen Gebilde sehen. Beispiele

¹ Der Begriff Platzierung wird bei Esser durchgehend Plazierung geschrieben.

dafür sind etwa der Nationalstolz oder das Wir-Gefühl, wobei Esser drei Formen der Identifikation unterscheidet: Wertintegration, Bürgersinn und Hinnahme. Unter emphatischer Wertintegration wird die Identifikation eines Akteurs/ einer Akteurin mit dem sozialen System und dessen Werten verstanden, so dass dieser/ diese im jeweiligen System, sei es eine Gruppe, Organisation oder Gesellschaft, aufgeht und sich mit ihren Mitgliedern solidarisiert³. In modernen liberalen Gesellschaften kann Identifikation auch über die Ausprägung eines Bürgersinns erfolgen. Dieser wird als Form der Verteidigung von „Wertrationalität“ verstanden, die individuelle Freiheit schützt und keine kollektiven Zwänge, außer den staatsbürgerlichen Pflichten, zulässt. Es ist die verantwortungsethische Abwehr gesinnungsethischer und fundamentalistisch-kollektivistischer Ansprüche, wie sie aus der erstgenannten Identifikation mit einem sozialen System, der Wertintegration, insbesondere in Feudal- und Nationalgesellschaften vorkommt. Die dritte Form der emotionalen Integration oder Identifikation ist die Hinnahme des gesellschaftlichen Systems. Hier wird zwischen Verkettungs- und Deferenzintegration unterschieden. In modernen, funktional differenzierten Gesellschaften gibt es jene Gruppe von Menschen, die zwar innerliche Identitätskonflikte aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Kreisen austragen, aber dennoch das System hinnehmen, da sie insbesondere materiell davon profitieren (Verkettungsintegration). Ganz im Gegensatz dazu gibt es auch in den wohlhabenden westlichen Gesellschaften jene, die der untersten sozialen Schicht angehören und resigniert ihre Situation hinnehmen, ohne etwas dagegen zu unternehmen (Deferenzintegration) (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 12ff).

Je nachdem, wie sich der Prozess der Eingliederung in das soziale System des Aufnahmelandes, der ethnischen Gemeinschaft im Aufnahmeland und schließlich auch die Verbindungen zum Herkunftsland gestaltet, unterscheidet Esser vier mögliche Ausgänge: *Marginalität*, *Segmentation*, *Assimilation* und *Mehrfachintegration*. Findet keine Sozialintegration in eines der genannten sozialen Systeme statt (Einwanderungsgesellschaft bzw. Herkunftsgesellschaft), ist von *Marginalität* auszugehen, beim Gegenteil – wenn sie in

² Kulturation = Teil der kognitiven Sozialisation, wobei zwischen Enkulturation zu Beginn des Lebens und Akkulturation als Kulturation im weiteren Lebensverlauf unterschieden werden kann

³ Esser lässt hier unerwähnt, dass die Identifikation nur dann ganz gelingen kann, wenn diese Wahrnehmung auf Gegenseitigkeit beruht, d.h. es kann sich eine Migrantin/ ein Migrant noch so sehr als Österreicher/in oder Deutsche/r fühlen, wenn dies andauernd infrage gestellt (etwa wegen äußerer Merkmale wie dunkler Hautfarbe) wird und bewiesen werden muss, liegt es offensichtlich nicht an den MigrantInnen, wenn die Identifikation unter

beiden gelingt – spricht Esser von *Mehrfachintegration*. Als *Segmentation* wird bezeichnet, wenn zwar eine Sozialintegration in die ethnische Gemeinschaft im Aufnahmeland, jedoch nicht in die Aufnahmegesellschaft selbst stattgefunden hat (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 20).

Assimilation meint zunächst allgemein die Angleichung der verschiedenen ethnischen Gruppen einer Gesellschaft⁴, wobei darunter nicht die vollkommene Gleichheit aller AkteurInnen, sondern eine Angleichung in gewissen Verteilungen der verschiedenen Gruppen verstanden werden soll. *Assimilation* ist, laut Esser, die einzige mögliche Form der Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft. Da die – oft gewünschte – Mehrfachintegration in der Realität sehr selten vorkommen würde, verlange sie doch, so Essers Ansicht, enorme Lern- und Interaktionsaktivitäten sowie sozialpsychologische Veränderungen (ebd. 15ff). Gerade in diesem Punkt widersprechen die empirischen Ergebnisse zahlreicher Untersuchungen – wie auch der vorliegenden, die sich auf die erste Generation von EinwanderInnen bezieht - Essers Auffassung. Der größte Teil der Befragten in dem vorliegenden Projekt sieht es weder es als ungewöhnlich noch als nachteilig an, mehrfache Zugehörigkeiten zu leben.

Nun werden über das hier beschriebene Grundgerüst hinaus einige zentrale Aspekte benannt, die in Essers Theorieansatz widersprüchlich oder unscharf konzipiert sind, unbeachtet bleiben oder zu kurz kommen, da diese für das vorliegende Projekt von Bedeutung sind und daher detaillierter aufgegriffen werden.

Als Kernstück seines Theorieansatzes beleuchtet Esser die vier Varianten von Sozialintegration. Allerdings scheint der interaktive Charakter des Integrationsprozesses zwischen Neuankommenden und Aufnahmegesellschaft, wiewohl erwähnt (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 25), nicht als tragendes Erklärungsmoment. Um diese Lücke zu schließen, müsste – auf der systemischen Ebene - die Rolle des Staates und seiner Institutionen in der jeweiligen Dynamik der *Kulturation*, *Plazierung*, *Interaktion* und *Identifikation* über die Jahrzehnte hinweg untersucht werden, sowie – auf der sozialen Ebene – die Veränderungen von Einstellungen und Verhaltensweisen der Individuen der Mehrheitsgesellschaft als (potentielle) InteraktionspartnerInnen.

Umständen nicht gelingt bzw. der gesamte Prozess einen anderen als den ursprünglich intendierten Verlauf nimmt.

⁴ Damit ist kein einseitiger Prozess der Anpassung von MigrantInnen an die Aufnahmegesellschaft gemeint.

Das Bild der Mehrheitsgesellschaft wird bei Esser normativ positiv besetzt – ein Faktum, das oft dazu führt, dass Integration in seinem theoretischen Ansatz primär als individuelle Leistung seitens der MigrantInnen interpretiert wird. Demgegenüber können die unterschiedlichen Dynamiken von Integrationsprozessen fassbarer werden, wenn sie als Interaktion zwischen sich ständig verändernden und selbst durchaus fragmentierten und widersprüchlichen Subsystemen nationaler Gesellschaften konzipiert werden. Ein weiterer Nachteil der von Esser zur Untermauerung seiner Überlegungen verwendeten Datenstruktur ist, dass durch die aggregierten Zahlen, die unterschiedlichen Dynamiken je nach lokalem Kontext nicht weiter beachtet werden. Die Bedeutung der sozialen Struktur der Wohnnachbarschaft wird zwar an verschiedenen Stellen seines Textes erwähnt und, wenn ethnisch konzentriert, als nachteilig beschrieben, bleibt aber in ihrer unterschiedlichen Wirksamkeit stark unterschätzt.

Die Multidimensionalität des Migrations- und Integrationsprozesses wird im Ansatz der „*segmented assimilation*“ von Alejandro Portes und Ruben G. Rumbaut weiter ausdifferenziert. Auf Basis der *Children of Immigrants Longitudinal Study* (CILS), der größten existierenden Untersuchung über die 2. Generation in den USA, entwickelten Portes und Rumbaut (2001), zuvor auch schon Portes und Zhou (1994), die Theorie der Segmentierten Assimilation.

In ihrem Ansatz gehen sie von der Heterogenität der Familien, die seit den 1960er Jahren in die USA eingewandert sind, aus. Diese Heterogenität wird entlang folgender Dimensionen festgemacht: den individuellen Fähigkeiten und Eigenschaften, dem sozialen Umfeld der Aufnahmegesellschaft und ihrer Familienstruktur. Laut Portes und Rumbaut durchläuft die heutige 2. Generation von ImmigrantInnen einen Prozess der segmentierten Assimilation, wobei die Ergebnisse dieses Prozesses zwischen den ethnischen Gruppen variieren und rasche Integration in die Masse der amerikanischen Gesellschaft nur einen möglichen Ausgang darstellt. Ausschlaggebende Faktoren für den Ausgang dieses Prozesses sind a) die Geschichte der ersten EinwanderInnengeneration, b) die Geschwindigkeit der Akkulturation zwischen Eltern und Kindern und ihr Einfluss auf deren normative Integration, c) die kulturellen und ökonomischen Barrieren, mit denen sich die 2. Generation konfrontiert sieht und d) die Ressourcen, die Familien und Communities diesen Barrieren entgegenstellen können (vgl. Portes und Rumbaut 2001: 44ff).

Ein möglicher Ausgang des Eingliederungsprozesses ist die Rollenumkehrung von Eltern und Kindern. Dies ist dann der Fall, wenn die Akkulturation der Kinder jene der Eltern so weit übersteigt, dass die Eltern von den Kindern abhängig werden. Voraussetzung für diesen Rollentausch ist, dass vorher eine sogenannte dissonante Akkulturation („*dissonant acculturation*“) stattgefunden hat. Das bedeutet, dass sich Kinder, deren Eltern mangelnde Sprachkompetenzen in Englisch aufweisen und primär in den ethnischen communities verhaftet bleiben, die Sprache und den Lebensstil der Aufnahmegesellschaft aneignen und gleichzeitig ihre Herkunftskultur hinter sich lassen.

Im Unterschied zu der 2. Generation italienischer, russischer und polnischer ArbeiterInnen zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, ist der Prozess der Rollenumkehr für die Nachkommen der lateinamerikanischen und asiatischen EinwanderInnen heute, aufgrund zahlreicher Barrieren für eine Aufwärtsmobilität, risikobehaftet und führt meistens zu einer *downward assimilation* - also zu einem sozialen Abstieg durch die Angleichung an eine bestehende „*underclass*“ - und/ oder Delinquenz (Portes und Rumbaut 2001: 53). Begünstigt wird diese Form der Akkulturation durch niedrigen Bildungsstand der Eltern, geringe ökonomische Ressourcen und soziale Isolation. Fest machen lässt sich diese Abwärtsmobilität beispielsweise am Abbrechen der Ausbildung, der Mitgliedschaft in Gangs oder Drogenkonsum und wird durch eine Wohnnachbarschaft in Ghettos begünstigt.

Die gegenteilige Situation ist die übereinstimmende Akkulturation („*consonant acculturation*“). Dies ist der Fall, wenn der Lernprozess und das schrittweise Aufgeben der Muttersprache und Kultur in beiden Generationen in etwa in der gleichen Geschwindigkeit erfolgt. Voraussetzung dafür ist ausreichendes Humankapital der Eltern. Es gibt jedoch keine Garantie für den positiven Ausgang dieses Prozesses, da das Streben nach Akzeptanz von Diskriminierungen blockiert werden kann. Die dritte Möglichkeit ist die selektive Akkulturation („*selective acculturation*“) - wenn die Lernprozesse beider Generationen in eine ethnische *community* ausreichender Größe und institutioneller Diversität eingebettet sind, welche die kulturelle Veränderung verlangsamt und die partielle Beibehaltung der Heimatsprache und -normen begünstigt. Laut Portes und Rumbaut bietet die selektive Akkulturation die solideste Basis für die Bewahrung elterlicher Autorität und Schutz gegen die Effekte externer Diskriminierungen (vgl. Portes und Rumbaut 2001: 53ff).

Im Unterschied zu Portes und Rumbaut werden MigrantInnen im Esser'schen Ansatz in erster Linie als Einzelpersonen gesehen, die Beziehungen zu ihrer Herkunftsgesellschaft in

Form der ethnischen Gemeinschaften in der Aufnahmegesellschaft unterhalten. Die Familie als wesentlicher intermediärer Akteur gerät aus dem Blickfeld.

Vier mögliche Ausgänge des Eingliederungsprozesses unterscheidet auch Bernhard Nauck, wobei er, wie schon Esser, auf die von Berry (1990; 1992: 278) entwickelte Akkulturationstypologie zurückgreift. Die Akkulturationsstrategien können differenziert werden nach *Marginalität*, *Segmentation* oder *Segregation*, *Assimilation* und *Mehrfach-Integration* (Nauck und Kohlmann 1998: 210f). Nauck legt jedoch verstärkt Augenmerk auf die Rolle der Familie und der Verwandtschaft im Migrations- und Eingliederungsprozess. Der Zuzug in westliche Gesellschaften erfolgt laut Nauck zunehmend nicht über strukturelle Mechanismen, wie zum Beispiel das Beschäftigungssystem (Arbeitsmigration), sondern über soziale Beziehungen innerhalb der jeweiligen MigrantInnengruppen (z.B. Kettenmigration und Familiennachzug). Diese Form der Einwanderung hat unmittelbare Konsequenzen für den Eingliederungsprozess: „*Eine durch Familiennachzug begründete Immigration wird eher die Tendenz ethnischer Schließungen und einer institutionellen Vervollständigung ethnischer Minoritäten begünstigen als eine Arbeitsmigration*“ (Nauck 1999: 487). Infolgedessen, wird seitens der MigrantInnen dem gruppenspezifischen sozialen Kapital⁵ auch mehr Bedeutung zugemessen, da dieses zur Herausbildung und/ oder Weiterentwicklung des kulturellen Kapitals⁶ beitragen kann. Das gruppenspezifische Sozialkapital gewinnt dadurch an Relevanz gegenüber dem Humankapital, wodurch die *Assimilation* als Ausgang des Akkulturationsprozesses unwahrscheinlicher wird. An ihre Stelle tritt die zunehmende Herausbildung von differenzierteren transnationalen Netzwerken und Identitäten (vgl. Nauck 1999: 487).

Der Zusammenhang zwischen sozialem und kulturellem Kapital kann somit den Ausgang des Eingliederungsprozesses maßgeblich beeinflussen, wenn seitens der Mehrheitsgesellschaft keine adäquaten Maßnahmen (z. B. uneingeschränkter Zugang zum Arbeitsmarkt von nachziehenden Familienangehörigen, entsprechende zielgruppenspezifische

⁵ In Anlehnung an Coleman (1988) und Bourdieu (1983) geht Nauck davon aus, dass „*Soziales Kapital [wird] durch das Eingehen sozialer Beziehungen kreiert und generiert gegenseitige Verpflichtungen, Erwartungen und Vertrauen, durch die soziale Güter getauscht und kollektiv kontrolliert werden*“ (Nauck und Kohlmann 1998: 209).

⁶ Nauck definiert kulturelles Kapital in Anlehnung an Bourdieu (1983) als „*[...] inkorporiertes kulturelles Kapital, [...] als dauerhaft verinnerlichte Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen, die hinreichend generalisiert sind, um als Potential zur Transformation in ökonomisches Kapital (auch) in der Aufnahmegesellschaft zu wirken*“ (Nauck und Kohlmann 1998: 210). Er verwendet den Begriff des kulturellen Kapitals anstelle von Colemans (1988) Begriff des Humankapitals.

Bildungsangebote etc.) zum Abbau von Eingliederungsbarrieren am Beginn des Migrationsprojektes getroffen werden (Nauck 1999: 487f). Als Folge dessen spielen Familie und Verwandtschaftsnetzwerke im Migrationsprozess eine wichtige Rolle: sie können entweder die Rolle einer Eingliederungsalternative oder einer Eingliederungsoportunität einnehmen, d.h. assimilative Handlungen erschweren oder erleichtern (Nauck 2004).

Grundvoraussetzung für die soziale Integration ist der Erwerb von kulturellem Kapital, wie etwa das Erlernen der Sprache der Einwanderungsgesellschaft. Sprachkompetenzen stellen wiederum eine Voraussetzung für den Erwerb von Bildungszertifikaten und wettbewerbsfähigem Wissen und Fertigkeiten zur strukturellen Integration dar (vgl. Nauck 1999: 479ff). Die Rolle der Familie in diesem Prozess muss also differenziert betrachtet werden. Familiäre Bindungen bieten wirksamen Schutz gegen Marginalisierung und ermöglichen, wenn gleichzeitig generalisiertes kulturelles Kapital vorliegt, Integration. Andererseits können familiäre Bindungen auch dauerhafte Segregation begünstigen, nämlich dann, wenn das kulturelle Kapital in einer Familie über Generationen hinweg gleich bleibt (wenn keine generationenübergreifende Bildungsmobilität stattfindet) und Assimilationsopportunitäten fehlen (vgl. Nauck und Kohlmann 1998: 203ff).

Die Bedeutung der Familienbeziehungen für soziale Integration lässt sich auch empirisch prüfen, was Nauck entlang verschiedener Themenbereiche gezeigt hat. So ist die Familie für bestimmte MigrantInnengruppen (beispielsweise aus der Türkei) nach wie vor ein wichtiger Faktor für die materielle Absicherung im Alter, wodurch sich ganz bestimmte Erwartungen der Eltern an ihre Kinder ergeben, welche diese in hohem Maße antizipieren. Ebenso führt Migration in der Regel zu einer Intensivierung der Generationenbeziehungen. Die Transmission von Werten, Normen, Einstellungen und Verhaltensmuster zwischen den Generationen wird als notwendige Bedingung für kulturelle Gemeinsamkeiten und Kontinuität betrachtet (vgl. Nauck 2004: 83ff).

Für Nauck ist soziale Integration nicht mehr daran messbar, inwieweit sich MigrantInnen mit der Aufnahmegesellschaft identifizieren oder ob sie gemäß ihrer Positionierung auf Statusdimensionen im Vergleich zur Referenzpopulation relativ niedriger platziert sind, sondern inwieweit sie von knappen, hochbewerteten Gütern der Aufnahmegesellschaft ausgeschlossen sind oder an ihnen partizipieren. Er verwendet hierfür die Begriffe *Exklusion* und *Inklusion* (vgl. Nauck 1999: 479ff).

Außerdem sind soziale Platzierungsprozesse für Nauck hauptsächlich das Ergebnis elterlichen Einsatzes. Somit stellt sich bei der Untersuchung von sozialer Benachteiligung nicht die Frage, ob Angehörige verschiedener sozialer Gruppen ungleiche Verteilungen auf den jeweiligen Statuspositionen aufweisen, sondern welche Unterschiede in der intergenerativen Transmission von kulturellem, sozialem und ökonomischem Kapital bestehen (vgl. Nauck 2001: 197ff). Hier zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede. Bei der Mutter-Tochter-Dyade finden diese Transmissionsprozesse intensiver statt als bei der Vater-Sohn-Dyade (Nauck, Kohlmann et al. 1997: 477ff). Auch das Ausmaß an interethnischen Kontakten der Kinder ist abhängig von jenen des gleichgeschlechtlichen Elternteils und von dessen ethnischer Identifikation. Er konnte zudem zeigen, dass die Bildung der Eltern einen positiven Effekt auf die Deutschkenntnisse und auf die soziale und identifikative Assimilation der Kinder hat.

Ergänzend zu den bisher diskutierten Theorieansätzen soll ein drittes Konzept zur sozialen Integration, das seine empirische Basis im deutschsprachigen Raum hat, nämlich mit jenem von Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (1998, 1999), herangezogen werden. Hoffmann-Nowotny beschreibt Migration als individuelle Strategie der sozialen Besserstellung, wobei er die Chancen auf Integration und Assimilation als begrenzt betrachtet. Diese Einschränkung wird vor allem durch räumliche Segregation, d.h. Ghettoisierung und Verslummung von Bezirken, die aufgrund des Wegziehens von Einheimischen und mobilitätsorientierten MigrantInnen aus bestimmten Stadtteilen, zustande kommt. Die Konstituierung von EinwanderInnen als ethnische Gemeinschaften mit einem zunehmenden „Gemeinsamkeitsglauben“ reduzieren die Eingliederungschancen zusätzlich (Hoffmann-Nowotny 1999: 142). Infolge des sozialen Wandels entstehen in den Einwanderungsgesellschaften strukturelle und kulturelle Spannungen, welche zu einer Desorientierung der Individuen (Anomie) und zu einer verstärkten Wahrnehmung von Minderheiten und fremden Gruppen führt. Diese Anomie steigert die Bereitschaft, Minderheiten oder MigrantInnen als „Sündenböcke“ zu identifizieren und zu diskriminieren (vgl. Hoffmann-Nowotny 1999: 147).

Die gesellschaftliche Konstituierung durch Grenzziehungsprozesse findet in Essers modelltypischer Herangehensweise kaum Berücksichtigung. In seinem migrationstheoretischen Ansatz wird die Aufnahmegesellschaft als ein kohäsives System konzipiert (Esser 2001). Die Konzeption des „Anderen“ (Barth Ethnic groups and boundaries:

the social organization of culture difference 1969; Eriksen 1994) wie etwa „ungebildete Gastarbeiter“ vs. „deutsches Bildungsbürgertum“, „islamischer Orient“ und „christliches Abendland“, „unterdrückte Migrantin“ vs. „gleichberechtigte deutsche Frau“ wird als notwendiges Gegenüber in Identifikationsprozessen in seiner konstituierenden Bedeutung unterschätzt.

Wenn Integration auch als die emotionale Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe bzw. Gesellschaft verstanden wird, ist es von Bedeutung, wie *in-groups* und *out-groups* definiert werden. Der Konstruktion von ethnischen Kategorien (Gruppen) in „*Ethnic Groups and Boundaries*“ ist Fredrik Barth (*Ethnic groups and boundaries: the social organization of culture difference* 1969) nachgegangen. Ethnizität ist demnach ein sozialer Prozess der Grenzziehung. Individuelle Handlungen, Einstellungen, körperliche Merkmale und Gegenstände können als Markierungen im Grenzziehungsprozess verwendet oder mit Bedeutung aufgeladen werden. Ethnische Zugehörigkeit wird demzufolge in Interaktionsprozessen durch Handlungen und Einstellungen re/produziert, die als sozial relevante Unterscheidungen zwischen *in-groups* und *out-groups* fungieren. Grenzziehungen sind folglich soziale Prozesse, die von Uneindeutigkeit, Veränderbarkeit und Durchlässigkeit bestimmt sind (vgl. auch Eriksen 1994). In der ethnologischen Forschung wurden diese Prozesse vor allem in außereuropäischen Kontexten untersucht. Aber seit Anfang der 1990er findet dieser Ansatz auch in der Migrationsforschung im Kontext westlicher Einwanderungsgesellschaften Anwendung. Im Kontext der US-amerikanischen Gesellschaft unterscheiden Richard Alba und Victor Nee (2003) drei verschiedene Formen der Veränderung von Zugehörigkeit und Grenzziehungen: a) Überschreitung von Grenzen durch Wechsel in eine andere Gruppe, b) Verwischung von Grenzen und c) Verlagerung von Grenzen (Alba und Nee 2003: 11ff). Es vollziehen sich sowohl in der Aufnahmegesellschaft, als auch unter den EinwanderInnen sowie in etwaigen „communities“ Veränderungen im Grenzziehungsprozess. Alba und Nee (2003; 2004) verstehen Assimilation⁷ als einen intergenerativen, wechselseitigen Prozess zwischen EinwanderInnen und Aufnahmegesellschaft. Eine wichtige Funktion haben dabei institutionelle Mechanismen, wie etwa rechtliche Standards und Anti-Diskriminierungsmaßnahmen.

⁷ In wissenschaftlichen Diskursen aus dem englischsprachigen Raum ist der Begriff der Assimilation durchwegs gebräuchlich und meint nicht die völlige Angleichung der MigrantInnen an die Mehrheitsgesellschaft. Er wird eher im Sinne des deutschsprachigen Begriffes der Integration verwendet.

Die unterschiedliche zeitliche Struktur von Integrationsprozessen – am individuellen tagtäglichen Leben gemessen und über Generationen hinweg – werden in dem migrationstheoretischen Ansatz von Esser häufig vermischt.⁸ Die unterschiedlichen Dynamiken sind abhängig von biografischen (Familiengründung, Pensionierung) und Generationenverläufen (Nachkommen leben im Einwanderungsland), wirtschaftlichen (Rezession und Aufschwung) und politischen Entwicklungen (Herkunftsland wird EU-Mitgliedsstaat, islamistisch markierter Terror als globales Phänomen).

Wiewohl im theoretischen Überbau Essers die Mehrheitsgesellschaft als moderne differenzierte Gesellschaft mit all ihren Spannungen und Widersprüchen konzeptualisiert wird, erscheint sie bei der Analyse der empirischen Daten als positiv besetztes, integriertes System. Fallweise tritt ein idealisiertes Selbstbild (z. B. Nachbarschaft, Familie) anstelle empirisch überprüfter Realitäten. Kognitive Dissonanz wird nicht als Regelfall gesehen (Strauss und Quinn 1997: 213-230), was unter anderem zur Folge hat, dass Mehrfachidentitäten als problematisch, weil aufwändig beurteilt, und als Ausnahmephänomen abgetan werden.

In Essers Ansatz werden Institutionen der Aufnahmegesellschaft in ihren Auswirkungen auf Sozialintegration nicht ausreichend berücksichtigt, insbesondere bezüglich intergenerationaler sozialer Mobilität. Schulsysteme und die Strukturierung des Übergangs zum Arbeitsmarkt haben große Auswirkungen auf die Chancen der zweiten Generation, die durch den fehlenden internationalen Vergleich bei Esser unhinterfragt bleiben (vgl. Crul und Vermeulen 2003).

Nicht nur etwaige Unterschiede zwischen EinwanderInnen bestimmter Herkunftsländer sondern auch der jeweilige nationale Kontext werden in der Theoriebildung zur Integration zunehmend berücksichtigt. Die Unterschiede in der Geschichte (Kolonialmächte, historische Beziehungen zu bestimmten Gruppen etc.), zwischen nationalen Selbstverständnissen (republikanisch, ethnisch, liberal) und Einwanderungspolitiken im 20. Jahrhundert sind im europäischen Zusammenhang offensichtlich, ihre Auswirkungen auf die Integration von Neuankommenden ist jedoch schwierig zu bewerten. So führte es durchaus zu einiger

⁸ Geht es das eine Mal um die unausweichliche Assimilation als Angleichung der Verteilung von Positionen zwischen EinwanderInnen und Mehrheitsgesellschaft, wird an anderer Stelle zum generationenübergreifenden Blick geschwenkt und vom „melting pot“ gesprochen, und später aber, wenn es etwa um Assimilationsbereitschaft (in Essers Termini „*Investition in das Erlernen bestimmter Fähigkeiten und Fertigkeiten*“) geht, stehen MigrantInnen der ersten Generation und ihr (sprachliches) Verhalten im Mittelpunkt.

Irritation als Dietrich Thränhardt Ende der 1990er Jahre von einer geglückteren Eingliederung der ehemaligen GastarbeiterInnen in Deutschland als in den Niederlanden sprach, da die Ergebnisse seiner quantitativen Empirie zeigten, dass es in Deutschland gerade unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund zu bedeutend geringerer Arbeitslosigkeit kommt als in den Niederlanden (Thränhardt 1998).

Die bisher diskutierten theoretischen Ansätze und vor allem die kritische Auseinandersetzung mit dem migrationssoziologischen Zugang Hartmut Essers bildeten die Basis für die Erstellung des in der vorliegenden Studie verwendeten Leitfadens für die problemzentrierten Interviews. Wie oben dargelegt wurde, unterscheidet Hartmut Esser vier Dimensionen von Sozialintegration - *Kulturation, Plazierung, Interaktion* und *Identifikation* – sowie vier mögliche Ausgänge des Eingliederungsprozesses von MigrantInnen - *Marginalität, Segmentation, Assimilation* und *Mehrfachintegration*. Die zentrale Bedeutung seines Ansatzes ist unumstritten, auch wenn die oben durchgeführte Diskussion verschiedener Migrations- und Integrationstheorien die Schwachstellen seines Ansatzes aufzeigen konnten. Trotz theoretischem Vorwissen blieb in der Interviewsituation das Prinzip der Offenheit, welches qualitativen Interviews zugrunde liegt, erhalten, indem den Befragten lediglich Erzählimpulse gegeben wurden und somit ihr subjektives Bedeutungssystem weitestgehend Beachtung fand. Die Ergebnisse der problemzentrierten Interviews wurden nach erfolgter Auswertung wiederum mit den diskutierten migrations- und integrationstheoretischen Konzepten verknüpft und kritisch besprochen.

Forschungsansatz

Die Untersuchung eines empirischen Phänomens erfordert ein komplexes Forschungsdesign, das sich durch eine genaue Operationalisierung des Forschungsinteresses und eine adäquate Erfassung des Forschungsgegenstandes auszeichnet. Das Forschungsdesign der vorliegenden Studie sieht die Verknüpfung deduktiver und induktiver Methodik vor und ermöglicht dadurch die Pluralität, Divergenz, Konvergenz und Komplexität sozialer Integration von MigrantInnen aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Den Statuspassagen und Risikolagen im Migrationsverlauf wurden sowohl bei der Erhebung des quantitativen als auch qualitativen Datenmaterials besondere Bedeutung zugeschrieben. Da für die hier bearbeitete Fragestellung bereits ein quantitativer Datensatz und diverse Analysen zu verschiedenen subsumierbaren Problemlagen vorlagen, sollten zur Vertiefung der Erkenntnisse und des Wissens über Migrationsverläufe von MigrantInnen 30 problemzentrierte Interviews mit Personen durchgeführt werden, die ebenso an der quantitativen LIMITS Befragung im Jahr 2004 teilgenommen haben. Insbesondere die komplementäre Anwendung unterschiedlicher Erhebungs- und Analyseverfahren an den gleichen Untersuchungseinheiten – die *Triangulation* anhand verknüpfter Stichproben - fand bis jetzt in der Forschung lediglich vereinzelt statt.

In den letzten Jahren wird im sozialwissenschaftlichen Methodendiskurs vermehrt auf das Konzept der *Triangulation* verwiesen bzw. zurückgegriffen. *Triangulation* bezeichnet allgemein eine Form der Annäherung an einen Untersuchungsgegenstand, der auf Basis empirischer Daten multiperspektivistisch beforscht werden soll: „*In der Sozialforschung wird mit dem Begriff der ‚Triangulation‘ die Betrachtung eines Forschungsgegenstandes von (mindestens) zwei Punkten aus bezeichnet*“ (Flick 2000: 309; 2004: 11). Definiert wird *Triangulation* vor allem als „*die Kombination von Methodologien bei der Untersuchung des selben Phänomens*“ (Denzin 1989: 291. zit. nach FLICK 1995: 432). Allerdings reicht diese Kombination über die Idee hinaus, lediglich unterschiedliche Methoden zur Erforschung eines sozialen Phänomens einzusetzen, wenngleich die Methoden-Triangulation das bekannteste und am häufigsten verwendete unter den Triangulationsmodellen darstellt. Das Potenzial einer solchen Methodenkombination liegt dabei insbesondere darin, „*unterschiedliche Perspektiven zu verbinden und möglichst unterschiedliche Aspekte des untersuchten Gegenstandes zu thematisieren*“ (Flick 1995: 433). Dennoch soll auch an dieser Stelle darauf verwiesen

werden, dass sich die Durchführung quantitativer und qualitativer Forschung nicht nur in den Methoden des Datengewinns unterscheiden, „*sondern in einem noch grundsätzlicheren Aspekt, in der Strategie der Forschungsdurchführung*“ (Witt 2001). Es werden unterschiedliche Methoden und Erhebungsinstrumente zur Untersuchung eines Gegenstandsbereichs angewendet, wobei die unterschiedlichen Zugänge zur sozialen Wirklichkeit - von denen jedes die Wirklichkeit auf spezifische Weise mitkonstruiert - bestimmten erkenntnistheoretischen Prämissen folgen.

Bei der Frage nach der angemesseneren Erfassung des interessierenden empirischen Gegenstandes durch eine triangulative Vorgehensweise ist zu beachten, dass jede Methode ihre spezifischen Ergebnisse konstituiert. Es kann daher im Rahmen der Triangulation nicht per se von einer höheren Validität der Daten oder der Ergebnisse ausgegangen werden. Die jeweils auf das spezifische Forschungsinteresse abgestimmte Form der Triangulation ist entscheidend, wenn es um die Beurteilung der Frage einer (möglichen) Validierung von Forschungsergebnissen geht. Kelle und Erzberger diskutieren zwei Lesarten der Triangulationsmetapher: „*Triangulation als kumulative Validierung von Forschungsergebnissen und Triangulation als Ergänzung von Perspektiven, die eine umfassendere Erfassung, Beschreibung und Erklärung eines Gegenstandsbereichs ermöglichen [...]*“ (Kelle und Erzberger 2004: 303f.). Dabei wird in der Literatur die Komplementarität der Perspektiven gegenüber der Validierung von Ergebnissen hervorgehoben. Beinahe provoziert die Entscheidung, qualitative und quantitative Methodik zu verbinden, die Frage, wie die Datensätze zueinander platziert werden – gleichberechtigt oder subordiniert – und wie der Forschungsprozess vonstatten gehen soll – parallel oder phasenförmig (vgl. Flick 2004: 67-85).

Wir gehen davon aus, dass die Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Forschung für die Analyse eines facettenreichen und komplexen Phänomens, wie das der sozialen Integration von MigrantInnen, notwendig und sinnvoll ist. In der vorliegenden Studie wird eine *Between-Method-Triangulation* verwendet, die auf der Kombination verschiedener Forschungs- bzw. Erhebungsmethoden aufbaut. Die Forschungsergebnisse verhalten sich jedoch komplementär zueinander, d.h. sie ergänzen sich gegenseitig, wobei bei der *Between-Method-Triangulation* grundsätzlich von einer höheren Validität des Datenpools ausgegangen werden kann, denn das interessierende Phänomen wird hier durch mindestens zwei verschiedene Erhebungsmethoden erfasst (Jakob 2001: 3). Vor allem in der

Lebenslaufforschung lassen sich, nach Kelle und Erzberger, statistisch feststellbare Unterschiede zwischen bestimmten Berufsgruppen oft nur auf der Basis zusätzlichen qualitativen Materials erklären (Kelle und Erzberger 2004: 304f.). Zentrale und leitende Idee des hier gewählten Multi-Methodenansatzes war, die Ergebnisse bzw. Einsichten aufgrund der Rekonstruktion der subjektiven Sinnsetzungen, Relevanzsysteme und Handlungsorientierungen der befragten MigrantInnen im Rahmen der qualitativen Erhebung zu erfassen und sie mit den Ergebnissen der Re-Analyse des Datenmaterials aus der retrospektiven LIMITS-Studie zu verknüpfen. Durch den Rückbezug der rekonstruierten subjektiven Deutungsmuster auf die standardisierten Daten lassen sich wichtige Rückschlüsse hinsichtlich der Geeignetheit bzw. Tauglichkeit einzelner Konzepte der theoretischen Ansätze zur Migration und Integration darstellen.

Forschungsdesign

Durch die Integration quantitativer und qualitativer Herangehensweisen mittels eines Triangulationsmodells (Mayring 2001) will das Projekt „SiM - *Social Integration of Migrants*“ einen neuen Blick auf die Migrationsbiographien von MigrantInnen ermöglichen. Aufbauend auf den im Kapitel *Forschungsansatz* beschriebenen Vorteilen eines solchen Multimethodenansatzes wird in der vorliegenden empirischen Studie eine *Between-Method-Triangulation* in der Form eines *Komplementaritätsmodells* durchgeführt, denn die vorliegende Untersuchung erfolgte mittels zweier verschiedener Erhebungs- (und damit auch zwei Auswertungs-)Methoden. Dabei wird ein besonderes Augenmerk auf die methodische Offenheit und Reflexion der Probleme spezifischer quantitativer und qualitativer Verfahren gelegt.

In einem ersten quantitativen Schritt (siehe Schritt 1, Abbildung 1) wurden Längsschnittdaten von 600 in Wien lebenden serbischen und türkischen MigrantInnen der ersten Generation, welche im Rahmen des LIMITS-Projekts erhoben wurden, re-analysiert. Das LIMITS-Projekt wird als Grundlage für die quantitative Analyse herangezogen, weil es sich bei diesen Daten um die ersten Lebensverlaufsdaten von MigrantInnen in Österreich handelt.

Das von der Europäischen Kommission geförderte LIMITS-Projekt ist Teil einer auf drei Jahre angelegten vergleichenden Studie in sechs europäischen Ländern⁹. Ziel der Untersuchung ist es, den Einfluss individueller und struktureller Faktoren auf individuelle Entscheidungen im Migrationsverlauf zu eruieren, die MigrantInnen zur Erhöhung ihrer persönlichen Lebensqualität treffen. Im Blickfeld stehen dabei sowohl biographische und ökonomische Statuspassagen als auch Strategien der MigrantInnen in der Auseinandersetzung mit Restriktionen, die aus ihrem Minderheitenstatus im Einwanderungsland erwachsen. Neben ökonomischen Bewältigungsstrategien gehören dazu die Bereitschaft, sich im Rahmen der Institutionen der Aufnahmegesellschaft zu betätigen, aber auch der Rückzug aus der gesellschaftlichen Partizipation und die Hinwendung zu ethnisch-spezifischen Vergesellschaftungsformen und religiösen Gruppierungen. Das Erhebungsdesign der

⁹ Nähere Informationen über das LIMITS-Projekt siehe www.limits-net.org.

LIMITS-Studie sieht die Befragung von Samples der gleichen Herkunft (z. B. aus der Türkei und aus Ex-Jugoslawien) mit einem identischen Instrument in den unterschiedlichen national-lokalen Kontexten (Amsterdam, Rotterdam, Uppsala, Lissabon, Bielefeld, Wien) vor. Je Gruppe wurden 300 standardisierte *face-to-face* Interviews mit Personen, die einen Mindestaufenthalt von 15 Jahren im jeweiligen Aufnahmeland und ein Mindestalter von 35 Jahren aufweisen, geführt. Pro Land gelangten zwei Herkunftsgruppen (n=600) in die Untersuchung. Die daraus entstandene Datenbasis erlaubt sowohl einen Vergleich zwischen Herkunftsgruppen über Länder hinweg, als auch einen Aufschluss über gruppenspezifische Unterschiede innerhalb einer Stadt (eines Landes).

Bei der Re-Analyse der LIMITS-Daten wurde die relativ neue Methode des Optimal Matching angewandt.¹⁰ Diese, ursprünglich für die Analyse von DNA-Sequenzen entwickelte Methode, ermöglicht das Erfassen von verschiedenen Zustandsabfolgen, und lässt es zu, diese so gebildeten Abfolgen miteinander in Bezug zu setzen. Dadurch wird eine Gruppierung einander ähnlicher Sequenzen auf rein statistischer Basis ermöglicht. Die in einem zweiten Schritt angewandte Methode der *Multidimensionalen Skalierung* ermöglichte die Typologisierung (Clustering) der Erwerbs-, Wohn- und Sprachbiographiesequenzen. Die daraus entstandenen Sequenz-Cluster bildeten die Basis für die Stichprobenziehung der qualitativen Befragung (siehe Schritt 2, Abbildung 1).

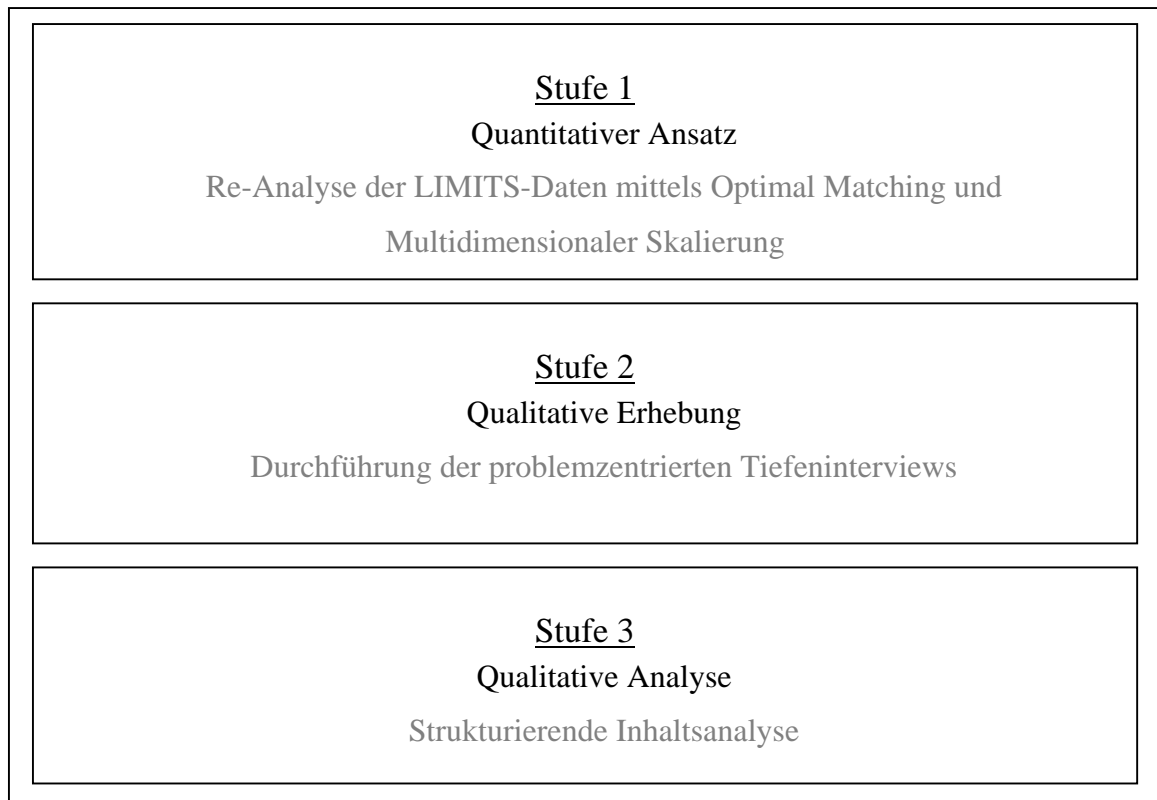
Es wurden 30 qualitative, problemzentrierte Interviews mit Repräsentanten verschiedener, aus der quantitativen Analyse entstandenen, Gruppen (Cluster) durchgeführt, wobei auf eine ausgewogene Geschlechts- und Herkunftsverteilung innerhalb der Stichprobe Rücksicht genommen wurde. Ziel war dabei nicht die Validierung der entstandenen Gruppen, sondern eine vertiefende Analyse individueller Situationen und Coping-Strategien von MigrantInnen in Abhängigkeit ihrer Positionierung auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt im Migrationsverlauf zu ermöglichen.

Nach der qualitativen Erhebungsphase und der Transkription der Interviews durch die muttersprachlichen InterviewerInnen (siehe Abbildung 1, Stufe 3) erfolgte eine softwaregestützte (MaxQDA) Auswertung der problemzentrierten Interviews, die eine erste Kodierung

¹⁰ Die LIMITS-Daten wurden vor allem mit einem ereignisanalytischen Ansatz (TDA) ausgewertet. In der sogenannten *transition data analysis* (TDA) wird die Übergangsrate von einem Zustand (*state*) in einen anderen als abhängige Variable definiert. Die Methoden des Optimal Matching und der Multidimensionalen Skalierung wurden ausschließlich im Rahmen des hier vorliegenden Projekts angewandt.

des Datenmaterials, sowie Rekonstruktion der subjektiven Deutungsmuster im Sinne einer Kategorienbildung inkludierte. Dem folgte die *strukturierende Inhaltsanalyse*, die entlang einer *thematisch vergleichenden und fallübergreifenden Dimensionierung* (Kelle und Kluge 1999) vorgenommen wurde.¹¹

Abbildung 1 Ablauf der Studie



Zur Realisierung der angestrebten Forschungsziele war es aus methodologischer Sicht unumgänglich, die herkömmlichen Pfade von standardisierter *versus* nichtstandardisierter Erhebung zu verlassen. Zentrale und leitende Idee dieses Multi-Methodenansatzes war es, durch eine spezifische Kombination der Erkenntnisse die beiden Datenmaterialien eng miteinander zu verschränken bzw. zu verzahnen – und somit nicht nur schlicht nebeneinander zu stellen bzw. getrennt voneinander abzuhandeln.

Bezüglich der Erhebung und Auswertung der Daten wurde detailliert in folgender Reihenfolge vorgegangen.

¹¹ Eine detaillierte Darstellung der Analysemethode der qualitativen Phase siehe weiter unten.

Stufe 1: Quantitativer Ansatz – Re-Analyse der LIMITS-Daten

Methodischer Zugang

Die Methode des Optimal Matching, welche ursprünglich für die Analyse von DNA-Strukturen entwickelt wurde, findet zunehmend auch Anwendung in anderen Wissenschaftsdisziplinen (Schaeper 1999; Aisenbrey 2000). Ziel dieser Vorgehensweise ist es, verschiedene Merkmalsmuster von Zustandssequenzen zu vergleichen. Hierzu werden in Paarvergleichen die jeweiligen Unterschiede zwischen zwei Sequenzen, welche in „imaginären Kosten“ ausgedrückt werden, ermittelt. Die Modifikationen, die an einer Sequenz vorgenommen werden müssen, um mit der Vergleichssequenz übereinzustimmen, werden dazu mit einer Kostenstruktur belegt. Um die Sequenzen anzugleichen, sind folgende Operationen möglich:

- *insert/ delete*: Hierbei wird ein Zustand eingefügt bzw. gelöscht (in der Literatur wird diese Operation meist kurz „*Indel*“ genannt);
- *modify*: Damit ist das Verändern eines Zustands gemeint.

Diesen Operationen werden jeweils Kosten zugeordnet. Wie hoch diese Kosten angesetzt werden, bleibt den theoretischen Überlegungen der ForscherInnen überlassen. Anschließend können Sequenzen, welche einander ähnlich sind und folglich zueinander niedrige Kosten aufweisen, in Cluster(n) bzw. Gruppen zusammengefasst werden.

Vorannahmen

Wie in jeder höheren Methode müssen auch im Fall des Optimal Matching Vorannahmen getroffen werden. Diese betreffen vor allem die zu verwendenden Kosten als auch die Methode, wie mit verschieden langen Sequenzen umgegangen werden soll.

Bei der Festsetzung der Kostenstruktur hat sich in einschlägigen Untersuchungen ein Schlüssel bewährt, welcher auch im vorliegenden Projekt zur Anwendung kam. Demnach sind die *Modifikationskosten* (zwei Punkte) gleich den doppelten *Indelkosten* (ein Punkt). Dadurch wird gewährleistet, dass der Algorithmus keine Unterscheidung zwischen *Modifikationskosten* und *Indelkosten* treffen muss, welche theoretisch schwierig zu argumentieren wäre.

Unterschiedliche Sequenzlängen stellen für das *Optimal-Matching-Verfahren* ein weiteres Problem dar, mit dem auf zwei Arten umgegangen werden kann:

- 1) Die unterschiedlichen Sequenzlängen werden nicht gesondert behandelt. Damit werden höhere Kosten für unterschiedlich lange Sequenzen riskiert. Inhaltliche Unterschiede werden dadurch verdeckt. Deshalb ist dies nur bei Sequenzen mit nicht allzu großen Längenunterschieden anzuraten.
- 2) Die längere Sequenz wird verkürzt, indem sie passend zur Vergleichssequenz abgeschnitten wird. Der abgeschnittene Teil der längeren Sequenz wird dadurch aus dem Vergleich ausgeklammert. Die Schattenseite dieser Vorgehensweise ist, dass bei unterschiedlichen Sequenzlängen Informationen über Zustände der letzten Jahren der längeren Sequenz nicht berücksichtigt werden.

Aufgrund der unterschiedlichen Längen der arbeits- und wohnbiographischen Zustandssequenzen in den LIMITS-Daten haben wir uns für die zweite Vorgangsweise entschieden. Dadurch kann ein eindeutiger inhaltlicher Vergleich erzielt und der zeitlichen Dynamik von Integrationsmustern Rechnung getragen werden.

Stufe 2: Durchführung der problemzentrierten Tiefeninterviews

Interviewtechnik

Ein Grundprinzip qualitativer Forschung ist nach Kruse (2005) die Offenheit der Kommunikation. Darüber hinaus soll qualitative Forschung deutend und sinnverstehend angelegt sein.

Qualitative Interviews können je nach Forschungsinteresse unterschiedlich stark strukturiert werden. Die Interviewform mit dem niedrigsten Grad an Fremdstrukturierung wird als narratives Interview bezeichnet (Schütze 1977) und besteht hauptsächlich aus einer Erzählung des Befragten. Bei dieser Form des Interviews hat die Forscherin/ der Forscher am wenigsten Steuerungsmöglichkeiten und wertet das Interview anschließend aus.

Im Gegensatz dazu ist das problemzentrierte Interview an unterschiedlichen sozialen Problemstellungen interessiert, welche aus der Sicht der Befragten dargestellt und erörtert werden sollen. Das problemzentrierte Interview wird leitfadengestützt durchgeführt, was bedeutet, dass die Interviewerin/ der Interviewer Fragen stellt, die auf problemorientiertem Vorwissen basieren. So werden unter anderem theoretische Erkenntnisse in deduktiver Weise

von Forschenden genutzt, um die Interviewees damit zu konfrontieren. Trotzdem bleibt das Prinzip der Offenheit, welches qualitativen Interviews zugrunde liegt, erhalten, indem die Befragten lediglich Erzählimpulse bekommen, wobei ihr subjektives Bedeutungssystem erhalten bleibt. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das in dieser Studie verwendete problemzentrierte Interview deshalb gewählt wurde, weil es einerseits persönliche Handlungen sowie individuelle Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen sozialer Wirklichkeit möglichst unvoreingenommen erfasst und andererseits „*der Interviewer die vorgängige Kenntnisnahme von objektiven Rahmenbedingungen der untersuchten Orientierung und Handlungen*“ (Witzel 2000: 4) nutzt.

Leitfadenerstellung

Der Leitfaden wurde so konzipiert, dass die zentralen Dimensionen des Forschungsprojektes darin enthalten waren, um so auch den InterviewerInnen einen Orientierungsrahmen und eine Gedächtnisstütze zu bieten. Lediglich die Einstiegsfrage wurde vorformuliert, während andere interessierende Dimensionen in Form von Fragenimpulsen in das Gespräch einfließen sollten, um gegebenenfalls ein Versiegen des Erzählflusses zu verhindern. Nach der Erzählaufforderung wurden die InterviewerInnen angewiesen, folgende Themenbereiche im Gesprächsverlauf abzudecken (siehe auch vollständiger Leitfaden im Anhang):

- Migrationsgründe
- Sprache
- Arbeit
- Netzwerke
- Wohnen
- Diskriminierungserfahrungen, Identifikationsprozesse
- Zukunftspläne, Rückkehrabsichten, Bewertung des sozio-politischen Systems Österreichs

Der Leitfaden diene gleichsam als Begleitung des Kommunikationsprozesses und Kontrollinstrument für die InterviewerInnen, inwieweit die einzelnen Elemente im Laufe des Gesprächs behandelt worden sind. Die Dauer der einzelnen Interviews sollte möglichst 90

Minuten nicht überschreiten, um den Transkriptions- und Übersetzungsaufwand in Grenzen zu halten.

Stichprobenplan der qualitativen Interviews

Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte nach einer vierstufigen Schichtung. In einer ersten Stufe wurden drei, aus den Ergebnissen der quantitativen Analyse besonders interessante, Cluster ausgewählt. Hierbei handelt es sich um:

Cluster 1: Personen, welche während ihres Aufenthalts in Österreich durchgängig erwerbstätig waren

Cluster 2: Personen, die zu Beginn ihres individuellen Migrationsprojektes Probleme hatten am österreichischen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen

Cluster 3: Personen, deren Erwerbsbiographien immer wieder Unterbrechungen aufwiesen.

Den Clustern 4 und 5 wurden aufgrund der Stichprobengröße von 30 Personen vorerst keine Interviews zugeteilt, da es sonst zu Problemen mit der Darstellungsqualität der ausgewählten Cluster kommen hätte können.

In einem zweiten Schritt wurden die Personen nach Herkunft (Serbien, Türkei) in zwei gleich große Gruppen und diese Gruppen wiederum nach Geschlecht, wobei ein relatives Gleichgewicht der Geschlechter erreicht werden sollte, unterteilt. In einer abschließenden Schritt wurde zusätzlich noch nach den Sprachkenntnissen getrennt, denn es sollten ähnlich viele Personen mit guten sowie mit schlechten Deutschkenntnissen (aufgrund ihrer Selbsteinschätzung) interviewt werden.

Aus dieser Trennung in 3 Cluster mal 2 **Ethnien** mal 2 **Geschlechtsausprägungen** mal 2 Ausprägungen der **Deutschkenntnisse** entstanden 24 Merkmalsgruppen. Die Gruppenbelegung reichte von einer Person mit der Merkmalskombination „Probleme am Arbeitsmarkt“, serbischer Herkunft, männlich und schlechten Deutschkenntnissen bis zu 69 Personen mit der Merkmalskombination „durchgängig erwerbstätig“, Herkunft Serbien, männlich mit schlechten Deutschkenntnissen.

In jeder der 24 theoretischen Gruppen sollte ein Interview gemacht werden, in den sechs Gruppen mit besonders starken Belegungen zwei Interviews.

Dieser Stichprobenplan konnte nahezu vollständig durchgehalten werden. Lediglich in drei Gruppen konnte die erforderliche Anzahl von InterviewpartnerInnen nicht erreicht werden,

weil diese Personen entweder nicht mehr auffindbar waren oder ihre Zustimmung zu einem Interview verweigerten.

Aus diesem Grund wurde entschieden, zwei Interviews in dem besonders homogenen und kleinen Cluster 5, „durchgängig begründete Erwerbslosigkeit“, durchzuführen. Dadurch konnten auch Einblicke in diese Gruppe der Migrantinnen gewonnen werden.

Selektion und Einschulung der InterviewerInnen

Die im Rahmen dieses Projekts beschäftigten InterviewerInnen wurden aus dem im Verlauf des LIMITS-Projekts aufgebauten Pool von muttersprachlichen InterviewerInnen ausgesucht. Das Studiendesign verlangte, dass die Durchführung, Transkription und Übersetzung der problemzentrierten Interviews von muttersprachlichen InterviewerInnen durchgeführt wird. Daher war bei der Selektion der InterviewerInnen das Vorhandensein von sprachlichen Kompetenzen sowohl in der Muttersprache, Türkisch oder Serbisch, als auch der deutschen Sprache von hoher Bedeutung. Ein weiteres Kriterium für die Selektion der InterviewerInnen war neben der ausgewogenen Geschlechterverteilung ein hoher Bildungsabschluss.

Die Schulung der InterviewerInnen inkludierte eine Einführung zum Design und den Forschungszielen der Studie und war stark auf den entwickelten Leitfaden ausgerichtet. Es wurde betont, dass in den qualitativen Interviews die subjektiven Deutungen, Sichtweisen und Einschätzungen der Befragten zu ihrem Migrations- und Integrationsverlauf von Interesse sind. Dies wurde von den InterviewerInnen, als Ergänzung zu der standardisierten LIMITS-Befragung im Jahr 2004, sehr positiv aufgenommen. Nach Möglichkeit wurden den InterviewerInnen, entlang des entwickelten Rasters, solche InterviewpartnerInnen zugewiesen, die sie selbst schon im Rahmen von LIMITS befragt hatten, um das bereits aufgebaute Vertrauensverhältnis zu den Interviewees zu nutzen.

Stufe 3: Auswertung und Interpretation der problemzentrierten Tiefeninterviews

Strukturierende Inhaltsanalyse

Die Inhaltsanalyse ist eine systematische Auswertung von Kommunikationsmaterial, die formale Aspekte ebenso wie latente Sinngehalte aus Texten herausarbeitet. „Der

Grundgedanke einer qualitativen Inhaltsanalyse besteht nun darin, die Systematik (strenge Regelgeleitetheit, Kommunikationseinbettung, Gütekriterien; s.u.) der Inhaltsanalyse für qualitative Analyseschritte beizubehalten, ohne vorschnelle Quantifizierung vorzunehmen“ (Mayring 2004: 469).

Nach Mayring (2004) bestehen unterschiedliche qualitativ-inhaltsanalytische Verfahren: a) zusammenfassende Inhaltsanalyse, b) induktive Kategorienbildung, c) explizierende Inhaltsanalyse und d) strukturierende Inhaltsanalyse. Die Vorgehensweise der gegenwärtigen Studie orientiert sich an der strukturierenden Inhaltsanalyse. Diese versucht unter vorher festgelegten Ordnungskriterien bestimmter Aspekte aus den Interviewtexten herauszufiltern. Die Ordnungskriterien (Kategorien) basieren auf dem Theoriewissen der ForscherInnen und AkteurInnen im Forschungsfeld. *„Das theoretische Vorwissen des qualitativen Forschers oder der qualitativen Forscherin umfasst in der Regel nicht nur empirisch weitgehend gehaltlose abstrakte theoretische Konzepte und Alltagskonzepte, sondern auch empirisch gehaltvolle Theorien“ (Kelle und Kluge 1999: 65).* Dabei wurde die Kategorienbildung sehr sensibel vorgenommen, um die Gefahr der Überlagerung der Relevanzsetzungen der Befragten zu umgehen. Die im Leitfaden berücksichtigten Themenbereiche wurden im Analyseschritt der Kategorienbildung erneut im Team diskutiert und nach erster Sichtung der Interviews als relevant für die systematische Strukturierung des Interviewmaterials eingeschätzt. Dadurch konnte die Offenheit des Herangehens an das Datenmaterials gesichert werden und so *„das gesamte Spektrum der relevanten Handlungsorientierung“ (Kelle und Kluge 1999: 66)* der MigrantInnen berücksichtigt werden. Zur weiteren Strukturierung nach Subkategorien und Dimensionen wurden weitere relevante Merkmale identifiziert. Dadurch sollte das von den anfangs festgelegten Kategorien eröffnete Analysespektrum weiter verfeinert werden. Die Bildung dieser Subkategorien diene einerseits der Beschreibung von Heterogenität und Varianz im Datenmaterial und sollte andererseits die Vergleichbarkeit der einzelnen Interviews sichern. Auch an dieser Stelle wurde in den Team-Sitzungen auf Alltagswissen und soziologische Konzepte zurückgegriffen (vgl. Strauss 1991). Durch eine *„synoptische Analyse“* des Datenmaterials wurde das anfangs entwickelte Kategorienschema mittels des Vergleichs von Textpassagen bearbeitet. Nach Kelle und Kluge lassen sich zwei unterschiedliche Vorgehensweisen unterscheiden – fallvergleichende Dimensionierung und thematisch vergleichende und fallübergreifende Dimensionierung (Kelle und Kluge 1999: 70).

Die Vorgehensweise unserer software gestützten (MaxQDA) Analyse orientierte sich dabei an der thematisch vergleichenden und fallübergreifenden Dimensionierung. Darunter versteht man, dass „ nach der Indizierung bzw. Kodierung des gesamten Datenmaterials (für alle Fälle bzw. die gesamte Stichprobe) [wird] für jede Kategorie das gesamte Textmaterial über alle Fälle hinweg herausgesucht“ wird (Kelle und Kluge 1999: 70). Der darauffolgende Schritt unserer Analyse folgt jedoch nicht der in der Literatur beschriebenen Konstruktion von empirisch begründeten Typologien, sondern schlägt den Weg der abduktiven Hypothesengenerierung ein. Nach Pierce ist mit dem Begriff der Abduktion die Erklärung eines Phänomens durch eine hypothetisch eingeführte Regel verbunden, i.e. Generierung einer Hypothese, die vom Einzelnen auf das Allgemeine schließt (vgl. Peirce 1955). Ziel ist die Entwicklung eines dynamischen Erklärungsmodells zur Rekonstruktion und Deutung individueller Migrationsverläufe.

Empirischer Teil

Wie schon beschrieben, ist die methodische Herangehensweise des Projekts durch einen dreistufigen Aufbau gekennzeichnet. Im ersten Schritt wurden die Lebensverlaufsdaten aus dem EU-Projekt LIMITS mittels *Optimal Matching* und *Multidimensionale Skalierung* re-analysiert. Ziel der quantitativen Re-analyse der LIMITS-Daten war die Identifikation unterschiedlicher Integrationsmuster (Cluster). Diese bildeten in der zweiten Phase des Forschungsprojektes die Grundlage für die Auswahl der GesprächspartnerInnen, die mittels problemzentrierten Interviews befragt wurden. Im folgenden Abschnitt wird zunächst die Stichprobe der LIMITS-Studie dargestellt. Daran anschließend werden die Ergebnisse der Re-Analyse präsentiert.

Quantitative Betrachtung

Stichprobenbeschreibung der LIMTS-Daten

Die LIMITS-Erhebung ist eine von der Europäischen Kommission geförderten, international vergleichende Studie, die quantitative, retrospektiv erhobene Lebensverlaufsdaten von MigrantInnen in sechs europäischen Städten (Wien, Bielefeld, Stockholm, Amsterdam, Rotterdam, Lissabon) generiert hat. Dadurch sollten neue Erkenntnisse über Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen sozioökonomischen Kontexten und Lebensverläufen von MigrantInnen gewonnen werden. In jeder Stadt wurden je zwei MigrantInnengruppen (insgesamt 5 Ethnien) mit je 300 Personen befragt (Gesamtstichprobe $n=3.300$). Die Stichprobe wurde, außer in zwei Städten, mittels eines Schneeballverfahrens gezogen. Die standardisierten Interviews wurden 2004 muttersprachlich geführt. Im Rahmen der Befragung in Wien wurden TürkInnen und SerbInnen, die mindestens 35 Jahre alt waren und mindestens 15 Jahre in Österreich gelebt haben, interviewt. Im Rahmen der quantitativen Erhebung wurden ausführliche Informationen über Pre-Migration, Erwerbstätigkeit und Einkommen, Wohnen, Netzwerke, Partner, Kinder und Sprachkenntnissen erfasst. Mittels eines Kalendertools wurden die Informationen für alle Jahre ihres Aufenthalts in Österreich gesammelt. Zu drei speziellen Zeitpunkten (direkt nach der Einreise, in der Mitte des Migrationsverlaufs und zum Zeitpunkt der Befragung) liegen

genauere Informationen durch zusätzliche Fragebögen für Wohnen, Sprache und Erwerbstätigkeit vor.

Für das vorliegende Projekt wurden ausschließlich die 600 in Wien befragten MigrantInnen in die Re-analysen einbezogen. Die in der LIMITS-Stichprobe ausgewählten Herkunftstypen je Stadt stellen die jeweils beiden größten Gruppen von MigrantInnen. Nach der Volkszählung 2001 ist in Wien der Anteil der serbischen (27,7%) und türkischen (15,8%) MigrantInnen an der Gesamtheit der nicht-österreichischen Bevölkerung (16%) am größten.¹² In der Tabelle 1 wird die Verteilung der Stichprobe nach Geschlecht in der türkischen und serbischen Gruppe dargestellt. Es ist ersichtlich, dass die Verteilung der Stichprobe nicht wesentlich von der Verteilung in der Grundgesamtheit abweicht. Nur in der Teilstichprobe für die SerbInnen sind Frauen leicht unterrepräsentiert (45,3% zu 49,4% in der Grundgesamtheit).

Tabelle 1: Verteilung nach Geschlecht

	TürkInnen			SerbInnen		
	n	%	VZ %	n	%	VZ %
Männer	181	60,1	59,6	164	54,7	50,6
Frauen	120	39,9	40,4	136	45,3	49,4
Gesamt	301	100	100	300	100	100

Volkszählung 2001: Daten Statistik Austria, Berechnungen August Gächter, ZSI

Tabelle 2 zeigt die Altersverteilung der LIMITS Daten im Vergleich zu der Verteilung in der Population. Auch hier treten nur geringfügige Abweichungen, bei den Türkinnen in der Altersklasse von 55 – 64 Jahren und den Serben in der Altersklasse von 45 – 54 Jahre, welche unterrepräsentiert sind, auf. Die Gruppe der MigrantInnen aus Serbien ist im Vergleich zu der Gruppe der MigrantInnen aus der Türkei älter, da diese durchschnittlich zu einem früheren Zeitpunkt migriert sind (siehe Tabelle 4). Rund 45% der SerbInnen in der LIMITS-Stichprobe sind bereits länger als 30 Jahre in Österreich, wohingegen die Mehrheit der MigrantInnen aus der Türkei weniger als dreißig Jahre in Österreich lebt.

Tabelle 2: LIMITS Daten nach Alter

	TürkInnen				SerbInnen			
	Männer	Frauen	gesamt	VZ	Männer	Frauen	gesamt	VZ
35 – 44 J	50,3	55,8	52,5	51,1	35,4	31,6	33,7	32,5
45 – 54 J	34,8	35,0	34,9	30,9	27,4	40,4	33,3	38,1
55 – 64 J	10,5	6,7	9,0	13,3	31,1	17,6	25,0	21,1
65 J +	4,4	2,5	3,7	4,7	6,1	10,3	8,0	8,4
n	181	120	301	22601	164	136	300	39803

Volkszählung 2001: Daten Statistik Austria, Berechnungen August Gächter; Angaben in Prozent

Tabelle 3: Aufenthaltsdauer nach Herkunftsland und Geschlecht

Aufenthaltsdauer	TürkInnen			SerbInnen		
	Männer	Frauen	gesamt	Männer	Frauen	gesamt
15 - 19 J	37,6	31,7	35,2	31,1	40,4	35,3
20 - 24 J	19,3	23,3	20,9	9,8	5,1	7,7
25 - 29 J	12,7	24,2	17,3	11	13,2	12
30 - 34 J	24,9	20	22,9	40,2	34,6	37,7
35 J +	5,5	0,8	3,7	7,9	6,6	7,3
n	181	120	301	164	136	300

Eigene Berechnung auf Basis der LIMITS-Stichprobe (n=601), Angaben in Prozent

Die höchsten Bildungsabschlüsse der Befragten zum Zeitpunkt des Interviews (2004) zeigt Tabelle 3. Die TürkInnen in der Stichprobe weisen ein überdurchschnittlich gutes Bildungsniveau auf, wie besonders an den beiden Extrempunkten – „kein Abschluss“ und „Matura“ – deutlich wird. Auch in der Gruppe der SerbInnen ist der hohe Anteil an MaturantInnen auffallend. Für beide Gruppen sind die unteren Bildungskategorien, bis zu Pflichtschulabschluss, untergewichtet. Dies ist begründet durch die Schneeballerhebung. In

¹² Diese Zahlen inkludieren keine eingebürgerten MigrantInnen. Berücksichtigt man das Geburtsland, steigt der Anteil der ausländischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung für Wien auf 23,6%.

der weiteren Folge wurden die Berechnungen mit und ohne Gewichtung durchgeführt, um Verzerrungen zu kontrollieren.

Tabelle 4: LIMITS Daten Bildungsabschluss

	TürkInnen	SerbInnen	gesamt
kein Abschluss	6,6	12,3	9,5
Pflichtschule	47,8	38,7	43,3
Mittlere Schule	29,6	39,0	34,3
Matura	15,9	10,0	13,0
gesamt	100	100	100

Eigene Berechnung auf Basis der LIMITS-Stichprobe (n=601), Angaben in Prozent

Datenstruktur

Im folgenden wird das *Optimal-Matching-Verfahren* am Beispiel der Erwerbsbiographien exemplarisch dargestellt. Die Auswertung basiert auf den Erwerbsbiographien von 601 MigrantInnen serbischer und türkischer Herkunft. Da in den LIMITS-Daten zwölf Erwerbszustände unterschieden wurden und dies in Optimal Matching zu einer potentiell irreführenden Kostenstruktur führt, wurden ähnliche Erwerbszustände zu Zustandsgruppen zusammengefasst. Demzufolge wurde in der Auswertung zwischen folgenden Zuständen unterschieden:

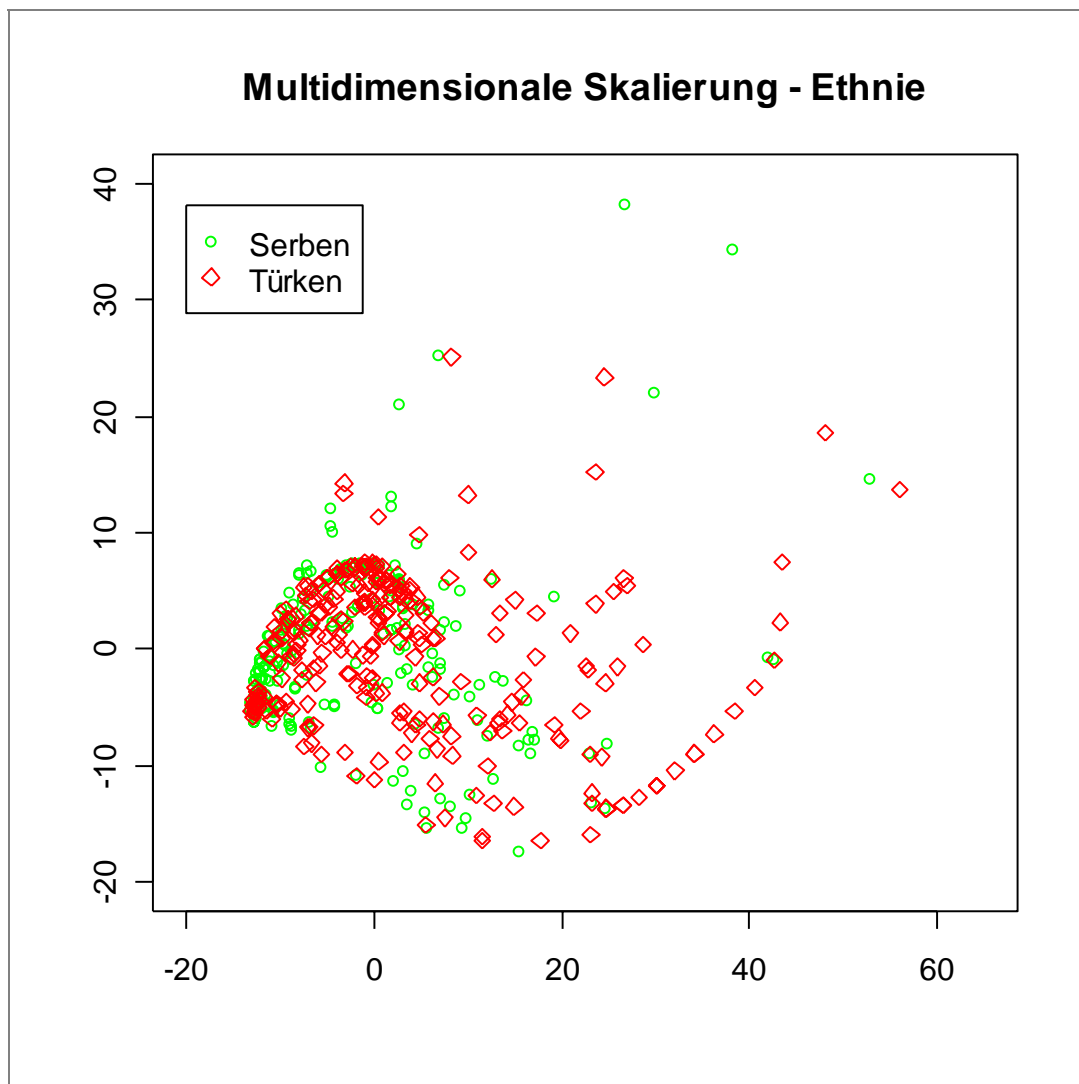
- Erwerbstätigkeit
- Arbeitslosigkeit und Gelegenheitsarbeit
- begründete Beschäftigungslosigkeit (Ausbildung, Karenz oder im Haushalt tätig)
- Auslandsaufenthalt

Da nur die Erwerbsbiographien verglichen werden sollen, sind etwaige Pensionsjahre nicht in die Auswertung eingeflossen.

Distanzen

Nach Berechnung aller möglichen Paarvergleiche $(601 * (601-1) / 2)$ erhält man 180.300 Distanzmaße. Dies verlangt nach einer Möglichkeit, diese Information zu verdichten und anschaulich zu machen. Dazu bietet sich zum Beispiel die Methode der Multidimensionalen Skalierung an. Hierbei werden die Distanzen in Form eines Streudiagramms abgebildet, wobei Personen mit geringen Distanzen zueinander in räumlicher Nähe dargestellt werden.

Abbildung 2: Multidimensionale Skalierung



Problematisch an dieser Darstellungsform ist, dass sich die Distanzen höchstwahrscheinlich in mehr als den zwei auf Papier darstellbaren Dimensionen bewegen. Trotzdem wird dadurch ein erster schneller Einblick in die Datenstruktur ermöglicht. Wie aus

der Grafik deutlich erkennbar, bildet sich eine Punktwolke ähnlicher Distanzen. An der rechten Seite entsteht eine Linie einander ähnlicher „Ausreißer“.

Für eine weiterführende Auswertung stößt diese Darstellung schnell an ihre Grenzen. Denn während die Bestimmung einzelner Fälle in der Punktwolke noch möglich ist, ist dies für alle 601 Personen nicht machbar.

Dies verlangt nach einem anderen gruppenerkennenden Verfahren. Hier bietet sich besonders die Clusteranalyse an. Die Errechnung einer Distanzmatrix, die den ersten Schritt einer Clusteranalyse darstellt, ist in unserem Fall bereits im Zuge des Optimal Matching durchgeführt worden. Der zweite Schritt besteht in der Gruppenbildung, wofür ein geeignetes Verfahren gewählt werden muss. In unserem Fall ist das die Wards-Methode, da diese besonders klar abgrenzbare Cluster produziert.

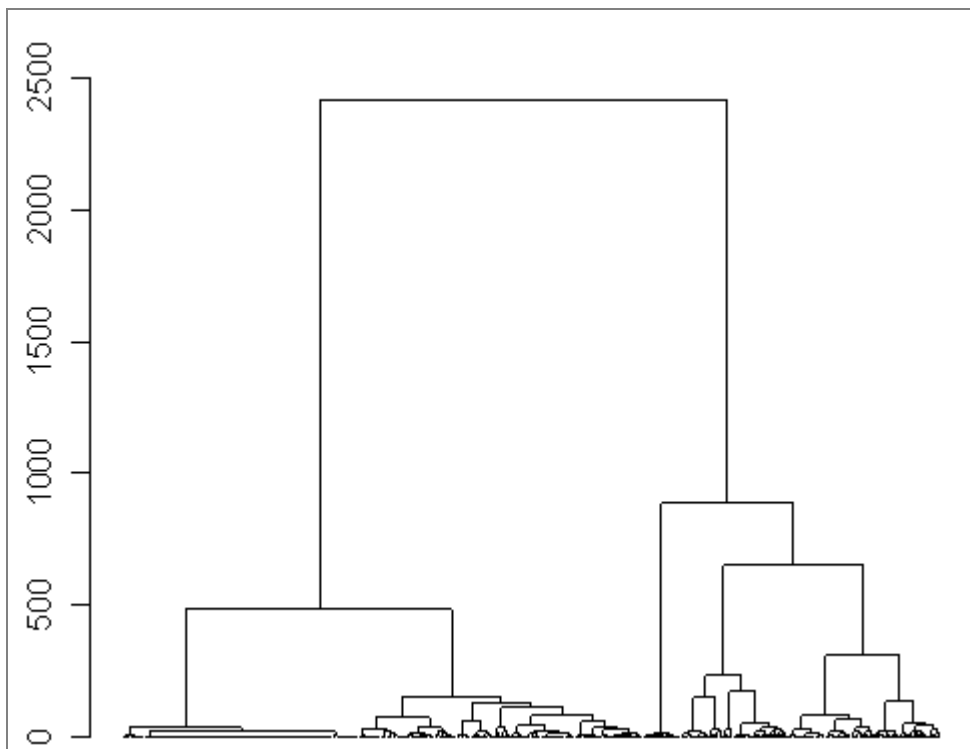
Clusterbestimmung

Trotz allem muss auch in dieser Methode die Anzahl der Cluster von den ForscherInnen selbst bestimmt werden. Hierzu stehen vor allem zwei Anhaltspunkte zur Verfügung, welche der Vollständigkeit halber dargestellt werden sollen.

Als erster Anhaltspunkt kann das Dendrogramm dienen (siehe Abbildung 2). Dieses ist wie folgt zu lesen: An der X-Achse sind alle 601 Fälle aufgetragen. Diese werden nun schrittweise miteinander verbunden und dadurch zu Gruppen zusammengefasst. Bei dieser Operation geht natürlich Information über die einzelnen Fälle verloren. Der dadurch entstehende „Fehler“ wird auf der Y-Achse aufgetragen.

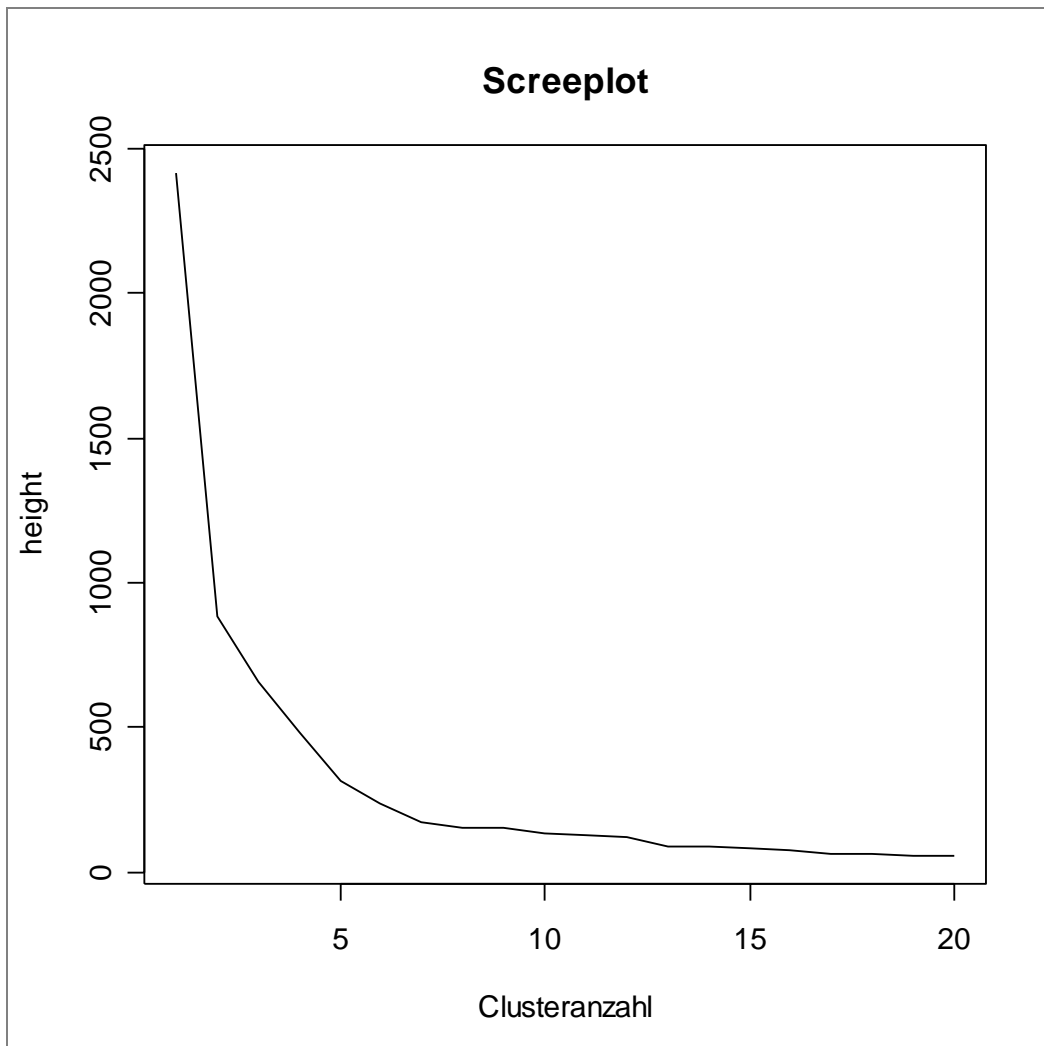
Abbildung 2 zeigt, dass die Bildung von zwei Clustern schon sehr viel (4/5) der „Höhe“ erklärt. Auch die nächsten Verzweigungen liefern noch einen beträchtlichen Erklärungsbeitrag, der jedoch kontinuierlich geringer wird.

Abbildung 3: Dendrogram



Eine andere Darstellung für den selben Sachverhalt bietet das Screeplot (siehe Abbildung 3). Auch hier sind auf der Y-Achse die Fehler aufgetragen. Auf der X-Achse befindet sich jedoch die Anzahl der gebildeten Cluster. Während anfangs die Kurve steil abfällt, also mit jedem zusätzlichen Cluster deutlich mehr erklärt wird, pendelt sie sich zunehmend ein. Die ideale Anzahl an Clustern ist folglich an dem Punkt erreicht, wo die Kurve von einem senkrechten in einen waagrechten Verlauf übergeht. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass es in den vorliegenden Daten fünf verschiedene Cluster (Gruppen) gibt.

Abbildung 4: Screeplot



Ergebnisse

Beschreibung der Sequenzen

Cluster 1 setzt sich aus 214 Personen zusammen. Ihnen ist gemein, dass sie seit Beginn ihres Aufenthalts in Österreich durchgehend erwerbstätig waren. Einzig in den letzten Jahren kommt es vereinzelt zu kurzen Phasen der Arbeitslosigkeit. Zu berücksichtigen ist dabei, dass durch die Entscheidung, die längeren Sequenzen abzuschneiden um Vergleichbarkeit zu gewährleisten, kürzer zurückliegende Episoden von Personen mit langer Erwerbsbiographie nur eingeschränkt in die Analyse einbezogen werden. Das kann zur Erhöhung der Heterogenität des Clusters führen – die allgemeine Verschlechterung der

Arbeitsmarktsituation in der jüngsten Vergangenheit kann einen erschwerten Einstieg in die Erwerbstätigkeit bewirken. Gerade aber die Sequenzen, die den Einstieg in den Arbeitsmarkt repräsentieren, werden nach dem „Abschneiden“ zum Vergleich herangezogen.

Cluster 2 ist mit 230 Personen der größte Cluster. Die darin enthaltenen Personen waren grundsätzlich voll erwerbstätig, hatten jedoch anfänglich Probleme am Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, was zum Teil durch den rechtlich eingeschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt im Kontext des Familiennachzugs bedingt ist. Andere Gründe für die Diskontinuität am Beginn der Erwerbsbiografie sind Phasen der Arbeitslosigkeit oder längere Auslandsaufenthalte.

Cluster 3 besteht aus 64 Personen, welche die meisten Brüche in ihren Erwerbsverläufen aufweisen. Im Gegensatz zu Cluster 1 und Cluster 2 stellt volle Erwerbstätigkeit nicht den Hauptbestandteil ihrer Biographien dar. Vielmehr kommt es zu zahlreichen Perioden von Arbeitslosigkeit, Auslandsaufhalten und „begründeter Beschäftigungslosigkeit“. Es zeigt sich, dass sich diese Personen in besonders prekären Beschäftigungssituationen befinden.

In Cluster 4 befinden sich 65 Personen. Sie können als (Wieder-)einsteigerInnen in das Berufsleben charakterisiert werden. Während sie zu Beginn ihrer Erwerbsbiographien „begründet beschäftigungslos“, also in Mutterschutz, im Haushalt tätig oder in Ausbildung waren, finden sie anschließend vollen Zugang zum Arbeitsmarkt und bleiben großteils voll erwerbstätig.

Cluster 5 ist mit 28 Personen deutlich der kleinste Cluster. Diese Personen sind über die gesamten Erwerbssequenzen immer „begründet beschäftigungslos“. Es handelt sich dabei ausschließlich um Frauen und zum überwiegenden Teil um solche türkischer Herkunft.

Beschreibung der Cluster nach soziodemographischen Merkmalen

Im folgenden werden die Cluster entlang relevanter soziodemographischer Charakteristika beschrieben. Dabei erscheint es wesentlich, die Verteilungen immer mit den Gesamtverteilungen der Stichprobe zu vergleichen. Dies ermöglicht einen Blick auf die Daten ohne Verzerrung bezüglich der teilweisen Schiefe der Stichprobe.

Tabelle 5: Verteilung soziodemographischer Merkmale nach Cluster

	Cluster 1	Cluster 2	Cluster 3	Cluster 4	Cluster 5	Gesamt
Anzahl	214	230	65	64	28	601
Prozent	35,6	38,3	10,8	10,6	4,7	100
Geschlecht						
Männer	77,6	58,3	33,8	35,9	0,0	57,4
Frauen	22,4	41,7	66,2	64,1	100,0	42,6
Ethnie						
Türken	33,2	54,3	52,3	75,0	82,1	50,1
Serben	66,8	45,7	47,7	25,0	17,9	49,9
Bildung						
kein Abschluss	3,4	6,8	3,4	6,3	4,0	5,1
Pflichtschule	46,6	45,5	50,8	37,5	64,0	46,3
mittlere Schule	36,3	38,6	32,2	31,3	12,0	35,1
Matura	13,7	9,1	13,6	25,0	20,0	13,5
Alter						
35 - 44	22,9	43,9	73,8	70,3	57,1	43,1
45 - 54	35,5	38,3	24,6	25,0	32,1	34,1
55 - 64	31,3	13,0	1,5	1,6	10,7	17,0
65 und älter	10,3	4,8	0,0	3,1	0,0	5,8

In Cluster 1 (siehe Tabelle 1), den *Erwerbstätigen*, befinden sich vor allem männliche MigrantInnen (77,6%), welche vorwiegend aus Serbien stammen (66,8%). Fast alle Personen besitzen zumindest einen Pflichtschulabschluss (96,6%). 41,6% der Personen in Cluster 1 sind 55 Jahre und älter. Der Altersschnitt in Cluster 1 liegt damit deutlich über dem Gesamtdurchschnitt. Dies kann auch auf die durchschnittlich frühere Einreise der MigrantInnen aus Serbien zurückgeführt werden.

Cluster 2, der zahlenmäßig größte Cluster (n=230), zeigt in Hinsicht auf Geschlecht, Alter und Bildung eine ähnliche Verteilung wie die Gesamtstichprobe. Es gibt einen leichten Überhang an türkischen MigrantInnen (54,3% TürkInnen, 45,7% SerbInnen).

Da unter Cluster 1 und 2 zusammen fast drei Viertel aller Erwerbsbiographien fallen, können deren Verläufe, also eine vorwiegende Beschäftigung (ob von Beginn oder mit Problemen in den ersten Jahren nach der Migration) als prototypischer Verlauf der Arbeitsbiographien der Befragten angesehen werden. Dies könnte teilweise durch die Stichprobe begründet sein. So konnten nur MigrantInnen interviewt werden, welche zum Zeitpunkt der Erhebung (2004) in Wien wohnten. Es liegt die Überlegung nahe, dass vor allem Personen, die den Einstieg in den Arbeitsmarkt geschafft haben, in Österreich geblieben sind, während Personen, denen dies verwehrt blieb, in ihr Herkunftsland zurückgingen beziehungsweise in ein anderes Land weiter migrierten.

11% der Befragten befinden sich in Cluster 3. Sie sind erst verspätet in den Arbeitsmarkt eingetreten. Die ethnische Herkunft ist nahezu gleichverteilt und es gibt einen Überhang weiblicher Befragter (66,2% Frauen). Die Personen sind vor allem in der jüngsten erhobenen Altersgruppe, den 35- bis 44-Jährigen, zu finden (73,8%). Ihre Biographien unterscheiden sich vor allem dadurch, dass sie in den ersten Jahren entweder noch im Schulsystem oder in Karenz gewesen sind.

Auch Cluster 4 ist durch einen hohen Frauenanteil gekennzeichnet (64,1%). Weiters sind die Personen zum größten Teil TürkInnen (75%). Obwohl die Befragten dieses Clusters das höchste Bildungsniveau aufweisen, sind ihre Erwerbsbiographien trotzdem von Phasen längerer Beschäftigungslosigkeit und Gelegenheitsarbeit geprägt.

In Cluster 5 (*durchgängig begründete Erwerbslosigkeit*) sind 100% der Personen Frauen, er besitzt den höchsten Anteil an Maturantinnen (25%) und zeigt einen jüngeren Altersdurchschnitt (57,1% zwischen 35 und 44 Jahre alt).

Qualitative Betrachtung

Wanderungen

Im folgenden Kapitel werden die Migrationsmuster der befragten MigrantInnen diskutiert. Zum einen der Zeitpunkt der Einreise in Verbindung mit historisch-politischen Hintergründen. Außerdem die ausschlaggebenden Gründe für die Migrationsentscheidung sowie für temporäre Remigrationen. Der letzte Abschnitt befasst sich mit bestehenden Rückkehr- beziehungsweise Bleibeabsichten der MigrantInnen. Damit in Zusammenhang steht auch die Frage nach deren Lebensmittelpunkt.

Zeitpunkt der Einreise

Die befragten MigrantInnen reisten zwischen 1966 und 1989 nach Österreich ein, wobei die Konzentration zahlenmäßig zwischen den Jahren 1970 und 1973 und zwischen 1986 und 1989 liegt. Die sozio-politischen Ursachen für den Zeitpunkt der Einreise - die einerseits in Österreich und andererseits in den Herkunftsländern liegen - werden an dieser Stelle diskutiert. Anfang der 1970er Jahre legte Österreich die höchsten Quoten für angeworbene, ausländische Arbeitskräfte fest (siehe auch das folgende Kapitel Migrationsgründe ad 1.) Arbeitsmigration). Der Höhepunkt dieser Kontingente wurde 1974 mit knapp 163.000 Personen erreicht (vgl. Gürses, Kogoj et al. 2004). 265.000 Personen wanderten insgesamt im Zeitraum 1961 bis 1973 nach Österreich ein, wobei der Großteil davon auf die Jahre 1969 bis 1973 entfiel (vgl. Münz, Zuser et al. 2003b). Eine mögliche Veranlassung für türkische MigrantInnen ihr Herkunftsland zu verlassen, können die Militärputsche in der Türkei 1971 und 1980 und bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen der PKK und der türkisch Armee sein. Gestützt wird diese Vermutung durch Aussagen von türkischstämmigen Personen, in denen sie die in Österreich eingehaltenen Menschenrechte, die Demokratie und die Meinungsfreiheit schätzen und gleichzeitig die Minderheitenpolitik der Türkei kritisieren.

„Wann sind Sie nach Österreich gekommen?“

Ich kam nach Österreich im Jahre 1986, wenn sie wollen kann ich es Ihnen genau sagen 27. November 1986, das vergesse ich nie.

Weshalb kamen sie nach Österreich?

Ich musste kommen es war meine Befreiung aus der Türkei, weil meine Eltern sind Kurden und Kurden wir haben es sehr schwer gehabt als Kurden in der Türkei zu leben, wir lebten in XX im

Südosten der Türkei, dort sind 90% der Menschen Kurden, wir durften nicht einmal unsere Meinung sagen, wir durften kein Kurdisch reden, und auf der Straße musstest du wenn du angehalten worden warst, gleich deinen Ausweis zeigen, wenn man seinen Ausweis nicht mithatte wurde man gleich mitgenommen, das störte mich damals, weil wieso hatten wir keine Rechte, besonders schlechte Jahre waren die 1980er, da war der Militärputsch, da wurden Menschen ohne ein Grund umgebracht. Ich wollte einfach weg von hier, wie konnte ich hier leben, da es keine Menschenrechte gab, keine Meinungsfreiheit, die Menschen wurden verachtet,...“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„...das soziale System ist tausendmal besser als in der Türkei, deshalb liebe ich dieses Land, für mich ist die Demokratie auch sehr wichtig, in Österreich gibt es die Demokratie deshalb fühle ich mich freier in Österreich, jeder Mensch wird respektiert, ich finde das ist sehr wichtig, man kann sich dann frei bewegen und man ist selbstbewusster und man fühlt sich sicher. In Österreich gibt es die Menschenrechte was für mich als Kurde sehr wichtig ist aber als Kurde hat man in der Türkei keine Chance seine Rechte durchzusetzen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

In die Zeit der ersten Hälfte der 1970er Jahre fallen ebenso die ersten Vereinsgründungen durch und für MigrantInnen und die Auflage von türkischen und serbokroatischen Zeitungen, wobei sich das Spektrum der Medien für MigrantInnen und deren Vertretungen in den Folgejahren wesentlich erweiterte.

Der Einreisezeitpunkt eines Drittels der befragten MigrantInnen fällt in die zweite Hälfte der 1980er Jahre, wobei es sich dabei mehrheitlich um serbischstämmige MigrantInnen handelt. Ein Grund dafür kann in dem nahenden Jugoslawien-Krieg gesehen werden. Viele Menschen litten unter Arbeitsplatzmangel und wirtschaftlicher Not und waren deshalb gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt im Ausland zu verdienen.

„Wann sind Sie nach Österreich gekommen?“

Ich glaube es war im September 1989. Ich bin alleine gekommen. Unten sind meine zwei Söhne und mein Mann geblieben. Ich wollte arbeiten, dass ich etwas Geld verdiene, weil man bei uns schon die wirtschaftliche Krise gespürt hat.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

„Wie und mit wem bist du nach Österreich gekommen?“

Mein Mann ist als erster gekommen. Weil dort unten, die Krise war, man konnte keine Arbeit bekommen. Er ist hier her gekommen und hat Papiere gehabt, weil er früher hier her gekommen ist. Nach zwei Monaten bin ich mit den Kindern nachgekommen.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

In Österreich ist dieser Zeitraum politisch von massiven und häufigen Gesetzesänderungen für MigrantInnen geprägt. Beispielsweise wurde 1988 die Laufzeit des Befreiungsscheines

von zwei auf drei Jahren verlängert und der Zugang zu diesem erleichtert. Außerdem markiert dieses Jahr den Ausgangspunkt für die zwanzigmalige Änderung des Ausländerbeschäftigungsgesetzes bis 1998 (vgl. Gürses et al 2004).

Migrationsgründe

Im folgenden Abschnitt werden die von den befragten MigrantInnen genannten Migrationsgründe beziehungsweise die unterschiedlichen Formen der Migration diskutiert. Dabei ist häufig eine Vermischung der Migrationsgründe beziehungsweise –formen zu beobachten, wenn beispielsweise MigrantInnen zur Arbeitsaufnahme nach Österreich gekommen sind, weil Verwandte oder Bekannte bereits in Österreich wohnten.

1. Arbeitsmigration
2. Kettenmigration
3. Familienzusammenführung
4. Wirtschaftsflüchtlinge
5. Bildungsmigration

Arbeitsmigration

Eine spezifische Form der Einwanderung nach Österreich ist jene der Anwerbung von Arbeitskräften durch die Republik Österreich. Nachdem diese einen Teil der von uns befragten MigrantInnen betrifft, wird an dieser Stelle ein kurzer historischer Abriss der Anwerbepolitik ab 1960 dargestellt. Die Praxis der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte setzte in Österreich 1961 ein, wo Arbeiter aus Italien für die Bauwirtschaft angeworben wurden. Dem folgte das Anwerbeabkommen mit Spanien 1962 und der Assoziationsvertrag zwischen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und der Türkei 1963 und schließlich das Anwerbeabkommen mit der Türkei 1964. 1966 wurde mit Jugoslawien das Anwerbeabkommen inklusive einem Sozialabkommen (Krankenversicherung, Pensionsversicherung etc.) unterzeichnet. Bis 1973 spielten die Anwerbepolitik in den betreffenden Ländern lediglich eine geringe Rolle und die meisten EinwanderInnen reisten als Touristen ein, deren Aufenthalt und Beschäftigung erst im Nachhinein legalisiert wurde. 1969 wurde auch mit der Türkei ein Sozialabkommen geschlossen. (vgl. Gürses et al 2004). Das

Jahr 1974 markiert das Ende der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte mit dem Ziel, ihre Zahl zu verringern (vgl. Münz et al 2003).

Auch die Befragten berichten zum einen davon, dass sie angeworben wurden und zum Teil, dass sie als Tourist eingereist sind und sich dann die notwendigen Papiere beschafft hätten.

„Ich habe mich im Jahre 1971 eintragen lassen, und im Jahre 1973 habe ich den Bescheid bekommen. Ich war Schneiderin, mein Mann auch. Aber ich wurde ausgewählt.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

„Also ... ehm, ehm ... wo ich noch in der Mittelschule war, dann war ... ehm ... dann war schon die Migration nach Österreich ... durch verschiedene Büros für Anwerbung, für Arbeitskräfte anwesend...“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

„Ich wollte unbedingt von diesem Dorf weg, am Anfang wollte ich in die Stadt arbeiten gehen, als ich hörte das einige aus dem Dorf nach Europa gegangen sind wollte ich dann auch. Ich fragte meinen Vater um Erlaubnis und er sagte ja, geh und rette dich hier kannst du nichts werden. An dem Tag dachte ich nur an Europa, mein Vater gab mir mein gespartes Geld und ich ging dann 1966 als Tourist alleine mit dem Zug nach Österreich, es gab einige Probleme bei der Grenze, sie fragten ob ich Geld hätte weil ich als Tourist nach Österreich ging, ich zeigte das Geld was ich von meinem Vater bekommen, ich hatte vorher das türkische Lira wechseln lassen und danach durfte ich durch.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Mit wem sind Sie damals gekommen?“

Ich bin mit einigen von meinen Verwandten gekommen. Das waren der Cousin meines Mannes und seine Frau. Damals ist es schon schwer gewesen als Tourist hierher zu kommen.

Sie sind als Tourist gekommen?

Als Tourist, als Tourist 1973, dann bin ich zurückgegangen und wieder 1974 nach Österreich gekommen. Achtzehn Monate habe ich gearbeitet, dann zurück nach Hause.“ (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)

Anhand des letzten Zitats lässt sich die bereits erwähnte Vermischung von Migrationsformen zeigen: einerseits die Einreise als Tourist zum Zweck der Arbeitsaufnahme, andererseits die im folgenden Abschnitt 2 behandelte Kettenmigration.

Geplant war von den ArbeitsmigrantInnen meist ein temporärer Aufenthalt in Österreich zum Zweck der Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation im Herkunftsland und eine möglichst baldige Rückkehr in eben solches. Grund dafür ist das in Österreich höhere Einkommensniveau. Diese Pläne haben sie jedoch bis heute nicht realisiert, da sich ihre Lebensmittelpunkt im Laufe der Jahre nach Österreich verlagert hat.

„Erzählen Sie uns am Anfang, wann Sie gekommen sind und was war der Grund für Ihre Reise nach Österreich, nach Wien.

Ich bin gekommen ... am ... 5. August 1973 ... und der Grund, warum ich nach Österreich gekommen bin war folgender: ... Ich habe ... ehm ... gerade Beruf und Lehre abgeschlossen und ... Beruf für Automechaniker ... und natürlich, meine Freunde und ich, die mit mir in der Klasse waren, es war damals ganz großes Gerede, so Ausland war immer eine Thema, und wir haben dann beschlossen, wir fahren in Ausland und wir treffen uns in ein Jahr, jeder von uns ehm ... fährt einmal ganz kurz ins Ausland, verdient sich ein, ein Sportfahrzeug ... ein Sportauto ... weil wir damals alle in Sportautos verliebt waren ... es war für uns ein Traum und Statussymbol ... und wir haben beschlossen, jeder von uns fährt irgendwo ... so sind einige aus unserer Klasse nach Frankreich gefahren, die anderen nach Deutschland, nach Schweiz, Italien und dass ich zu diesem Zeitpunkt in Österreich meine Mutter gehabt habe, natürlich war Österreich damals für mich ... sicherlich ... das Zielland und ich bin eigentlich nach Österreich gekommen und gedacht habe ich mir, ja, nächstes Jahr um die Zeit, zum Heiligen Ilias, also am 2. August, bin ich wieder in Ortschaft in Kusiljevo, wo ich geboren bin und damit ist die Episode mit Österreich beendet. Dachte ich mir. Und bis jetzt bin ich hier.“ (Serbe, 49 Jahre, 1.CI)

„Wie lange haben Sie die Absicht hier zu bleiben?

Ich weiß nicht, ich glaube immer kurz, kurz. Jetzt kann ich es nicht konkret sagen. Dass ich für immer bleibe, nein. Für immer würde ich nie bleiben. Hier ist es für mich auch schön, aber es ist schöner bei meinem zu Hause. Nur wenn ich unten eine Arbeit hätte, wenn bessere Bedingungen wären! Können Sie das glauben, dass ich morgen einfach gehen würde, ohne jedes Nachdenken?“ (Serbin, 42 Jahre, 3.CI)

Kettenmigration

Die Kettenmigration kann als direkte Folge von Arbeitsmigration betrachtet werden, weil die Wahrscheinlichkeit für Arbeitsmigration durch persönliche Beziehungen der MigrantInnen in den Einwanderungsländern und jenen potentiellen MigrantInnen in den Herkunftsregionen erhöht wird (Massey 1990, 1993). Hier kommen die Netzwerke (siehe auch Kapitel Netzwerke) zum Tragen, die den Migrationsbewegungen förderlich sind. Definiert werden kann ein soziales Netzwerk wie folgt: *“A social network consists of a finite set or sets of actors and the relation or relations defined on them.”* (Wasserman und Faust 1994: 20). AkteurInnen in den Netzwerken können einerseits Familienangehörige, andererseits FreundInnen oder Bekannte oder auch Personen aus dem selben Ort im Herkunftsland sein und haben weitere Funktionen im Rahmen des Migrationsprozesses, wie etwa bei der Wohnungs- oder Arbeitssuche. In einer Studie von (Hofinger und Waldrauch 1997) gaben

38% der EinzeleinwanderInnen an, dass die Anwesenheit von Verwandten und/ oder Bekannten in Österreich der Grund für ihre Migrationsentscheidung gewesen war. Die Kettenmigration mittels Familienangehöriger darf nicht mit dem Familiennachzug verwechselt werden. Dieser speziellen Form der Migration ist der nächste Abschnitt 3 gewidmet.

„Bei uns sah ich, dass einige aus meinem Dorf ins Ausland gingen... also komm ich geh da auch mit... wegen des 'Geldes klar.... ich war da in den Bergen lebte ich und da war das Leben hart... und von heute bis morgen.... und die Leute kauften Traktoren und Maschinen... und Autos.... und die könntest du nicht kaufen ohne im Ausland zu arbeiten.... deswegen bin ich gegangen.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

„Also ich bin im Jahr 1973 im Juli nach Österreich gekommen. Der Grund, wieso ich hergezogen bin, war, weil mein Vater und meine Brüder schon hier gelebt haben.. Ich bin als Arbeiterfamilie hergekommen.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

„Ich bin zu meiner Schwester gekommen, die hier schon gearbeitet hat, mit dem Schwager.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Tja...warum ich kam und wie... in der Zeit hatte ich Träume vom Ausland...die ganze Familie ist schon ausgewandert und ich soll bleiben am Land und arbeiten... ich sagte zu mir das gefällt mir nicht, ich will auch sehen... ich habe damit gerechnet dass ich dort 2-3 Jahre bleibe und dann zurückkehre.“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Familienzusammenführung

In den 1970er Jahren bedeutete Zuwanderung vor allem männliche Arbeitsmigration. Nachdem jedoch der Frauenanteil innerhalb der ausländischen Wohnbevölkerung in Österreich 1971 bei 38% und jener der Kinder bei 15% lag, lässt dies darauf schließen, dass Familiennachzug und Familiengründung bereits vor 1971 einsetzten (vgl. Münz et al 2003).

1993 trat ein neues Aufenthaltsgesetz in Kraft, welches die hohen Neuzuwanderungsraten der letzten Jahre eindämmen sollte. Für die Neuzuwanderung wurden ab diesem Zeitpunkt jährliche Quoten festgesetzt. 1994 erfolgte zusätzlich die Quotierung des Familiennachzugs, die weit unter der Zahl der tatsächlich eingebrachten Anträge lag (vgl. Jawhari 2000).

Im Jahr 2006 liegt die Quote für Familienzusammenführung bei 4.425 Personen und damit um 1.035 Personen weniger als im Vorjahr (vgl. Hauptausschuss genehmigt Niederlassungsverordnung 2006). In den Interviews der vorliegenden Studie lassen sich drei verschiedene Arten der Familienzusammenführung unterscheiden.

1. Familienzusammenführung durch die Stammfamilie, beispielsweise die Eltern oder ein Elternteil lebten in Österreich und holten die Mitglieder der Kernfamilie nach, die sich noch im Herkunftsland befand:

„Erzählen Sie mir bitte, wie es Ihnen in Österreich im allgemeinen so ergangen ist!

Als erster kam mein Vater nach Wien und 1978 kam ich mit meiner Mutter. Ich kam nach Wien weil es mein Vater wollte, damals war ich noch 14, er verließ seine Heimat wegen finanzieller Probleme. Wie ich bereits erwähnte war ich damals noch 14 Jahre alt.“ (Türke, 40 Jahre, 3.Cl)

„Wann sind Sie nach Wien gekommen?

Ich bin im Jahre 1972 nach Österreich gekommen.

Warum sind Sie gekommen?

Mein Vater lebte schon hier, ich bin mit meiner Mutter, und mit meinen Geschwistern hierher gekommen.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

2. Familienzusammenführung durch Heirat einer in Österreich lebenden Person:

„Wann sind Sie nach Österreich gekommen?

1988 bin ich nach Österreich gekommen, mit dem Auto.

Weshalb kamen sie nach Österreich?

Ich heiratete meine jetzige Frau die in Österreich lebt, also durch Familiengemeinschaft.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Erzählen sie mir bitte, wie es ihnen in Österreich im allgemeinen bis jetzt ergangen ist.

Ich bin 1965 geboren. da ich 1989 geheiratet habe und meine Frau in Österreich lebte, bin ich auch nach Wien gekommen. Ich bin mit meiner Frau und meinem Schwiegervater nach Österreich gekommen...“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

3. Familienzusammenführung einer Familie, in der eine oder mehrere Personen der Kernfamilie bereits in Österreich aufhältig ist bzw. sind:

„Warum seid ihr nach Österreich gekommen?

Zuerst ist mein Mann gekommen, und nach zwei Jahren bin ich gekommen. Er ist im Jahre 1971 gekommen, ich bin dann 2 Jahre später.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

„Wann bist du nach Wien gekommen?

Ich bin im Jahre 1976 nach Wien gekommen.

Warum bist du gekommen?

Ich war in der Türkei, mein Mann ist nach Wien gekommen. Und nach ungefähr 4 Jahren bin ich mit den Kindern zu meinem Mann gekommen.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

Wirtschaftsflüchtlinge

Die 1990er Jahre waren in Europa gekennzeichnet durch den Krieg im ehemaligen Jugoslawien und durch dessen Zusammenbruch. Die Folge bestand in der größten Fluchtbewegung in Europa nach dem 2. Weltkrieg. Viele der Flüchtlinge suchten – nicht zuletzt aufgrund der geographischen Lage – in Österreich Schutz und erhielten ein vorübergehendes Aufenthaltsrecht (vgl. Bauböck und Volf 2001). Vom Beginn des Jugoslawienkrieges bis 1995 waren dies etwa 90.000 Personen (vgl. Gürses et al 2004).

In den Interviews der vorliegenden Studie handelt es sich nicht um politisch oder religiös verfolgte Flüchtlinge sondern um solche, die bereits vor Ausbruch des Krieges aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage ihr Herkunftsland verließen. Es kann also von einer Kombination aus Arbeits- und Fluchtmigration gesprochen werden:

„Einerseits hat man ein Land verlassen wo ein Krieg begonnen hat..(..).. das war fast eine Rettungsaktion sozusagen...dann war alles gut. denn wir haben damals 93, 94 im Fernsehen in Österreich die schrecklichen Bilder gesehen von einem Land das brennt.“ (Serbe, 42 Jahre, 2.Cl)

*„Wann sind Sie nach Österreich gekommen?
Ich glaube es war im September 1989. Ich bin alleine gekommen. Unten sind meine zwei Söhne und mein Mann geblieben. Ich wollte arbeiten, dass ich etwas Geld verdiene, weil man bei uns schon die wirtschaftliche Krise gespürt hat.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)*

Der Grund, warum keine politischen Flüchtlinge aufgrund des Krieges in Ex-Jugoslawien in der Stichprobe zu finden sind, liegt an der Auswahl der Befragten SerbInnen. Ein Kriterium der Befragtenauswahl der LIMITS-Stichprobe war die Mindestaufenthaltsdauer von 15 Jahren in Österreich. Nachdem die Befragung 2004 stattfand, durfte die Einreise nach Österreich spätestens 1989 erfolgt sein, der Krieg in Ex-Jugoslawien hatte seinen Beginn hingegen 1991.

Bildungsmigration

Unter Bildungsmigration wird hier verstanden, dass die MigrantInnen zum Zweck der Ausbildung ihre Herkunftsländer verließen.

„...dann kam ich 1986 als Student nach Österreich, da ich das Gymnasium in der Türkei absolviert hatte und das Studiumsberechtigungsprüfung hatte kam ich als Student nach Österreich.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„Und wie lange bist schon in Österreich?“

Eigentlich 35 Jahre. ... Ehm ...zuerst war ich hier als Student ... und ... 1970, dann war ich in XX (deutsche Stadt) ... halbes Jahr, dann bin ich wieder nach Wien zurückgekommen,...“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Viele der MigrantInnen artikulieren eine anfängliche Enttäuschung nach ihrer Ankunft in Österreich. Sie hatten die Vorstellung eines „goldenen Westens“ und stellten rasch fest, dass sich diese Hoffnungen für sie nicht erfüllten.

„Für mich war es ein Schock als ich die WC- und Wasserentnahmestelle am Gang sah. Ich habe das bei uns nie gesehen. Ich glaube das Österreicher ein sehr schlechtes Bild über uns haben und über unsere Art zu leben. Ich denke dass wir viel besser gelebt haben und vor 25 Jahren einen besseren Staat hatten als Österreich.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

„...insbesondere für Migranten war ... war ...eine unheimliche ... ehm ... ehm ... für mich war das als ich das gesehen habe, alle Migranten wohnen in unglaublichen Substandardwohnungen, also in Keller, wo es feucht war ... für ein Bett haben sie, hat man 500 Schilling bezahlt damals, wobei der Monatslohn 2.000 Schilling war, also für ein Bett ohne irgendeine ... Küchenbenützung oder irgendwas. Das war, das war eine, eine schreckliche Zeit ... also das war das Klischee, das ich vorher gehabt habe und dann auch tatsächlich erlebt, dass das überhaupt nicht existiert.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Gründe für die Migrationsentscheidung unserer befragten MigrantInnen häufig eine Kombination aus mehreren Motiven sind und sich nicht immer eindeutig abgrenzen lassen. Grundsätzlich lassen sich die Motive Arbeitsmigration, Kettenmigration, Familienzusammenführung, Wirtschaftsmigration und Bildungsmigration in den Interviews feststellen.

Temporäre Remigration

Einige der befragten MigrantInnen hielten sich nicht durchgehend seit ihrer ersten Einreise in Österreich auf, sondern verbrachten unterschiedliche lange Zeit aus verschiedenen Gründen in ihren jeweiligen Herkunftsländern. Dieses Phänomen stellt keineswegs eine Ausnahmeerscheinung dar und wird auch bei der Analyse der LIMITS-Daten ersichtlich. Dass die von uns Befragten trotzdem, selbst zum Teil nach vielen Jahren, wieder nach Österreich zurückgekommen sind, hat ebenfalls verschiedene Gründe. Diese Ursachen dafür werden im folgenden Abschnitt dargestellt.

Die Gründe für die temporären Remigrationen liegen einerseits in familiären Problemen und andererseits stehen sie im Zusammenhang mit aufenthalts- und oder arbeitsrechtlichen

Bedingungen, welche die Mehrzahl darstellen. Zum Teil bewirkte auch eine Kombination aus verschiedenen Umständen diese vorübergehenden Remigrationen.

„Erzählen Sie mir wie sie nach Österreich gekommen sind und wie sie sich zurechtgefunden haben?“

Also 71 kam ich zum ersten Mal, arbeitete dann hier 2,5 Jahre, dann fuhr ich zurück, nach Hause, heiratete und dann kam ich nach 4 oder 5 Jahren wieder, suchte und fand dann wieder Arbeit....

Also sie sagten ihre Frau haben sie unten kennen gelernt....

Nein... also kennen gelernt habe ich sie unten.....ich kam dort hin ließ die Arbeit hier sausen... lerne sie kennen wir heiraten... und ich bleibe unten.. also ich kann sie nicht alleine lassen.....

Sie sind hin und her gependelt....

71, ja, damals war es super, ich arbeitete mit unseren Leuten und Österreichern.... ich gab nur dieses Karton in die Maschine und sie druckt es aus.... habe Schachteln geschlichtet... das war schön... da blieb ich bis Dezember 73 und kündigte...und dann war ich 4 Jahre in Serbien...zu Hause... und arbeitete auf dem Grundstück.... Landwirtschaft....und dann kam ich wieder.... hatte kein Geld.... wollte uns ein Haus bauen... weil wir bei Eltern wohnten... aber wir bauten es gemeinsam... und dann bin ich 78 zusammen mit meiner Frau nach Wien zurückgekehrt... die Kinder blieben bei meinen Eltern... sie waren schon 3 Jahre alt..... und wir hatten unten eine Holzhütte.... ich hatte Geld verdienen müssen... also... es war ein bisschen schwer sie alleine zu lassen.. aber so.....“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Besonders in der Zeit der Anwerbung von Arbeitskräften in den 1960er und 1970er Jahren war eine lediglich kurz andauernde Aufenthaltsphase zum Zweck der Arbeit in Österreich sowohl von den MigrantInnen selbst als auch von der Seite der Republik Österreich geplant. Ökonomische Gründe führten jedoch dazu, dass die MigrantInnen wieder nach Österreich zurückkehrten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Manche von ihnen blieben dann dauerhaft in Österreich, während andere jahrelang zwischen Österreich und ihren Herkunftsländern pendelten.

„Sie sind als Tourist gekommen?“

Als Tourist, als Tourist 1973, dann bin ich zurückgegangen und wieder 1974 nach Österreich gekommen. Achtzehn Monate habe ich gearbeitet, dann zurück nach Hause. [...]

Können Sie sagen, warum Sie nach Österreich gekommen sind?

Ich musste es. Ich habe keine Arbeit gehabt. Aus dem gemeinsamen Haushalt haben uns die Schwiegereltern getrennt, dann hatten wir keine Mittel zum Leben. Wir haben zuerst gemeinsam gelebt. Mein Man hat nicht gearbeitet, hat nur getrunken. Meine Schwiegereltern haben mir gesagt: “Du musst gehen, um das Brot für deine Kinder zu verdienen.“ Und ich musste tun, was ich konnte. Sie haben auf meine

Kinder aufgepasst. Ich habe hier gearbeitet, bin gekommen und zurück und immer so weiter.“ (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)

„Welche Arbeiten haben Sie zu dieser Zeit gemacht?

Ich habe in einer Gärtnerei gearbeitet. Mit einem Visum für sechs Monate, für drei Monate, aber immer bin ich nach Hause zu meinen Kindern gegangen, nie bin ich geblieben ... Ich glaube, dass ich einmal ein Jahr geblieben bin. Sonst bin ich gekommen und gegangen.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

„Warum bist du nach Österreich gekommen?

Ich habe so viele Hoffnungen gehabt, und aber alles wurde ruiniert. Damals sind wir nur drei und halb Monate geblieben. Es waren Probleme in der Arbeit, deshalb mussten wir zurückkehren. [...] man verlangt, dass man eine Arbeit in drei Monaten zu Ende bringt. Der Mann hat so eine Arbeit, die eigentlich in 15 Tagen geliefert werden soll, in einer Woche fertig gemacht, und sein Meister war so erstaunt. Wie kannst du das in einer Woche fertig haben. Aus dem Grund hat er Schwierigkeiten bekommen. Deshalb musste er von der Arbeit kündigen. Da er gekündigt hat, mussten wir auch die Wohnung verlassen. Ich vergesse nie, am XX April [...] und der Mann hat uns reingesetzt, und brachte uns in die Türkei.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

Zu den familiären Ursachen zählen beispielsweise die Anwesenheit von Kindern im jeweiligen Herkunftsland oder die Pflege von Angehörigen ebendort.

„Meine Mutter wurde gelähmt. 7 Jahre lang habe ich mich um sie gekümmert. Die ganze Verantwortung lag auf meinen Schultern, und ich war bis auf die Knochen abgemagert, und jede 2. Nacht musste ich ins Spital. Es war eine Entzündung der Nerven, Nervenzusammenbruch. Ich konnte auch nicht mehr nach Österreich zurückkommen. Da wir wenig Geld hatten, wurde meine Mutter noch kränklicher.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

„Wann bist du in Pension gekommen?

Letztes Jahr im 7. Monat. Aber bis dorthin habe ich nicht dauernd gearbeitet, denn meine Tochter, die in Österreich geboren ist, ist mit ihrem Vater in die Türkei gegangen. Ich habe 6 Kinder gehabt, und ich wollte immer arbeiten, aber einiges habe ich nicht richtig gemacht. Ich habe nur 15 Jahre gearbeitet. Ich habe nie verstanden. Ich bin ja nicht gut genug. Mein Mann hat meine Tochter in die Türkei mitgenommen, damit sie in der Türkei in die Schule gehen konnte. Und nach dem Erdbeben hat meine Tochter gesagt, sie kann ohne mich dort nicht leben. Und dann habe ich gekündigt, und dann in die Türkei gereist. Ich bin ja so dumm, ich sollte das nicht tun. Ich habe 4 Jahre lang in der Türkei gelebt. Dann ist mein Mann mit meiner Tochter hierher gekommen.

Dann?

Die Kinder wollten dass ich hierher komme. Ich bin wieder nach Österreich gekommen. Ich habe wieder gearbeitet. Dann habe ich diese Wohnung hier genommen. Ich habe 55.000 Schilling bezahlt.

Aber ich habe nicht als Angestellte, aber privat gearbeitet, ich war auch so dumm und verrückt, so dass ich privat gearbeitet habe. Und dann habe ich mit dem Geld diese Wohnung hier genommen.

Du bist auch in Pension?

*Ich habe 18 Jahre gearbeitet. Falls ich mit meinem Mann damals nicht in die Türkei zurückgereist hätte, hätte ich nun mehr Pension bekommen. Je mehr man arbeitet, desto mehr Geld bekommt man.“
(*Türkin, 60 Jahre, 3.CI*)*

Dieses letzte Zitat zeigt sehr deutlich, welche negativen monetären Konsequenzen eine temporäre Remigration für die MigrantInnen haben kann, welche erst Jahre später zu Tage treten können.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass eine zeitweilige Remigration der MigrantInnen entweder durch rechtliche, ökonomische oder familiäre Umstände bedingt worden ist, von den Betroffenen als emotional belastend erlebt wurde und teilweise zusätzlich negative ökonomische Auswirkungen hatte.

Rückkehrabsichten (Lebensmittelpunkt)

Im folgenden Abschnitt werden die Rückkehr- und Bleibeabsichten der Befragten diskutiert. An dieser Stelle muss festgehalten werden, dass jene, die bereits ihre Rückkehrpläne verwirklicht haben, nicht für Interviews zur Verfügung standen. Das heißt es lässt sich nicht feststellen, was die MigrantInnen tatsächlich dazu veranlasst, in ihre Heimatländer zurückzukehren. In diesem Kapitel werden folglich ausschließlich Pläne und Möglichkeiten der MigrantInnen dargestellt.

Der 1974 vollzogene Anwerbestopp Österreichs hatte zum Ziel, die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte zu reduzieren. Laut (Davy und Gächter 1993) führte dieser jedoch dazu, dass ein Teil der MigrantInnen ihren Aufenthalt in Österreich verfestigte und eine Rückkehr in ihr Herkunftsland weiter aufschoben, nachdem sie das Pendeln zwischen Österreich und dem Herkunftsland aus Angst vor Verlust des Aufenthalts- und/ oder Beschäftigungsrechts einstellten und sich dauerhaft in Österreich niederließen. In den Jahren 1974 bis 1984 reduzierte sich die Zahl der ausländischen Beschäftigten um etwa 40%, nicht jedoch jene der ausländischen Wohnbevölkerung, da dieser Rückgang durch den Familiennachzug der verbliebenen ArbeitsmigrantInnen kompensiert wurde. Dies bewirkte gleichzeitig eine Erhöhung des Frauenanteils unter den MigrantInnen von 39,4% (1971) auf 44,4% (1981) und der Anteil der Kinder erhöhte sich in diesem Zeitraum von 14,8% auf 22,5% (vgl. Münz et al).

Die InterviewpartnerInnen wurden nach ihren Zukunftsplänen bezüglich Wohnort befragt, um daraus ihren Lebensmittelpunkt ableiten zu können. Ausschlaggebend für die Entscheidung über den Wohnort sind mehrere Faktoren, am häufigsten finanzielle Gründe, der Ort an dem die Familie lebt, die Leistungen des Sozialsystems und die Lebensqualität in Österreich, die Aufenthaltsdauer in Österreich und die Stärke der Bindung zum jeweiligen Heimatland. Grundsätzlich sind vier verschiedene „Typen“ zu erkennen:

1. Rückkehr geplant bzw. vollzogen
2. keine Rückkehr geplant
3. temporäres Pendeln geplant
4. Unentschlossenheit

Rückkehr geplant bzw. vollzogen

Wenige Personen planen eine definitive Rückkehr in ihre Herkunftsländer. Ein Grund, warum viele ihre Rückkehrentscheidungen hinauszögern oder sich nicht dazu entschließen können, ist die Tatsache, dass ihre Kinder in Österreich leben:

“Ich bin hier wegen den Kindern.. ich habe Geld alles ich könnte zurück.. ich würde liebend gerne zurück, aber ich bin noch hier, um den Kindern auf eigene Beine zu helfen und werde bleiben... bis sie die Schule beenden und eine Arbeit finden... ich meine es wäre nicht fair.. wenn ich sie jetzt verlassen würde...” (Serbe, 44 Jahre, 3.CI)

Oft wird die Rückkehr auf die Zeit verschoben, wenn die Kinder in der Lage sind, selbständig ihr Leben zu führen. Ob dies eine Rückkehrillusion ist, beziehungsweise wie die Entscheidungen getroffen werden wenn es so weit ist, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht abschätzen.

Ein weiterer Grund für Rückkehrentscheidungen liegt häufig darin, dass die Befragten nachwievor sehr stark mit der Heimat verbunden sind.

“Ich liebe Österreich, aber ich liebe es auch dort zu sein.. wissen sie ich glaube.... dass mein Geburtsort überwiegt... ich werde zurückkehren, das ist 99 % sicher.... sicher werde ich zurückkehren...” (Serbe, 44 Jahre, 3.CI)

„Wie lange haben Sie die Absicht hier zu bleiben?“

Ich weiß nicht, ich glaube immer kurz, kurz. Jetzt kann ich es nicht konkret sagen. Dass ich für immer bleibe, nein. Für immer würde ich nie bleiben. Hier ist es für mich auch schön, aber es ist schöner bei meinem zu Hause.“ (Serbin, 44 Jahre, 4.CI)

Eine andere Ursache für das Verschieben von Rückkehrentscheidungen auf die Zeit nach der Pensionierung sind außerdem finanzielle Gründe. Entweder weil die Betroffenen in ihren Heimatländern keine Verdienstmöglichkeiten haben oder weil sie in Österreich zu wenig Pension haben werden, um überleben zu können. Diese Problematik ergibt sich häufig daraus, wenn die Befragten in ihrer beruflichen Laufbahn über längere Strecken hinweg nicht angemeldet waren und somit keine Pensionsansprüche haben (siehe auch Kapitel Arbeit).

„Nur wenn ich unten eine Arbeit hätte, wenn bessere Bedingungen wären! Können Sie das glauben, dass ich morgen einfach gehen würde, ohne jedes Nachdenken?“ (Serbin, 44 Jahre, 4.Cl)

„Es ist so, ich verdiene nicht viel und wenn ich in Pension bin, wenn ich es schaffe, ich meine gesundheitlich, dann kannst du dir nur Brot und Milch kaufen und deswegen muss ich zurückzukehren. Deswegen oder ich finde einen reichen Mann (lacht), der mich finanziert aber dann bin ich auch alt dann will mich keiner (lacht).“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

Rückkehrabsichten werden auch deshalb gehegt, weil sich manche Befragte in Österreich nicht wohlfühlen. Beispielsweise weil sie das Gefühl haben, in Österreich Fremde zu sein beziehungsweise nicht wissen, wo sie sich zugehörig fühlen.

„Ich mag das neue Multikulti hier nicht. [...] ich denke was habe ich mit einem Schwarzen oder einem Chinesen gemeinsam, außer dem Chinarestaurant. Das ist multikulti, aber das ist es nicht... Mich kann das faszinieren und alles, aber das ist nicht meine Welt und das ist auch nicht ihre Welt (denkt an die Österreicher). Ich bin auch nicht ihre Welt.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

„Ich fühle mich nicht hier und nicht dort als Ausländer, aber ich bin auch nicht da oder dort zuhause. Im Moment fühle ich mich nirgends zuhause.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

Auffallend ist, dass alle Personen die eine definitive Rückkehr planen aus Serbien stammen.

Keine Rückkehr geplant

Die Gruppe jener, die keine Rückkehrpläne hegen, ist in der befragten Stichprobe am größten. Ihre Gründe liegen darin, dass Österreich im Laufe der Zeit zu ihrem Lebensmittelpunkt geworden ist. Die Kinder und Enkelkinder würden in Österreich leben und das soziale System wie etwa die gesundheitliche Versorgung ist in Österreich besser als in ihren Heimatländern. Aufgrund der langen Aufenthaltsdauer in Österreich fühlen sich viele in ihren Heimatländern fremd. Ein weiterer Grund dafür, dass Befragte nicht in ihre

Heimatländer zurückkehren wollen, liegt bei den in Österreich gewährten Menschenrechten, der Meinungsfreiheit und dem demokratischen System, was besonders bei Angehörigen von ethnischen Minderheiten zum Tragen kommt.

“... deshalb liebe ich dieses Land, für mich ist die Demokratie auch sehr wichtig, in Österreich gibt es die Demokratie, deshalb fühle ich mich freier in Österreich, jeder Mensch wird respektiert, ich finde das ist sehr wichtig, man kann sich dann frei bewegen und man ist selbstbewusster und man fühlt sich sicher. In Österreich gibt es die Menschenrechte, was für mich als Kurde sehr wichtig ist, aber als Kurde hat man in der Türkei keine Chance seine Rechte durchzusetzen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„In Österreich gibt es die Menschenrechte was für mich als Kurde sehr wichtig ist aber als Kurde hat man in der Türkei keine Chance seine Rechte durchzusetzen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Folgendes Zitat spiegelt eine gewisse Besorgnis über die politischen Entwicklungen wieder:

„vielleicht schmeißt uns der Strache von der FPÖ raus wenn er an die Macht kommt.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Trotz dieses wahrgenommenen Gefühls, von einer bestimmten Bevölkerungsgruppe unerwünscht zu sein, hat der gebürtige Türke keine Rückkehrabsichten, zumal er in Österreich aufgewachsen ist. Trotzdem schildert er zahlreiche Diskriminierungserfahrungen im Laufe seines Lebens, wobei angenommen werden kann, dass diese ein Grund für seine Besorgnis sind.

Auch persönliche Gründe können dafür ausschlaggebend sein, dass Befragte nicht mehr in ihre Heimatländer zurück wollen. Ein Beispiel dafür ist ein gebürtiger Türke, der kein gutes Verhältnis zu seiner Ursprungsfamilie hat und der in der Türkei mit sehr viel Armut und Not konfrontiert war und heute sagt:

„Gott sei Dank lebe ich nicht mehr in der Türkei.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Manche der Befragten die dieser Gruppe zuzurechnen sind geben an, eventuell in der Pension jeweils einige Monate im Jahr im jeweiligen Herkunftsland verbringen zu wollen, wobei die tatsächliche Durchführung dieses Vorhabens noch fraglich ist.

Temporäres Pendeln geplant

Die eben angesprochenen Pläne, in der Pension pendeln zu wollen, sind bei einer anderen Gruppe der Befragten bereits konkret. Der Grund für diese Pläne ist, dass die Interviewees die

Vorteile beider Länder kombinieren möchten, ihren Lebensmittelpunkt also nicht eindeutig festlegen können und/ oder wollen. Einerseits leben die Kinder und Enkelkinder in Österreich und das soziale Sicherungssystem wird geschätzt, andererseits besteht nach wie vor eine starke Bindung zur Heimat, welche auch klimatisch als angenehmer empfunden wird. Außerdem besitzen einige von Ihnen Häuser oder Wohnungen in ihrem Herkunftsland. Ein Leben in beiden Ländern beziehungsweise ein „Pendeln“ zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland würde außerdem dem Identifikationsdilemma entsprechen, in dem sich einige der hier befragten MigrantInnen befinden (siehe Abschnitt Identifikation).

Unentschlossenheit

Ein kleiner Teil der Befragten ist sehr unentschlossen, was ihre Rückkehrpläne in ihre Heimatländer betrifft. Sie wägen noch die bereits genannten Vor- und Nachteile wie finanzielle Situation, Lebensort der Kinder und Enkel, Aufenthaltsdauer, Heimatverbundenheit, sozio-politisches System und klimatische Bedingungen gegeneinander ab.

Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Befragten häufig sehr ambivalente Gefühle die Rückkehrabsichten betreffend haben. Sie schwankten im Laufe des Migrationsprozesses oft zwischen den Möglichkeiten, berichten häufig remigrieren zu wollen, aber dass sie sich aus verschiedenen Gründen dagegen entschieden hätten. Am häufigsten ist der Umstand, dass die Kinder und Enkel in Österreich leben der Grund dafür, dass die Befragten nicht in ihre Herkunftsländer zurück wollen und ihren Lebensmittelpunkt mittlerweile in Österreich sehen. Das Wohlstandsgefälle, das sich in unseren Interviews als ein zentraler Punkt für Migrationsabsichten herausstellte, wird nun wiederum auch bei der Ablehnung der Rückkehr genannt. Vor allem Männer argumentieren häufig, das in Österreich Aufgebaute nicht aufgeben zu wollen. Ein weiteres Motiv sind die besseren Lebensbedingungen in Österreich. Damit beziehen sie sich auf die Sozialleistungen, das geregelte System, die Umweltbedingungen etc. (siehe auch Kapitel Österreich aus Sicht der MigrantInnen). Die starke Heimatverbundenheit wirkt als Motiv für eventuelle Rückkehrpläne in der Pension. Ein Grund dafür ist ebenfalls das angenehmere Klima in dem jeweiligen Herkunftsland, welches zur Verbesserung gesundheitlicher Beschwerden beitragen würde. Nur wenige lassen eine eindeutige Abneigung gegen ihre Heimat erkennen, was jedoch weder vom Geschlecht noch

von der ethnischen Zugehörigkeit abhängig ist. Die Entscheidung darüber, in das Herkunftsland zurückzugehen, hängt somit von vielen verschiedenen Umständen ab und ist selten eine reine Willensentscheidung.

Wohnen

„Am Anfang als ich nach Wien kam hatten wir wie fast jeder Ausländer ein Wohnungsproblem.“ (Türke, 40 Jahre, 3.CI)

Die Wohnung hat im Leben jedes einzelnen eine zentrale Bedeutung. Sie befriedigt nicht ausschließlich physische, sondern auch emotionale Bedürfnisse. Außerdem stellt sie einen privaten Rückzugsraum sowie das Zentrum des Familienlebens dar, und sie übt eine Schutz- und Geborgenheitsfunktion aus. Darüber hinaus kann die Wohnung als Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatem Bereich betrachtet werden. Die Wohnverhältnisse von MigrantInnen werden durch die Rahmenbedingungen des Aufnahmelandes strukturiert und sie können andererseits durch die MigrantInnen selbst als Privatraum gestaltet werden (vgl. Pfliegerl und Fernández de la Hoz 2001; Gifflinger und Wimmer 2003).

In diesem Kapitel werden die Bereiche Wohnungssuche und Wohnungswechsel, Wohnzufriedenheit beziehungsweise Wohnunzufriedenheit und Wohnform aus Sicht der Befragten diskutiert und mit aktuellen Forschungsergebnissen und der Integrationstheorie verknüpft.

Wohnungssuche und Wohnungswechsel

Der komplexe und schwierige Bereich der Wohnungssuche beginnt bereits unmittelbar mit der Einreise in das Einwanderungsland. Zu diesem Zeitpunkt sind die Kenntnisse der Sprache, des Rechtssystems und des Wohnungsmarktes noch nicht ausgeprägt, weshalb es besonders leicht zu Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche und zu Diskriminierungen kommen kann. Können die oben beschriebenen elementarsten menschlichen Bedürfnisse nicht adäquat befriedigt werden, kann dies neben den faktischen Problemen (zu hohe Mieten, schlechte Ausstattung etc.) auch negative Auswirkungen auf die Gefühlsebene der betroffenen Personen haben.

Außerdem spiegelt sich die Benachteiligung der MigrantInnen am Wohnungsmarkt, oftmals in Kombination mit dem stattfindenden Abstieg in niedrigere soziale Schichten durch die Migration, deutlich in der Wohnsituation wieder. An dieser Stelle verbindet sich die vergleichsweise schlechtere Einkommenslage von MigrantInnen und ihr Status am Arbeitsmarkt mit ihrer Position am Wohnungssektor (vgl. Gifflinger und Reeger 1997).

Laut Gifflinger et al (2003) bewirken die unterschiedlichen Zugangsbedingungen zum Wiener Wohnungsangebot eine Selektion von bestimmten Interessengruppen, beispielsweise

von Drittstaatenangehörigen. Das für MigrantInnen am leichtesten zugängliche Segment stellt das der freifinanzierten Mietwohnungen dar. Erstens, weil es keine institutionellen Zugangsbeschränkungen gibt und zweitens, weil die Wohnungen im Wiener Altbaubestand aufgrund von teils massiven Mängeln zum Billigwohnsegment zählen. Ein Großteil der MigrantInnen bewohnt deshalb Altbauwohnungen aus der Gründerzeit (vor 1919). 1991 waren das 85% aller ex-jugoslawischen und 88% der türkischen Haushalte. Im Gegensatz dazu bewohnten lediglich 33% der österreichischen Haushalte die Form der Wohnungen (ebd.: 111).

Die Ursachen für die schwierige Wohnsituation von MigrantInnen liegt laut Pfliegerl und Fernández de la Hoz (2001) – wie bereits angedeutet - in den ökonomischen und rechtlichen Rahmenbedingungen. Die Wohnsituation von MigrantInnen steht in direktem Zusammenhang mit ihrer Beschäftigungssituation. Durch ihre Konzentration auf Niedriglohnbranchen (vgl. Kapitel *Arbeit*) haben sie oftmals nicht das notwendige Kapital zur Wohnraumschaffung beziehungsweise zur Verbesserung ihrer Wohnsituation. Andererseits reglementieren gesetzliche Rahmenbedingungen deren Zugang zum Wohnungsmarkt sowie zu staatlichen Beihilfensystemen.

Die erste Unterkunft der MigrantInnen in Österreich finden viele der von uns befragten MigrantInnen bei schon in Österreich lebenden Verwandten beziehungsweise hilft das bestehende familiäre oder verwandtschaftliche Netzwerk bei der Suche nach der Wohnung.

„Nein, ich hatte überhaupt keine Wohnprobleme, weil die Familie meiner Frau schon in Österreich lebte und sie hatten schon eine Wohnung für uns, bevor ich nach Österreich kam.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

„Sagen Sie mir zuerst, Ihr Aufenthalt in Österreich - wie ist das Ganze gelaufen und wie erleben, empfinden Sie Österreich heute? Nun, das ist eine lange Geschichte, gekommen bin ich im fernen Jahr 1972, damals war ich 22 Jahre alt. Ich bin zu meiner Schwester gekommen, die hier schon gearbeitet hat, mit dem Schwager. Wir wohnten im XX. Bezirk, XX straße. In den ersten Tagen war es, natürlich, sehr schön, die Ankunft in Wien...“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Wie alt waren sie, als sich nach Österreich kamen? Ich war 17 als ich nach Österreich kam...ich war 5 Jahre ledig und wohnte mit meinem Bruder und seine Familie. Dann 1977 habe ich geheiratet und habe meine Frau nach Österreich geholt.. wir haben 3 Kinder bekommen, 2 Mädchen und ein junge...mit der Zeit haben dann auch meine Töchter geheiratet und ihre Gatten nach Österreich geholt...sonst hat sich nichts getan.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

Besonders bei jenen Einwanderern und Einwanderinnen früherer Jahrzehnte, die als ArbeitsmigrantInnen angeworben wurden, wurden die Unterkünfte oftmals vom Arbeitgeber/der Arbeitgeberin gestellt. Es handelte sich dabei meist um einfache Zimmer in ArbeiterInnenwohnheimen oder um Dienstwohnungen.

„...als ich dann in Wien ankam traf ich mich mit einem Bekannten aus unserem Dorf, er half mir einen Arbeitserlaubnis zu bekommen, ich bekam meine erste Arbeit in einer Konservendosenherstellungsfirma und wohnte in einem Arbeiterwohnheim im X Bezirk, ich hatte mir Europa anders vorgestellt, meine Familie fehlte mir. Ich war verheiratet und hatte einen Sohn, meine Verwandten fehlten mir, es gab fast niemanden außer einen Bekannten, aber der arbeitete wo anders, den ich nur 2 mal in der Woche sah, ich war einsam, ich hatte niemanden mit dem ich reden konnte...“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„... am Anfang als ich nach Österreich kam, da wohnte ich in einen Arbeiterwohnheim, da haben wir im Zimmer zu fünft geschlafen, es war wirklich wie ein Gefängnis, ich verstand mich auch nicht gut mit den anderen, wenn du nicht stark warst wollten sie dich gleich unterdrücken, sie gingen fast jeden Abend fort und kamen meistens besoffen zurück, sie fragten mich immer wieso ich nicht mitkomme und machten auch manchmal Druck, manchmal fragten sie mich auch ob ich ihnen Geld borgen kann aber ich gab ihnen gar nichts, in meiner zweiten Wohnung ging es mir dann viel besser...“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Mein Mann arbeitete in einem Möbelhaus. Seine Firma hat für ihn eine Wohnung vorbereitet. In der XXstraße. Die Wohnung war super ausgestattet. Wir haben dort mehr als zehn Jahre gewohnt. Die Schwester von meinem Mann wohnt nun da. Nachdem wir ausgezogen sind, sind sie eingezogen. Dann sind wir hierher in die XXstraße umgezogen.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Andere MigrantInnen sind zunächst in „sozialen Unterkünften“ wie die der Kirche oder Caritas untergekommen. Da diese Wohnstätten häufig nur als Notunterkünfte geplant waren, standen sie lediglich temporär zur Verfügung.

„...und jetzt ist es leichter natürlich na.. mit der Fixwohnung..... wenn du eine Caritaswohnung hast dann nur für ein Jahr, danach musst du übersiedeln na und das hat viel Geld gekostet... wir haben eine Wohnung gekriegt, wo du nicht wohnen normal kannst.. du musst Wände ausmalen.. sauber machen.. du kannst dort nicht schlafen mit Kind und dann musst du dein ganzes Geld investieren.. dann bist du ein Jahr dort und dann musst du wieder übersiedeln.. und dann wieder andere Wohnung vorbereiten schön alles... dann wieder.. die Möbel Wohnung passen nicht in die andere Wohnung, weil kleiner und so oder die Sachen werden kaputt bei der Übersiedlung und das alles.....

Kannst du mir mehr erzählen von der ersten Wohnung?

Die erste Wohnung war 30 m² für uns drei und es war im XX Bezirk und es von Caritas, ein großes Zimmer, eine Küche und eine Toilette, ohne Bad, ohne warmes Wasser [...] es war furchtbar.. wer hat so etwas gemacht.. war das Absicht.. das war eine Katastrophe.... das war erste Wohnung ja, ja.....

Und wie lange wart ihr da drinnen?

2 Monate oder so, dann haben wir eine andere Wohnung gekriegt... du musst wieder übersiedeln... dass war im XX Bezirk.. da haben wir a bisserl schönere Wohnung gehabt.. und ein Zimmer und noch ein Zimmer und Badezimmer und Küche....gemeinsam mit einer anderen Familie .. Gemeinschaftsküche.. aber das war eine schöne Wohnung.. neben einer Kirche.. das war schön.. dass war schon angenehm... dann nachher haben wir gehabt eine Wohnung im XX Bezirk, das war 40 m² das war 2 Zimmer mit Küche und Duschkabine und dann war die Toilette am Gang mit anderen 2 Familien..... das war wieder eine Katastrophe.. furchtbar.. na das war schrecklich... aber nachher haben wir eine mit 48 oder 50 m² gehabt, auch 2 Zimmer mit Bad und Toilette.. kleine Küche und Terrasse.. das war schön [...]das sollte unbefristet sein für uns.. da hamma Boden gemacht und alles super perfekt und dann wurde das Haus verkauft und die Besitzer wollten nicht die Mieter behalten, denn sie wollten alles renovieren... dann mussten wir.. sie haben nur die über 30 Jahre alten Mietverträge behalten.. und wir mussten, da wir unter 3 Jahre... neu übersiedeln.. und dann haben wir endlich diese Wohnung bekommen (lacht).....

Und wie ist diese Wohnung?

*Ja, diese Wohnung ist schön...das erste mal bin ich 4 Jahre in einer Wohnung ohne zu übersiedeln.. und wieder alles ein und auspacken...ich habe jetzt und möchte hier bleiben... und wenn ich möchte in eine andere Wohnung dann ist anders na...dann muss ich nicht mehr in einem Monat einpacken und weg sein.... na ja, ein bisschen laut weil Gürtel is hier und so aber es geht, es geht...“
(Serbin, 73 Jahre, 3.CI)*

Dieses Zitat zeigt ein weiteres typisches Muster der Wohnbiographien der befragten MigrantInnen und zwar, dass viele von ihnen gezwungen waren, ihre Wohnungen häufig zu wechseln (siehe auch Kapitel Wohn(un)zufriedenheit). Wohnungswechsel wurden beispielsweise notwendig, wenn befristete Mietverträge nicht verlängert wurden. Überdies ist fast allen Erstunterkünften gemein, dass es durch die Überbelegung in den Wohnungen zu zwischenmenschlichen Spannungen kam – dies gilt sowohl für BewohnerInnen von ArbeiterInnenwohnheimen, als auch und insbesondere für Probleme innerhalb des Familienverbands. Dieses Thema der Überbelegung behält häufig über die erste Unterkunft hinaus an Bedeutung und ist einer der Hauptgründe für allfällige Wohnungswechsel. Diese wiederholten Wechsel der Unterkünfte führten außerdem zu erheblichen Reibungsverlusten, da immer aufs Neue eine Wohnung gesucht, die Ablöse bezahlt, Investitionen getätigt und der

Umzug mit all seinen bürokratischen und organisatorischen Hürden bewältigt werden musste. Auf diese Problematik wird im Kapitel Wohnzufriedenheit (siehe S. 71) noch näher eingegangen.

Ein weiteres Problem der befragten MigrantInnen war die Bezahlung von überhöhten Maklergebühren und Ablösen. Der Hauptgrund dieser Schwierigkeit liegt in der Unkenntnis des österreichischen Rechtssystems sowie des Immobilienmarktes. Diese Defizite kommen für die MigrantInnen insbesondere kurz nach ihrer Einreise verursacht auch durch mangelnde Sprachkenntnisse und fehlende Unterstützung zum Tragen. Durch die mangelnden Sprachkenntnisse fehlt den MigrantInnen der Zugang zu relevanten Informationen, was wiederum ihre Möglichkeiten bei der Wohnungssuche einschränkt (vgl. Gifflinger und Reeger 1997).

„Der Makler hat es ausgenutzt, den Mangel der Kenntnisse von Gesetzen, von Provisionen und hm.. und das musste ich bezahlen.. viel Geld und dann haben wir diese Wohnung gefunden.“ (Serbe, 42 Jahre, 2.Cl)

„Als Fremder ohne Sprachkenntnisse.. man trifft zuerst Makler, die ihnen Wohnungen anbieten ja? und wann.. wir haben schreckliches.. man muss viel viel bezahlen für diese.. weg zu kommen in eine Wohnung... Selbstverständlich ist man es dann müde.. man ist auch enttäuscht.. man zahlt einfach.. um diese Situation zu verbessern. Heutzutage ist es ganz anders, weil wir alle.. Familienmitglieder wir alle.. wissen viel mehr.. wir sind gut informiert.. und das alles funktioniert absolut tadellos..“ (Serbe, 42 Jahre, 2.Cl)

„Das schwierigste war für uns eine Wohnung zu finden, deshalb wohnten wir einen Jahr bei meiner Schwiegereltern, wir fanden keine Wohnung, was wir fanden war zu teuer, weil zu hohe Ablösen verlangt wurden, damals konnten wir es uns nicht leisten eine Ablöse zu zahlen, fast überall wohin wir gegangen sind, verlangten sie zu hohe Ablösesummen. Meine Frau meldete sich für eine Gemeindewohnung, nachher bekamen wir eine Gemeindewohnung, aber wir wohnten 1 Jahr lang bei meiner Schwiegereltern, die Wohnung von meiner Schwiegereltern war sowieso zu klein und noch dazu wohnten wir dort, es war nicht leicht.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Viele der MigrantInnen zahlten bei ihrer ersten Wohnung eine beträchtliche Summe an Ablöse in der Annahme, dass sie die Wohnung gekauft hätten. Erst später entdecken sie ihren Irrtum, manche wollen ihn bis dato nicht akzeptieren und können ihr Geld nicht zurückverlangen. Die Zahlung von Ablösen, in der Art wie es sie in Österreich gibt, ist sowohl in Serbien als auch der Türkei nicht üblich.

Bezüglich der Ablöse kommt häufig ein Übersetzungsproblem hinzu, denn das Wort für „Ablöse“ bedeutet im Türkischen „kaufen“. Die Betroffenen dachten, dass sie die Wohnung gekauft hätten, obwohl sie in Wirklichkeit lediglich die Wohnungseinrichtung erworben haben.

„Ich habe hier 55.000 Schillinge (Ablöse) gegeben, und falls ich nun mir eine andere Wohnung nehmen will, woher soll ich das Geld nehmen? (...) Man zahlt uns auch dieses Geld nicht zurück.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

„Aber ich musste damals ganze 165.000 Schilling Ablöse bezahlen, für 62,5 Quadratmeter. Dieses Geld habe ich, ob Sie mir glauben oder nicht, einfach so, der Vermieterin bar auf die Hand gegeben ... ich hatte auch Zeugen, eine Landsfrau von mir, auch meine Frau war dabei ... Ich habe ihr, also, das gegeben und habe eine Woche später die Wohnungsschlüssel, den unterschriebenen Mietvertrag ... und so weiter ... bekommen. Möbelstücke waren keine neuen, sondern gebrauchte Gegenstände. Natürlich musste ich in die Wohnung auch einiges investieren ... ich habe innerhalb von 2 Jahren etwa 20.000 Schilling investiert, ich musste das wegen der Kinder machen ... neue Betten usw. Das habe ich gemacht, investiert, um die Wohnung gemütlicher zu machen. Das waren schwierige Zeiten, du konntest nicht so einfach eine bessere Wohnung finden...“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Voraussetzung für einen Wohnungswechsel sind die Suche und das Finden einer neuen Unterkunft. Diese werden meist über Verwandte, Bekannte und Freunde vermittelt – dem sozialen Netzwerk (vgl. Kapitel Netzwerke). Selten bedienten sich die MigrantInnen der Hilfe eines Maklers/ einer Maklerin. Auch die Nutzung von Zeitungsinseraten zur Wohnungssuche wurde kaum beschrieben.

„Ich habe Glück gehabt, eine bessere Wohnung zu bekommen ... meine Schwester XX hat mir geholfen ... sie arbeitete in einem Krankenhaus im XX Bezirk und konnte über ihren Chef, der einen Hausverwalter kannte, eine Wohnung aufreiben ... Diese Wohnung bestand aus Zimmer, Küche und Kabinett, es gab, aber, kein Wasser in der Wohnung, so dass wir das selber irgendwie sanieren mussten. Dort wohnte ich volle 2,5 ... 3 Jahre ... dann habe ich über gute Freunde, die ich vom Fußball her kannte, eine Wohnung im XX Bezirk gefunden, es war eine Zimmer-Küche-Wohnung, aber wieder ohne Wasser, so dass ich wieder selber das Wasser einleiten musste usw. ... dann habe ich dort mit meinem Bruder XX gewohnt ... die Wohnung war so ... 34 Quadratmeter groß ... nicht schlecht. Der Mietvertrag wurde immer wieder verlängert ... als ich geheiratet habe, kam auch meine Frau in diese Wohnung ... als dann, nach vier Jahren, mein Sohn 2 Jahre alt war, musste ich eine andere Wohnung suchen. Das ging ziemlich schwer. Ich habe, natürlich, versucht, eine Wohnung zu

finden, wo es nicht zu laut war, und wegen dem Kleinen auch mit Grünflächen in der Nähe ... Mit Hilfe meiner Landsleute habe ich dann diese Wohnung im XX Bezirk in der XXgasse gefunden, wo ich auch heute noch wohne.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Hatten sie Probleme bei der Wohnungssuche? Gab es wen, der ihnen dabei geholfen hat?

Naja, ich kam ledig nach Österreich, hatte keine eigene Wohnung und wohnte gemeinsam mit meinem Bruder und seine Familie.. als ich dann geheiratet habe, mietete mir mein Bruder eine eigene Wohnung, 1 Zimmer-Wohnung!!! In dieser Wohnung hatten wir bisschen Probleme.. ich habe dort 2 Jahre gewohnt.

Was für Probleme hatten Sie denn?

Sie war sehr klein, das war unser Problem... Küche, Badezimmer, Schlafzimmer,.. war alles in einem Zimmer (lacht dabei)..wir blieben 2 Jahre in dieser Wohnung [...]

Ist die jetzige Wohnung Ihre zweite in Österreich?

nein, nach dieser kleinen Wohnung zogen wir in eine neue Wohnung im XX Bezirk in die XXgasse. .diese war im Vergleich zur ersten besser...bestand zwar auch nur aus 1 Zimmer und Küche, aber im Vergleich zur ersten Wohnung war es viel besser.. immerhin hatten wir eine getrennte Küche!! Dann...wir blieben ca. 7-8 Jahre in dieser Wohnung [...] die jetzige Wohnung besteht aus 2 Zimmern und einer Küche, wir sind zur dritt.. man kann sagen, dass es uns in dieser Wohnung gut geht. [...]

Hat ihnen wer dabei geholfen?

Die erste Wohnung hat mein Bruder für mich gefunden, die anderen Wohnungen habe ich aus Zeitungsinseraten gefunden.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

Die MigrantInnen berichteten ebenfalls von Diskriminierungserfahrungen bei der Wohnungssuche. Dies geschah überwiegend in Form eines „nicht an Ausländer vermieten wollen“ durch österreichische VermieterInnen.

„Das waren schwierige Zeiten, du konntest nicht so einfach eine bessere Wohnung finden ... der Österreicher fragt gleich ... ha Ausländer? Am Anfang ... es ist mir einige Male passiert ... na, sagt er, keine Ausländer. Damals hatte ich nicht die österreichische Staatsbürgerschaft ... ich war oft sehr verwirrt ... immer, wenn ich in der Zeitung ein Inserat finde und anrufe, heißt es ... nein, tut mir leid ... und haben Sie Kinder? ... oh, das ist noch schlimmer, kommt nicht in Frage ... “ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Gifflinger und Reeger (1997) unterscheiden bei der Diskriminierung von MigrantInnen am Wohnungsmarkt zwischen institutioneller und sozialer Diskriminierung. Institutionelle Diskriminierung resultiert aus den Beschränkungen für MigrantInnen durch rechtliche Bestimmungen, welche unterschiedliche Gesetze und Barrieren für MigrantInnen und

ÖsterreicherInnen schaffen. Soziale Diskriminierung wiederum meint diskriminierendes Verhalten von AkteurInnen gegenüber MigrantInnen (ebd. 56).

Ein Grund für diese Weigerung von österreichischen WohnungsbesitzerInnen an MigrantInnen zu vermieten, liegt in bestehenden Klischees, wie etwa der Annahme, dass alle MigrantInnen viele Kinder hätten und dies zu einer zusätzlichen Lärmbelästigung im Mietshaus führen würde. Auch die MigrantInnen selbst berichten von Nachbarschaftsproblemen, ausgelöst durch ihre Kinder, welche dann zu einem Wohnungswechsel führten:

„...aber ich hatte die ganze Zeit Probleme mir den Nachbarn, sie wollten uns nicht akzeptieren und schimpften die ganze Zeit, drohten meinen Kindern, deshalb wechselte ich dann in die Xgasse.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Wohn(un)zufriedenheit

Im folgenden Abschnitt wird darauf eingegangen, inwieweit die MigrantInnen mit ihrer Wohnsituation zufrieden oder unzufrieden waren beziehungsweise sind. Wohnunzufriedenheit stellte sich als die Haupttriebfeder für einen Wohnungswechsel heraus.

In der Auswertung der qualitativen Interviews konnten sechs Hauptdimensionen der Wohn(un)zufriedenheit herausgearbeitet werden: Überbelegung, Ausstattung, Zustand der Wohnung, rechtliche Situation, Kosten und die Wohnumgebung.

Überbelegung wird insbesondere in den Jahren nach der Einreise als gravierendes Problem genannt. Da oft Familienmitglieder den neu ankommenden Verwandten und Bekannten eine Unterkunft bei sich in ihren Wohnräumen gewähren, sind diese meist kleinen Wohnungen stark überbelegt. Dies führt, trotz des hohen innerfamiliären Zusammenhalts, zu erheblichen Spannungen.

„Wir alle haben auf 30 m2 gewohnt. Alle diese Wohnungen waren ungefähr so groß. Es waren sechs Personen in einer solchen Wohnung.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

„Wir wohnten zu viert in eine kleine Wohnung es war wirklich sehr klein und es gab nur eine Küche es gab dann immer Abend nach der Arbeit gab es dann beim Essen kochen ein Durcheinander, in Anfangszeiten nahm ich öfters eine Tomate, ein Ei und zwei Semmeln in die Arbeit mit und so verging es ein Jahr und nach einem hielt es in Österreich nicht aus, ich wollte unbedingt zurück, ich fühlte mich sehr einsam hier...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Ähnliches gilt auch für die Arbeiterwohnheime, wo sich mehrere MigrantInnen ein Zimmer sowie die Sanitäreanlagen teilen mussten. Diese waren sehr einfach ausgestattet und die betroffenen MigrantInnen litten unter der Enge und der mangelnden Privatsphäre, zumal sie diese Wohnverhältnisse aus ihren Heimatländern nicht gewohnt waren.

„...am Anfang als ich nach Österreich kam, da wohnte ich in einem Arbeiterwohnheim. Da haben wir im Zimmer zu fünft geschlafen, es war wirklich wie ein Gefängnis. Ich verstand mich auch nicht gut mit den anderen, wenn du nicht stark warst, wollten sie dich gleich unterdrücken. Sie gingen fast jeden Abend fort und kamen meistens besoffen zurück.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Dort habe ich in einem kleinen Zimmer, so 10 Quadratmeter oder so, mit anderen 5-6 Leuten geschlafen. Für jeden gab es nur ein Bett. Das war alles.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Auch die Ausstattung der Wohnungen, die die MigrantInnen zu Beginn ihres Aufenthalts in Österreich bewohnten, war durchwegs mangelhaft und unzureichend. Beispielsweise wiesen die Erstwohnungen häufig kein Fließwasser und keine Toilette in der Wohnung auf.

Bezüglich der Ausstattungskategorie und der Staatsbürgerschaft zeigt sich nach Berechnungen aus dem Mikrozensus 1998, dass die Unterschiede zwischen ÖsterreicherInnen und MigrantInnen gravierend sind. 84% der ÖsterreicherInnen, aber lediglich 49% der Ex-JugoslawInnen und 44% der MigrantInnen mit türkischem Hintergrund wohnen in Wohnungen der Kategorie A (mit Zentralheizung, Bad und WC). Nur 3% der ÖsterreicherInnen bewohnen Substandardwohnungen ohne WC und fließendes Wasser, während es bei den Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien 29% und bei jenen aus der Türkei 31% sind (vgl. Hammer 1999).

Diese fehlenden Wohnungsstandards wurden häufig bemängelt – insbesondere im Vergleich mit dem Herkunftsland, wo es, den Aussagen der MigrantInnen zufolge, beispielsweise keine Wohnungen ohne eigene Toiletten gibt.

„Die schlechtesten Wohnungen in der Türkei sind sogar größer als die meisten Wohnungen hier. Die Wohnungen sind hier sehr klein, es wohnen 5-6 Leute in einer Zimmer-Küche Wohnung. WC ist draußen usw.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

„(Wien war eine Stadt) mit unheimlich schlechten Wohnbedingungen. Weil schon damals in meiner Heimat war es undenkbar, sanitäre Ecken außerhalb der Wohnung zu haben ... und ... und was hier über 70% der Wohnungen war mit Klo und Wasser im Gang. Ehm ... insbesondere für Migranten war ... war ...eine unheimliche ... ehm ... ehm ... für mich war das wo ich gesehen habe, alle Migranten wohnen

in unglaublichen Substandardwohnungen, also in Kellern, wo es feucht war ... für ein Bett haben sie, hat man 500 Schilling bezahlt damals, wobei der Monatslohn 2.000 Schilling war, also für ein Bett ohne irgendeine ... Küchenbenützung oder irgendwas.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Der Zustand der Erstwohnungen ist durchwegs als „katastrophal“ bezeichnet worden. Schlechte Wohnbedingungen können außerdem zu verschiedenen Erkrankungen führen. Gemeint sind hier nicht ausschließlich physische, sondern auch psychische (und psychosomatische) Beschwerden, ausgelöst durch die Wohnsituation und eventuell verstärkt durch andere migrationsbedingte Probleme wie etwa der Trennung von Familien oder erschwerten Arbeitsbedingungen.

„Also, es schaut folgendermaßen aus ... heute, wenn man von der Wohnungspolitik in Österreich redet ... es ist etwas, was ich den Österreichern nicht verzeihen kann. ... Die erste Generation, die zwischen 69 und 72, ja auch 75 kam, wurde maximal ausgenützt, sie bekamen in der Regel nur feuchte Keller und so weiter.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Damals war das wirklich ein Problem eine Wohnung zu finden. Ich fand dann eine Wohnung - ein Zimmer und Küche. Es war sehr klein, wir hatten kein Wasser in der Wohnung und nur kaltes Wasser am Gang und das WC war auch am Gang, warmes Wasser gab es keines und in der Wohnung war es sehr kalt. Kurz danach wurde meine Frau krank und musste für 7 Monate ins Spital. Sie hatte eine Lungenkrankheit, ich glaube sie wurde krank, weil das ein Altbau war und sehr dreckig, in der Wohnung war es sehr kalt und sehr klein.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Diese schlechten Zustände führt neben den bereits hohen Ablösen und Mieten zu weiteren Kosten für Renovierungen und Instandsetzungen.

„Zuerst haben wir das Wasser in die Wohnung gebracht. Dann haben wir eine Waschmaschine, einen Geschirrspüler kaufen müssen. Mit den beiden Kindern konnten wir nicht mehr mit kaltem Wasser leben. Wir haben dann warmes Wasser gemacht. Mein Mann war damals Elektriker. Er hat mit Strom das Wasser aufwärmen lassen. Dann hat er die Sicherung in die Wohnung verlegt. Dann baute er selbst eine Dusche. (...) Dann im nächsten Jahr hatten wir einen Ölofen.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Rechtlich gab es vor allem Probleme mit Mietverträgen sowie mit der schon weiter oben erwähnten Ablöse (vgl. S. 64).

„Das schwierigste war eine Wohnung zu finden, deshalb wohnten wir einen Jahr bei meinen Schwiegereltern, wir fanden keine Wohnung. Was wir fanden war zu teuer, weil zu hohe Ablösen verlangt wurden,

damals konnten wir es uns nicht leisten eine Ablöse zu zahlen, fast überall wohin wir gegangen sind verlangten sie zu hohe Ablösesummen.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Außerdem nutzen die HausbesitzerInnen und VermieterInnen den Umstand aus, dass sich die MigrantInnen aus Unkenntnis ihrer Mieterrechte sehr leicht aus der Wohnung drängen ließen.

„Wir wussten natürlich damals nicht - wie konnten wir auch - dass der Inhaber, falls er uns hinausschmeißt, dass er uns Wohnungen anbieten soll.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

Selbst der Erwerb von Eigentumswohnungen war für Nicht-ÖsterreicherInnen erschwert. Diese konnte nur mit einer „Gleichstellung“, welche auch eine finanzielle Bürde ist, erworben werden.

„Ich habe eine erste Möglichkeit ... ehm ... ehm ... gesucht, wo ich ...eine Eigentumswohnung kaufen kann, also meine Ersparnisse und einen Wohnkredit um eine Eigentumswohnung zu kaufen. Weil, jede andere Art war für, für Migranten zugesperrt. (...) Zum Beispiel, es hat mich damals 60.000 Schilling gekostet nur diese Gleichstellung, dass, dass ich ... ich als, als Ausländer ... hae, hae ... eine Eigentumswohnung kaufen darf, hier.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Ein weiterer Grund für die Wohnungsunzufriedenheit sind die von den MigrantInnen empfundenen überhöhten Mieten. Dies ist insbesondere deshalb relevant, weil sie in keiner Relation zum schlechten Zustand der Wohnungen standen.

„Wo haben Sie bis jetzt gewohnt?

Mein erster Wohnung war im XX Bezirk es war ein sehr kleiner Wohnung dort habe ich alleine gewohnt und es war wirklich sehr klein und das WC war am Gang und die Miete war zu hoch, die zweite Wohnung war im XX Bezirk die war auch klein und dort habe ich mit meinen Eltern gewohnt zirka 3 Jahre es war ungefähr 50 Quadratmeter. [...] Ich habe deshalb so viele Wohnungen gewechselt, weil die Mieten zu hoch waren. Ich habe dann für eine Gemeindewohnung angesucht und habe dann nach 3 Jahren eine Gemeindewohnung bekommen und am Ende war auch mein Ziel irgendwann mal eine Eigentumswohnung zu kaufen, und das habe ich geschafft.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„Wann seid ihr in diese Wohnung gekommen?

Der Vermieter der XXstraße ist auf uns gekommen. Die Wohnung wo wir wohnten wurde verkauft, und saniert, und sie sollte weiterverkauft werden. Aber wir hatten kein Geld, um die Wohnung zu kaufen. Dann hat er uns eine andere Wohnung gezeigt, wo wir weiterwohnen können. Er hat ja die Wohnungen saniert, und die Wohnungen sind größer geworden. Die Miete war zu hoch, und mein Mann hat diese neue Wohnung nicht akzeptiert. Am Ende sind wir vor dem Gericht

gekommen. Und vor dem Gericht haben wir verloren, der Vermieter kannte sich sowieso sehr gut, als ob er selbst Rechtsanwalt wäre; so haben sie gewonnen. Dann mussten wir die Wohnung verlassen.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

Die Fakten bestätigen diese Empfindung der befragten MigrantInnen. Gifflinger und Reeger (1997) konstatieren drei markante Gegensätze zwischen den Wohnumständen von ÖsterreicherInnen und TürkInnen. Die Wohnungen der beiden Gruppen unterscheiden sich stark in Qualität, Größe und Mietpreis. TürkInnen bezahlen in Wien und in Österreich allgemein für eine gleichwertige Wohnungsausstattung eine höhere Miete als ÖsterreicherInnen (ebd. 61).

Die Wohnumgebung hingegen wird von den Befragten sehr gemischt wahrgenommen. Während die eine Gruppe es als angenehm empfindet, in einem Wohnhaus mit einem hohen Anteil von Personen der eigenen Ethnie zu wohnen, wird dieser Umstand von anderen als negativ empfunden. Einige MigrantInnen legen weiters großen Wert darauf, den guten Kontakt mit den NachbarInnen, insbesondere mit jenen mit österreichischer Herkunft, zu unterstreichen.

„Ich habe einen ganzen Haufen von Freunden und Nachbarn. Auch österreichische Nachbarn habe ich als Freunde. Ich bin sehr zufrieden.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

„Ich habe nie Probleme gehabt. Vielleicht habe ich Glück gehabt, oder ich kann alles sehr gut regeln, ich habe immer sogar mit meinen NachbarInnen sehr gute Kontakte gehabt. Ich wohne seit 2 Jahren hier, und meine NachbarInnen sind Österreicher, falls ich Hilfe brauche, sie helfen mir. Oder ich helfe ihnen. Wir sitzen zusammen, trinken Tee, Kaffee, und plaudern. Falls mir etwas fehlt, ich kann zu denen gehen, und dann das sagen, und ausborgen.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

Trotzdem kamen in den Interviews öfters Probleme mit den NachbarInnen zur Sprache, welche im schlimmsten Fall bis zum Wohnungswechsel führten.

„ ..aber ich (habe) die ganze Zeit Probleme mir den Nachbarn, sie wollten uns nicht akzeptieren und schimpften ganze Zeit, drohten meinen Kinder, deshalb wechselte ich dann (die Wohnung).“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Von meinen Eltern weiß ich, dass sie öfters diskriminiert wurden, z.B. früher haben meine Eltern in der alten Wohnung wo sie gewohnt haben immer Probleme mit den Nachbarn gehabt, obwohl meine Eltern gar nichts machten, kam die Nachbarin öfters zu meinen Eltern und schimpfte und brüllte sie an, (.), am Ende traute sie sich nicht einmal die Türe aufzumachen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Weiters wurden als Argumente für eine gute Wohnumgebung ein existierendes Sicherheitsgefühl, eine gute medizinische Versorgung und bestehende Grünräume genannt.

„Mir gefällt auch der XX Bezirk, ich finde es ist der sicherste Bezirk, ich fühle mich sehr wohl im XX Bezirk, die Menschen sind sehr nett, mit meinen Nachbarn verstehe ich mich sehr gut und das SMZ Ost Spital ist gleich in der Nähe. Ich find es ist ein super Vorteil, außerdem finde ich auch es ist ein super modernes Spital.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Trotz der aufgezeigten schlechten Erfahrungen konnten jedoch alle Befragten über die Zeit eine deutliche Verbesserung hinsichtlich ihrer Wohnqualität erzielen. Während sie anfangs unter extrem schlechten Bedingungen lebten, sind viele von ihnen inzwischen BesitzerInnen von Eigentumswohnungen und Häusern (vgl. Wohnform) und sehr zufrieden in ihren momentanen Wohnungen.

„Das ist hier jetzt eine Genossenschaftswohnung und sie ist groß genug, so dass ich mich wohl fühle.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Du hast von der Arbeit gesprochen, ein wichtiger Bereich ist auch das Wohnen. Was hat sich da verändert in den mehr als 30 Jahren? Na, jo ... ehm ... bei mir persönlich hat sich das ... ehm ... von ... von Grundgedanken ... nur das verändert ... dass ich, umso länger, dass ich hier bin, dass ich dann immer die Möglichkeit gehabt habe, besser, komfortabler zu leben, weil das hat dann ... ehm ... meinem finanziellen Standard entsprochen ... ich habe später besser verdient und umso besser konnte ich wohnen.“ (Serbe, 49 Jahre, 1.Cl)

Wohnform

Im folgenden Abschnitt wird auf die Wohnform der befragten MigrantInnen eingegangen. Darunter ist zu verstehen, in welchem Verhältnis die Interviewten zu ihren MitbewohnerInnen standen, wie die Eigentumsverhältnisse bezüglich der Unterkunft waren, sowie welche Art der Unterkunft ihrem Wunschbild entspricht.

Wie eingangs schon erwähnt, hatten die wenigsten der Befragten bei der Einreise eine eigene Unterkunft. Meist stellten Personen des sozialen Netzwerks - vorwiegend Familienmitglieder - ihre eigene Wohnung zur Verfügung. Andere Erstunterkünfte waren bei KollegInnen, sowohl im ArbeiterInnenwohnheim als auch bei Bekannten aus der Heimat, mit welchen man zum Zweck der Arbeit nach Österreich kam. Ansonsten gab es noch Gruppenunterkünfte, wo mehrere Familien in einer Behausung untergebracht wurden.

Die MigrantInnen versuchten allesamt schnell eine eigene Unterkunft zu bekommen, in welcher sie dann in der Kernfamilie¹³ zusammenlebten. Bei einigen Interviewten kam der Partner/ die Partnerin erst nach Österreich nach, nachdem eine eigene Wohnung vorhanden war.

„...ich bekam auch eine Dienstwohnung, so hatte ich eine Wohnung für mich alleine, das war für mich eine Erleichterung. Mit Ehrgeiz arbeitete ich bei dieser Firma ich versuchte immer mein Bestes zu geben, meine Deutschkenntnisse verbesserten sich auch, in meiner Freizeit lernte ich Deutsch. Nach dem 3 Jahr holte ich meine Frau und meinen Sohn zu mir nach Österreich. Als ich meine Familie nach 3 Jahren wieder sah war ich der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt. Ich hatte meine Frau und meine Sohn drei Jahre nicht gesehen.“
(**Türke, 62 Jahre, 1.Cl**)

Die ersten eigenständigen Unterkünfte waren durchwegs substandard Mietwohnungen oder Untermietunterkünfte. Diese bringen das Problem der Befristung mit sich, weshalb diese auch, neben den anderen schon näher erläuterten Problemen, oftmals gewechselt wurden. Da einige der interviewten Personen mittlerweile im Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft sind, waren neben weiteren Hauptmietwohnungen auch Genossenschaftswohnungen und Gemeindewohnungen unter den gelebten Wohnungseigentumsverhältnissen. Dies zeigt, dass der rechtliche Status einen wesentlichen Ausschlag für die Wohnsituation gibt, nachdem er den Zugang zu bestimmten Wohnformen wie etwa Gemeindewohnungen regelt.

Einige wenige Interviewte bekamen im Laufe ihres Österreichaufenthalts die Möglichkeit, eine Dienstwohnung des Arbeitgebers/ der Arbeitgeberin zu nutzen.

„... ich bekam auch eine Dienstwohnung, so hatte ich eine Wohnung für mich alleine, das war für mich eine Erleichterung.“ (**Türke, 62 Jahre, 1.Cl**)

„Ich arbeite nicht, ich habe ein Gebäude, eine Hausmeisterwohnung, die habe ich seit glaube ich seit zwanzig bis dreißig Jahren.“ (**Serbin, 50 Jahre, 5.Cl**)

Trotz allem ist die Eigentumswohnung beziehungsweise das eigene Haus der wohnungspolitische Traum fast aller interviewten Personen. Hierfür werden folgende Hauptvorteile genannt:

¹³ Die Kernfamilie besteht aus einem (Ehe)Paar und seinen Kindern (vgl. (Pflegerl und Fernández de la Hoz 2001)

- die eigene Wohnung/ das eigene Haus, in der/ in dem man selbst bestimmen kann.
- niedrigere Kosten in der Erhaltung
- der Stolz über das von einem selbst erreichte

*„... (ich) habe alles erreicht, was ich haben wollte. Ich habe mir in der Türkei zwei Eigentumswohnungen gekauft (...), ich habe im 22. Bezirk eine Eigentumswohnung gekauft. Für mich ist das etwas besonderes, weil ich bin nicht reich geboren, habe die schlechteste Seite des Lebens gesehen und deshalb bin ich stolz was ich alles erreicht habe.“
(Türke, 62 Jahre, 1.Cl)*

„Worauf ich auch sehr stolz bin ist, dass ich mit meiner Frau eine Eigentumswohnung gekauft habe, natürlich hätte ich das nie alleine geschafft, durch Unterstützung meiner Frau und meiner Eltern habe ich es kaufen können.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Im Hinblick auf die Integration der MigrantInnen ist zu sagen, dass sie sich im Laufe der Jahre zunehmend in den Wohnungsmarkt eingepasst haben. Mit dem erworbenen Geld konnten bessere Wohnungen gekauft und ein klarer Aufstieg gewährleistet werden. Zu Beginn des Aufenthalts in Österreich nahmen die Befragten häufig schlechte Wohnbedingungen in Kauf, nachdem sie eine baldige Rückkehr in ihr Herkunftsland angestrebt hatten. Aufgrund der Tatsache dass sich der Lebensmittelpunkt im Laufe der Jahre nach Österreich verlagerte, strebten die MigrantInnen eine Verbesserung ihrer Wohnsituation an und investierten in diese (siehe auch Drei-Phasen-Vier-Komponentenmodell in „Ergebnisse kurz gefasst“). Zum aktuellen Zeitpunkt, das bedeutet also mindestens 15 Jahre nach ihrer Einreise nach Österreich, sind die meisten Befragten mit ihrer aktuellen Wohnsituation zufrieden.

In Bezug auf die Bewertung der räumlichen Segregation für die Integration kann für Wien festgestellt werden, dass jene gründerzeitlichen Altbauviertel, die eine hohe Konzentration von MigrantInnen aufweisen, aus „stadträumlicher Perspektive gut integriert“ sind (Gifflinger und Wimmer 2003). Gemeint ist damit beispielsweise eine gute Infrastruktur was die Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel oder die Nahversorgung betrifft. Andererseits weisen diese Viertel eine schlechte Wohnqualität auf, etwa eine mangelhafte Ausstattung mit Naherholungsflächen oder ein erhöhtes Konfliktpotential aufgrund der beengten Wohnverhältnisse, auch mit der autochthonen Bevölkerung. Gifflinger et al (2003) konstatieren, dass für Wien ein „sehr klarer Integrationsanspruch seitens der

Aufnahmegesellschaft“ besteht und die gesetzten, wohnraumbetreffenden Maßnahmen zu zögerlich und nicht ausreichend seien, um dem entgegenzusteuern.

Arbeit

In den theoretischen Diskussionen über Integration von MigrantInnen in modernen, funktional ausdifferenzierten Gesellschaften wird die Besetzung von Positionen in den verschiedenen Funktionssystemen, wie im Bildungssystem, aber vor allem auf dem Arbeitsmarkt, als strukturelle Assimilation oder Platzierung verstanden (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001). ‚Assimilation‘ auf dem Arbeitsmarkt, so Esser, läge dann vor, wenn *„die verschiedenen Gruppen das gleiche Muster der Inklusion aufweisen und folglich alle die gleichen Anteile etwa an der Verteilung auf die Branchen der Wirtschaft hätten“* (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 21).¹⁴ Laut Esser kann von einer gleichen Teilhabe an den interessanten Ressourcen einer Gesellschaft nur im Falle einer strukturellen Sozialintegration (oder strukturellen Assimilation) der MigrantInnen ausgegangen werden (ebd.: 36). Daraus folgt, dass Assimilation auf dem Arbeitsmarkt im Sinne von Esser nicht allein von den MigrantInnen abhängig sein kann, sondern vor allem gesellschaftlich bedingt ist. Gesellschaften, welche die strukturelle Integration von Minderheiten, MigrantInnen, anerkannte Flüchtlinge oder AsylwerberInnen nicht systematisch fördern, könnten sich über den Prozess der ethnischen Schichtung auf dem Arbeitsmarkt früher oder später mit ethnischen Konflikten konfrontiert sehen: *„Dauerhafte regionale Disparitäten und Differenzierungen des Arbeitsmarktes und die – meist so nicht geplante, aber wahrscheinlich – systematische Lenkung der Migrationsströme in diese (regionalen und ökonomischen) Sektoren sind daher eine wichtige Ursache nicht nur der Entstehung ethnischer Schichtungen, sondern damit zusammenhängend auch von ethnischen Konflikten. Sie sind, sozusagen, die Basis eines objektiven gemeinsamen Schicksals, auf der die Stilisierung ethnischer, kultureller und religiöser Unterschiede als schließlich sich auch verselbständigender und radikalisierender „Überbau“ erheben kann“* (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 38).

Im wissenschaftlichen, sozialpolitischen und öffentlichen Diskurs wird neben Sozialleistungen, Familie und Bildung Erwerbsarbeit als eine der zentralen gesellschaftlichen Instanzen zur Sicherung von Teilhabechancen diskutiert. Gleichzeitig bewahrt die Beteiligung am Arbeitsmarkt nicht vor einer unmittelbaren Armutsgefährdung. Dies gilt vor allem für die

¹⁴ Esser definiert Assimilation als die *„[...] ‚Angleichung‘ der verschieden Gruppen in bestimmten Eigenschaften [...], etwa im Sprachverhalten oder in der Einnahme beruflicher Positionen. Dabei ist jedoch nicht von einer vollkommenen Gleichheit‘ aller AkteurInnen auszugehen“* (2001: 21).

unteren Einkommenssegmente der österreichischen Gesellschaft, zu denen überproportional viele ausländische Haushalte gehören. Till-Tentschert et al. (2004: 219) kommen auf der Basis der EU-SILC-2003 Daten zu dem Schluss, dass über ein Viertel der MigrantInnen in Österreich in Armutsgefährdung lebt und das trotz fast gleich hoher Beschäftigungsquoten von Personen österreichischer und EU-Herkunft. 26% der aus dem ehemaligen Jugoslawien und 34% der aus der Türkei stammende MigrantInnen leben in einem armutsgefährdeten Haushalt. Letztere haben ein 2,5 Mal höheres Armutsrisiko als die Bevölkerung im Durchschnitt (ebd.).

Zuwanderung nach Österreich bedeutete in der Phase, in der die meisten befragten Personen gekommen sind, vor allem Arbeitsmigration. Eine bessere Arbeit und die damit verbundenen Verbesserung der persönlichen wirtschaftlichen Lage waren die wichtigsten Migrationsmotive, ob für die direkt angeworbenen oder für die über Kettenmigration und Familiennachzug eingewanderten Personen.

*„[...] natürlich meine Familie war hier, aber es gab auch einen finanziellen Grund dafür, ich bin auch hergekommen, um zu arbeiten“
(Türke, 48 Jahre, 2.Cl)*

„Welchen Grund hatten Sie hier her zu kommen?“
Ich wusste dass man hier besser lebt, weil meine Mutter hier gelebt hat. Und aus dem Grund, dass ich unten keine Arbeit hatte. Ich habe als technischer Sanitärer abgeschlossen, aber ich habe keine Arbeit finden können“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Ich glaube es war im September 1989. Ich bin alleine gekommen. Unten sind meine zwei Söhne und mein Mann geblieben. Ich wollte arbeiten, dass ich etwas Geld verdiene, weil man bei uns schon die wirtschaftliche Krise gespürt hat.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

Im Blickfeld des folgenden Abschnitts stehen die mit Erwerbsarbeit verknüpften Problemlagen der in dieser Studie befragten Personen aus der ersten MigrantInnengeneration in Wien. Die Fragestellung, ob es ZuwanderInnen türkischer und serbischer Herkunft gelingt, im Erwerbsverlauf einen Aufstieg zu realisieren, oder ob sie weiterhin in schlecht bezahlten oder sozialrechtlich nicht abgesicherten Berufspositionen verharren, bildet den Ausgangspunkt dieses Kapitels. Die Erzählungen der Befragten erlauben es, in Ergänzung zu den Ergebnissen aus der quantitativen Analyse der LIMITS-Daten, vor allem die subjektive Sicht auf die berufliche und damit auch auf die soziale Mobilität ausländischer ArbeitnehmerInnen zu untersuchen.

Arbeitssuche im Erwerbsverlauf

In der ersten und zweiten Phase der Arbeitsmigration nach Österreich gestaltete sich die Arbeitssuche aufgrund der Nachfrage nach Arbeitskräften während des wirtschaftlichen Aufschwungs in den 1970er Jahren relativ einfach. Doch auch in dieser Phase der Migration spielten ethnische und familiäre Netzwerke eine bedeutende Rolle bei der Arbeitssuche und Arbeitsvermittlung. Diese unkomplizierte Art der Rekrutierung neuer Arbeitskräfte war auch für die ArbeitgeberInnen von Nutzen, da sie Verwandte und Bekannte ihrer Beschäftigten immer wieder einstellten.

„[...] ich hatte auch Glück, gleich wie ich nach Österreich gekommen bin habe ich eine Arbeit gefunden, natürlich durch Hilfe meiner Frau, ich konnte kein Wort Deutsch...“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Als ich 1973 nach Österreich kam, fing ich gleich bei der Fa. S. an, die Firma war im 11. Bezirk, das war genau am 19.10.1973, dort arbeitete auch mein Bruder, durch seine Hilfe konnte ich gleich dort anfangen...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Der ständig wachsende Druck auf den Arbeitsmarkt seit den 1980er und 1990er Jahren veränderte nicht nur die Nachfrage nach bestimmten Qualifikationen, sondern auch die Form der Arbeitssuche.

„Sehen Sie zwischen der damaligen Zeit und jetzt einen Unterschied?“

...es gibt einen sehr großen Unterschied!!! Es war sehr einfach eine Arbeit zu finden, es gab sehr wenig Arbeitslose, aber jetzt ist es sehr schwer eine Arbeit zu finden, es gibt viele Arbeitslose, vor allem für Leute, die invalide sind wie ich, ist es schwer etwas zu finden... es gibt keine Arbeit!“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

„Ich habe diesen Job ohne irgendeine Hilfe gefunden. Aber meinen ersten Job bei der Reinigungsfirma habe ich durch einen Bekannten gefunden.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„Na ja, meine Mutter hat mir ein familiäres Visum gemacht, welches ich nach sechs Monaten bekommen habe, mit ihr bin ich nach Wien gekommen und nach acht Monaten konnte man plötzlich eine Arbeitsbewilligung von österreichischer Seite bekommen und in dieser Gruppe habe auch ich meine Papiere bekommen.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

Arbeitssuche aus eigener Initiative

Arbeitssuche und Arbeitsvermittlung war - besonders für die MigrantInnen - nicht allein auf die Vermittlung durch das AMS bezogen. Wie oben schon beschrieben wurde, waren Familien- und Bekanntennetzwerke bei der Arbeitssuche sehr bedeutsam. Jedoch zeigt sich in

den Interviews, dass auch die Eigeninitiative eine wesentliche Rolle gespielt hat und weiterhin spielt. Im individuellen Migrationsverlauf lässt sich feststellen, dass Eigeninitiative bei der Arbeitssuche vor allem mit der Aufenthaltsdauer oder dem Bildungsniveau zusammenhängt - je länger in Österreich oder je höher die Ausbildung desto selbstbewusster und zielgerichteter der Prozess der Arbeitssuche.

“Und wie war das, sie haben gesagt sie waren alleine auf sich gestellt und haben niemanden gekannt?”

In Österreich, in Wien, Sie meinen wie ich erste Kontakte hergestellt habe? Durch diese frühere Tätigkeit, ich kannte mehrere Firmen, die im Industrieautomatisierungsbereich, auch in Wien zu Hause waren, so habe ich eine dieser Firmen kontaktiert, nämlich X. in XXX und die haben mich gerne akzeptiert, zuerst als Werkvertragsmitarbeiter.”
(Serbe, 42 Jahre, 2.Cl)

“... ich habe immer Arbeit gefunden.. innerhalb eines Monats hatte ich immer eine, also ich habe mir eine Zeitung genommen, Freunde kontaktiert und immer Arbeit gefunden... habe immer für Inländer gearbeitet.. bei österreichischen Firmen.. was es die Arbeit angeht bin ich zufrieden... ich habe gewusst wie man einen Vertrag aushandelt, Arbeitszeiten, Urlaub und so... so dass ich nie Probleme hatte, das ist alles....” **(Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)**

Bei der Arbeitssuche beschritten die MigrantInnen teilweise auch unkonventionelle Wege und sprachen Menschen direkt an, auch wenn es lediglich um Hilfsdienste und dergleichen gehen konnte. Der damals und teilweise heute noch unterentwickelte Dienstleistungssektor kam ihnen dabei entgegen.

„Und wie sind Sie zu diesen Jobs gekommen?”

Also man geht hin und fragt... es wird dich keiner hinführen.... also ich reinigte eine Straße und da kam eine Omi und ich fragte sie: "Brauchen sie einen Gärtner?", eine sagte nein andere ja.... ja ich brauche einen Arbeiter im Garten, ich bin schon alt.... und sie sieht mich im Park arbeiten.... sieht dass ich das Handwerk verstehe... dass ich gut arbeite... und ich fragte sie dann ob sie noch jemanden kenne der einen Gärtner braucht... und so weiter... und dann.... eins nach dem anderen....bei ihnen ist es so....und dann als ich runter nach Jugoslawien fuhr fragte ich sie ob ich Vertretung für mich finden soll und sie sagten nein, wir warten bis du wieder zurück bist... so bald du wiederkommst kannst du bei mir arbeiten....also dann bei ihren Nachbarn und KollegInnen... sie gab mir die Adressen also wenn du selber nicht fragst.... gibt es nichts.....“ **(Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)**

Im Erwerbsverlauf werden Aspekte für die Arbeitssuche von Bedeutung, die auch für inländische Arbeitskräfte signifikant sind. Aufgrund der Erwerbsbiographien der ersten MigrantInnengeneration, Berufe im Bereich des un- und niedrigqualifizierten

Arbeitsmarktsegments mit wenig Qualifizierungspotential und geringen Aufstiegschancen, geraten MigrantInnen mit zunehmenden Alter in Vermittlungsschwierigkeiten.

„Ich war in der Kirche, in Restaurant als Putzfrau. [...] AMS kann für die, die in meinem Alter sind, keine Jobs vermitteln. Falls auch AMS etwas findet, und uns die Alten schickt, sie stellen uns nicht an. Falls, ich selbst eine Arbeit finde, dann findet man eine Arbeit. Ansonsten ist es schwierig durch AMS. Ich war mal in einer Pension im ersten Bezirk. Ich habe ein Formular ausgefüllt. Diese Pension war ein Gasthaus für die Europäische Union. Es war sehr schön da. Man hat mir gesagt, ich soll die Formulare ausfüllen, und dann sie wollten mich anmelden. Dann haben sie mich nicht angestellt, weil ich zu alt war. Sie wollten mich ansonsten anstellen. Ich habe sogar angerufen, und nachgefragt. Ich wollte da arbeiten. Ich schaue jung aus, deshalb wollten sie mich anstellen, als sie mich sahen. Nachdem ich mein Alter schrieb, sie meldeten sich nicht mehr.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Erschwerend kommt hinzu, dass Arbeit in den unteren Lohnsegmenten mit hohen physischen und psychischen Belastungen einhergeht und häufig Arbeitsunfälle auftreten, die im zunehmenden Alter zur Verminderung der Erwerbsfähigkeit oder sogar zu Invalidität führen.

„Ende 1998 ging dann die Firma in Konkurs und ich habe dadurch meine Arbeit verloren. Seitdem bin ich arbeitslos. Der Grund wieso ich bis jetzt keine Arbeit gefunden habe... - eh natürlich habe ich inzwischen einige Weiterbildungskurse besucht aber das ganze hat mich irgendwie nicht befriedigt.. - da ich einen Arbeitsunfall hatte ist es für mich sehr schwer eine Arbeit zu finden, deswegen bin ich nach wie vor arbeitslos.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

Vermittlungsschwierigkeiten aufgrund von Sprachdefiziten

Gerade die erste Generation der ArbeitsmigrantInnen ist nach Österreich eingewandert, ohne ausreichende Kenntnisse in der deutschen Sprache erworben zu haben. Die Sprachdefizite der hier befragten Personen hängen nicht nur von ihrer mitgebrachten Bildung ab, sie sind auch Folge der ethnischen Segmentierung des österreichischen Arbeitsmarktes. Darüber hinaus führte das Festhalten am „Rotationsprinzip“¹⁵ über Jahrzehnte hinweg zu dem Paradoxon, dass Sprachkompetenz in Deutsch (aus der Sicht der Einwanderungsgesellschaft) als **die wichtigste** Voraussetzung für eine erfolgreiche Integration erachtet und von den MigrantInnen erwartet wird, blieb sie jedoch für die zuständigen Behörden sehr lange

unbeachtet. Während dieses Faktum in den letzten Jahren durch die öffentlichen Stellen und zuständigen Institutionen erkannt und durch zunehmende Angebote auch der Versuch unternommen wurde, diesem Umstand entgegenzuwirken, haben die Arbeitssuchenden der ersten „GastarbeiterInnengeneration“ nur in seltenen Fällen Zugriff auf derlei Angebote gehabt und die deutsche Sprache entweder im Berufsalltag durch den Austausch mit den KollegInnen oder im Lebensalltag sehr unsystematisch und unvollständig erlernt (siehe auch Abschnitt Spracherwerb). Dieser Umstand wirkt sich vor allem bei der Arbeitssuche negativ aus, da Sprachkompetenzen in Deutsch zu immer mehr Qualifikationsprofilen unterschiedlicher Branchen gehören.

„Oder AMS hat mich ins Seniorenheimen geschickt, sich um die Alten zu kümmern. Ich wurde nicht aufgenommen. Ich sollte mich um die alten Frauen kümmern. Aber ich würde die Frauen nicht verstehen. Sie würden sagen, ich soll etwas besorgen, hinbringen, mitnehmen. Was wäre, wenn ich sie nicht verstehen würde? Ich sollte sie baden, oder so...“ (Türkin, 54 Jahre, I.CI)

Diskriminierungserfahrungen bei der Arbeitssuche

Gerade beim Eintritt in den Arbeitsmarkt kann Diskriminierung aufgrund verschiedener Merkmale einen negativen Selektionsmechanismus darstellen. Kündigung, Auswahl- oder Einstellungsablehnung aufgrund der Herkunft, des Aussehens, der Religion oder des Akzents kann ein Indiz für diskriminierendes Verhalten sein, und wird von den Betroffenen auch als solches wahrgenommen.

„Hast du, deine Freunde, habt ihr auf der eigenen Haut gespürt, dass es Diskriminierung gibt?“

Oh, ja, die Diskriminierung gibt es sehr wohl, besonders, wenn du anders ausschaust ... oder wenn du eine Arbeit suchst ... die gibt es schon ... es gibt auch viele Beispiele dafür ... Leute haben mir erzählt ... ich war besser als die anderen beim Test, Sie wissen, wenn man so verschiedene Fragebögen ausfüllt ... und so ... aber ich wurde nicht aufgenommen, nur weil ich ... na ja ... aufgenommen wurden, aber ... du weißt schon ... Ich glaube nicht, dass das sehr oft vorkommt, aber die Diskriminierung gibt es immer noch, die ist da und die wird es sicher auch die nächsten Hundert Jahre geben in Österreich .. weil ... das bleibt für immer.

In welchen Bereichen gibt es besonders viel Diskriminierung?

¹⁵ Das sogenannte Rotationsprinzip in der Regelung der Arbeitsmigration nach Österreich implizierte ein jährliches Rotieren der ausländischen Arbeitskräfte, womit Integration ausgeschlossen wurde. Das spiegelt sich auch im Begriff „Gastarbeiter/ in“ wider.

Na, ja, weil ... sobald ... sobald es heißt ... Ausländer ... huch ... das ist ein bisschen schwierig. Wenn Sie die Sprache gut beherrschen ... dann ... ich habe so einen Fall gehabt.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.CI)

Wie sich in den Interviews zeigt, sind es nicht immer diese „oberflächlichen“ Kriterien des Aussehens, der Kleidung oder der Sprache, sondern auch die Bewerbungsunterlagen wurden und werden zur Prüfung und zur Begründung für eine Einstellungsverweigerung herangezogen. *„Im Ausland erworbene Qualifikationen werden in der Regel von Arbeitsmarktvermittlern wie Arbeitgebern als nicht gleichwertig anerkannt, Zuwanderer in ihrer Qualifikation zurückgestuft“* (Wolf 2001). Neben Diskriminierungen aufgrund von ethnischen Merkmalen, werden Drittstaatsangehörige oft als minderqualifiziert betrachtet oder ihnen wird mit Misstrauen begegnet.

„[...] beim Vorstellungsgespräch bekam ich immer eine Absage weil meine Religion Islam war und weil ich türkischer Staatsbürger war. Einmal lud mich eine Firma am Telefon zum Vorstellungsgespräch, vom Telefon kamen sie nicht darauf von der Aussprache her dass ich ein Ausländer war und als ich dann der Firma meinen Lebenslauf gab schaute er gleich wo ich herkomme und ob ich türkischer Staatsbürger bin, daraufhin sagten sie dass sie sich melden werden aber bis heute hat sich niemand gemeldet.“ (Türke, 39 Jahre, 3.CI)

Erlebte Diskriminierung bei der Arbeitssuche oder am Arbeitsmarkt kann zu Resignation und Internalisierung der Rolle als „Menschen zweiter Klasse“ führen.

„Obwohl, die Inländer haben immer noch Vorrang, das ist normal.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.CI)

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Prozesse der Arbeitssuche und der Arbeitsvermittlung sehr stark vom Vermittlungspotenzial innerethnischer Netzwerke, dem individuellen Bildungsniveau, aber auch von der Nachfrage nach bestimmten Arbeiten geprägt sind. Es zeigt sich sehr deutlich, dass Kenntnisse der deutschen Sprache dabei eine Schlüsselrolle einnehmen. Erschwert werden diese Prozesse jedoch durch direkte und indirekte Diskriminierung.

In der gegenwärtig schwierigen und angespannten Arbeitsmarktsituation machen sich angehäufte Defizite, welche den Zugang zum oder den Verbleib am Arbeitsmarkt negativ beeinflussen können, bemerkbar. Gerade die Vernachlässigung des Spracherwerbs wird dabei von den MigrantInnen als großes Hemmnis wahrgenommen. Aber auch die Konzentration der MigrantInnen der ersten Generation in den unteren Lohnsegmenten des Arbeitsmarktes, wo Berufe mit hohem Gesundheitsrisiko und geringen Aufstiegschancen verbunden sind, wirkt heute als ein Armutsmultiplikator für die Betroffenen.

Berufliche Position in der Prä- und Postmigration

Der Eintritt in den österreichischen Arbeitsmarkt wird auch durch im Herkunftsland erworbene Fähigkeiten und Fertigkeiten bestimmt. Sie können ein Türöffner, aber auch ein Hindernis für den Zugang zum Arbeitsmarkt darstellen (vor allem dann, wenn mitgebrachte Qualifikationen nicht der Nachfrage nach bestimmten Jobs entsprechen, d.h. wenn MigrantInnen überqualifiziert sind). Das Wissen um die mitgebrachten Bildungsabschlüsse und erworbenen Qualifikationen im Herkunftsland ermöglicht uns eine Analyse der Aufstiegspotentiale, aber auch der stattgefundenen und immer noch stattfindenden Dequalifizierung von Drittstaatsangehörigen am österreichischen Arbeitsmarkt.

Bildung

Die Mehrheit der befragten MigrantInnen in dieser Studie weist einen Volksschul- oder Lehrabschluss auf.

“Welche Schule haben sie abgeschlossen?

Nur unsere Grundschule - 8jährige..das ist alles...” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„Also, bis zu 6. Klasse Grundschule und da waren nicht genug Schüler... sonst hätte ich weiter gemacht.....

Es gab nicht genug Schüler?

Ja,ja.. damals war es so.... es gab auch wenig Lehrer.. nach der 6. Klasse gab es keine schule mehr... ich wäre gerne noch bis zu 8. gegangen und dann vielleicht weiter.....“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

“[...], eine gute Ausbildung in der Türkei habe ich auch nicht bekommen, weil im Dorf bei meinem Eltern lebten wir im Armut, ich arbeitete als Hirte und besuchte nur die Volksschule, und nach der Volksschule schickten mich meine Eltern nach Istanbul zu meinem Onkel, um dort Geld zu verdienen.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Das geringe Bildungsniveau wirkt sich auch auf die Fähigkeit, die Sprache des Aufnahmelandes zu erlernen, aus.

„Wie sind Ihre Deutschkenntnisse?

Nicht gut, ich kann mich verständigen irgendwie, Deutsch zu lernen habe ich nie versucht, ich habe sowieso keine richtige Schulbildung gehabt, ich habe nur die Volksschule besucht, darum ist es für mich sehr schwer Deutsch zu lernen, wenn ich etwas brauche hilft mir meine Frau oder mein Sohn.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Befragte, die als Schulkinder im Zuge der Familienzusammenführung nach Österreich gekommen sind, weisen einen Konnex zwischen Spracherwerb und Bildung auf. Die

fehlenden Sprachkenntnisse in der Familie aufgrund der prekären Lebensumstände in Österreich und die mangelnde Unterstützung im Schulsystem führen dazu, dass die Chancen, einen höheren Bildungsabschluss zu erlangen, nicht genutzt werden können.

„Wie ich bereits erwähnte war ich damals noch 14 Jahre alt. Mein Vater schrieb mich gleich in die Schule, ich konnte überhaupt kein Wort Deutsch, öfters wurde ich von meiner Schulkameraden ausgelacht, weil ich falsch sprach, ich konnte mich in die Gruppe nicht integrieren, deshalb distanzierte ich mich von meiner Schulkameraden und zu Hause konnte mir niemand helfen, mein Vater arbeitete und kam spät nach Hause und meine Mutter verstand fast kein Wort Deutsch. Damals war die Sprache für mich die größte Hürde. Nach 2 Jahre Schule brach ich die Schule ab und fing an zu arbeiten, weil ich dachte mir in der Arbeit würde ich mit meiner Sprache schneller vorankommen und dazu noch mein eigenes Geld verdienen, aus heutiger Sicht betrachtet finde das ich damals eine falsche Entscheidung getroffen habe.“ (Türke, 40 Jahre, 3.CI)

Nur wenige der befragten Personen haben im Herkunftsland ein Studium begonnen oder sogar abgeschlossen, bevor sie nach Österreich emigriert sind.

„Nur, ich war zu dem Zeitpunkt in, in Schule, im Studium, dann war ich auch bei der Belgrader 68-er Studentenbewegung...“ (Serbe, 57 Jahre, 2.CI)

“Und aufgewachsen?

Und Studium und erste berufliche Tätigkeit in Belgrad...aber nicht nur Belgrad, schon am Anfang meiner beruflichen Tätigkeit ich habe Büros in Zagreb, Sarajewo, Laibach, Sofia, mein Zuhause war damals Belgrad aber ich war ständig unterwegs...

Sie sind wegen des Studiums nach Belgrad gekommen...?

Ja genau, wegen Studium, weil dort habe ich studiert.. Elektrotechnik..” (Serbe, 42 Jahre, 2.CI)

Da MigrantInnen hauptsächlich im Niedriglohnsegment beschäftigt sind, ist ein Nebenjob meist nicht ausreichend, um den Lebensunterhalt zu finanzieren. Deshalb ist der Beginn, die Fortführung oder das Beenden eines Studiums in Österreich nur schwer möglich.

„Welche Studienrichtung haben Sie gewählt?

Ich hatte Volkswirtschaft gewählt aber leider musste ich mein Studium abrechnen wegen finanziellen Problemen, ich wohnte alleine ohne Eltern und musste nebenbei arbeiten, weil ich musste mein Unterhalt finanzieren und das ging sich damals sehr schwer aus, habe sehr schwere Zeiten durchgemacht, aber meiner Meinung lernt man aus Schwierigkeiten mehr. [...] Am Anfang studierte ich 1,5 Jahre und dann brach ich das Studium ab und 1990 inskribierte ich mich noch mal und brach es wieder ab, weil die Firma in der ich arbeitete, es war eine Baufirma, ging in Konkurs und meine Pläne fielen in den Bach, weil ich wollte mein Studium fertig machen, wollte was

erreichen, ich verlor meine Arbeit, meine Wohnung, brach mein Studium ab, es war für mich eine sehr schlechte Zeit, ich wohnte dann bei den Eltern, die Eltern hatten sowieso eine kleine Wohnung, wo wir fast gar nicht reinpassten und ich bekam mein Taschengeld von mein Vater, was ich aber nicht mochte, abhängig sein... mein Vater ist ein sehr netter toleranter Mensch, trotzdem mochte ich nicht von meinen Eltern abhängig sein, von Niemanden. Seit meiner Kindheit bin ich so ein Typ, der frei leben will in Frieden und alles selber schaffen möchte.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Wie für eine große Anzahl der österreichischen Studierenden, die ihren Lebensunterhalt neben einem Studium alleine bestreiten müssen, gezeigt worden ist, erhöht die Berufstätigkeit während des Studiums das Risiko, das Studium abzubrechen (Latcheva 2002). Es ist naheliegend, dass sich bei StudentInnen mit Migrationshintergrund dieses Risiko um ein Vielfaches potenziert.

Zusammenfassend zu den individuellen Startbedingungen der in der qualitativen Studie befragten MigrantInnen kann festgehalten werden, dass viele Hilfs- und LandarbeiterInnen, aber auch Fachkräfte unter den MigrantInnen der ersten Generation gefunden werden können. Die Personen, die eine bestimmte Berufs- oder Fachausbildung aus dem Herkunftsland mitbringen sind aber auch die, die im Erwerbsverlauf eine Dequalifizierung erfahren können.

Mitgebrachte Berufe und Anstellungen in Österreich

Ein niedriger Bildungsabschluss kann jedoch durch eine Berufsausbildung kompensiert werden. Bei den hier befragten MigrantInnen zeigt sich jedoch, dass sie sich zu großen Teilen aus dem Bereich der landwirtschaftlichen Hilfskräfte, was auf niedrige Bildung und berufliche Ausbildung hinweist, oder aus Facharbeiterkreisen rekrutieren.

„...ich arbeitete die meiste Zeit als Hirte in unserem Dorf..“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„...wir hatten kein Geld. Ich und meine Brüdern arbeiteten als Hirte und nach der Arbeit mussten wir noch mein Vater helfen, der fand immer eine Arbeit für uns, mein Vater war ein arbeitssüchtiger Mensch, er arbeitete wirklich fast 15 Stunden am Tag und ließ uns auch arbeiten...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Was hat er hier gemacht? Als was hat er gearbeitet?“

Er war Schneider und er hat hier in der Textilbranche gearbeitet. Er wurde eingeladen, und dann bin ich gekommen. Ich bin auch Schneiderin.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

„Welche Ausbildung hast du unten gehabt?“

Frisörin...“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

Das geringe Qualifikationsniveau hat jedoch strukturelle Gründe, die sich einerseits aus der gezielten Anwerbung von niedrig qualifizierten Arbeitern zu Beginn der Arbeitsmigration erklärt und andererseits in der fortlaufenden ethnischen Segmentierung des österreichischen Arbeitsmarktes verstärkt: *„TürkInnen weisen einen deutlichen Beschäftigungsschwerpunkt im Bergbau, im Steine- und Erdenabbau sowie in der Textil-, Leder- und Bekleidungsindustrie auf. Personen aus dem früheren Jugoslawien wiederum sind überproportional in der Land- und Forstwirtschaft, in der Nahrungsmittelerzeugung und in privaten Haushalten tätig“* (Biffl 2003: 64).

Das Spektrum der erworbenen beruflichen Qualifikationen der MigrantInnen im Herkunftsland reicht von dem landwirtschaftlichen Arbeiter, über diverse Handwerksberufe (Tischler, Drechsler, Frisörin, SchneiderIn, Automechaniker, Schlosser etc.) bis hin zur/ zum Angestellten und IngenieurIn. Im Vergleich dazu finden sich die hier interviewten MigrantInnen beim Eintritt in den österreichischen Arbeitsmarkt nicht primär in den von ihnen erlernten Berufsfeldern.

“Ein Jahr lang arbeitete ich ohne irgendwelche Probleme als Monteur, obwohl ich ein gelernter Schlosser war, aber als Hilfsarbeiter wurde ich sehr gut aufgenommen.” (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

*“Ich arbeite zur Zeit. Ich putze. Ich gehe in ein Büro. Ich putze das Büro, ich staube ab, und wasche das Geschirr. Das ist eine sehr gute Arbeit, und ich liebe die Leute im Büro.” (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)
(gelernte Schneiderin)*

*„Als Schneiderin habe ich 10 Jahre gearbeitet. Dann bin ich 2 Jahre in eine andere Firma gegangen, dann 1 ½ Jahre in eine andere Firma gegangen. Dann habe ich in der Volkshochschule 15 angefangen. Ich habe dann hier als Putzfrau gearbeitet.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)
(gelernte Schneiderin)*

Die Bildungsabschlüsse und Qualifikationen, welche die ArbeitsmigrantInnen mit nach Österreich bringen, spielen beim Eintritt in den Arbeitsmarkt nur selten eine bedeutsame Rolle. Die in Österreich ausgeübten Berufe der in dieser Studie befragten MigrantInnen befinden sich, mit ein paar Ausnahmen, im Niedriglohnbereich, wo nur einfache Qualifikationen angesiedelt sind wie etwa Reinigungsdienste, Gaststättendienste und in der Landwirtschaft. Zu dem Niedriglohnsegment gehören aber auch FacharbeiterInnentätigkeiten in der Textil-, Leder- und Bekleidungsindustrie. Esser spricht bei diesem Phänomen von ethnischer Schichtung. *„Unter der Differenzierung des Arbeitsmarktes wird die systematische Verteilung bestimmter Gruppen auf bestimmte Branchen und die Einteilung in*

unterschiedlichen Lohngruppen (bei gleicher Tätigkeit) verstanden. Es gibt solche Differenzierungen nach Geschlecht, nach Alter, aber auch, gerade im Gefolge von Arbeitsmigrationen, nach ethnischen Kriterien. Bei der ethnischen Differenzierung des Arbeitsmarktes sind wiederum zwei Fälle zu unterscheiden: die Spaltung und die Segmentation von Arbeitsmärkten“ (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 37).

Diese ethnische Schichtung verhindert für weite Teile der ethnischen Minderheiten sozialen Aufstieg und ist nach Esser gebunden an Dequalifizierung der Betroffenen. *„Weil MigrantInnen typischerweise zunächst ‚benachteiligte‘ Sektoren besetzen, ergibt sich heraus alleine schon eine hohe Wahrscheinlichkeit für die Fortsetzung der damit gegebenen systematischen Ungleichheiten auf der Gruppenebene“ (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 38).*

Wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden soll, ist das geringe Bildungsniveau in Kombination mit der Beschäftigung der ersten „GastarbeiterInnengeneration“ im Niedriglohn- und Hilfs- oder Zuarbeitersektor die Ursache für fehlende Weiterqualifizierung und geringe soziale Mobilität.

Soziale Mobilität

In der österreichischen Migrationsforschung herrscht die Einsicht vor, dass der sozialer Aufstieg der Zuwanderer in Österreich selten stattfindet (Wolf 2001; Gächter 2005). Der Aufstieg in die Mittelschicht ist das entscheidende Merkmal von Integration, jedoch findet dieser Aufstieg in Österreich im Generationenwechsel, selten aber im Lebensverlauf statt (Gächter 2005). Die rigide Struktur des österreichischen Arbeitsmarktes - hohe Einstiegshürden, eine traditionell geringe Mobilität am Arbeitsmarkt, eine hohe Saisonbeschäftigung, die Erhaltung von strukturschwachen Branchen im Niedriglohnbereich durch Ausländerbeschäftigung, die klein- und mittelbetriebliche Struktur der österreichischen Wirtschaft – bringt es mit sich, dass eine einmalige Dequalifizierung einen Aufstieg oftmals verhindert (Wolf 2001: 55; Gächter 2005).

Dequalifizierung

Für viele der im Rahmen dieser Studie befragten MigrantInnen ist Dequalifizierung am Arbeitsmarkt Folge struktureller und institutioneller Faktoren – Nicht-Anerkennung von Bildungsabschlüssen oder beruflicher Qualifikation, Erhaltung des Niedriglohnssektors durch

gezielte Beschäftigung von MigrantInnen – aber auch das Festhalten am „Rotationsprinzip“ sowohl von den MigrantInnen selbst als auch von der österreichischen Gesellschaft.

Die erste Form der Dequalifizierung setzt beim Eintritt in den österreichischen Arbeitsmarkt ein. Wie im Abschnitt über Arbeitsuche und Vermittlung im Erwerbsverlauf gezeigt wurde, spielen die erworbenen beruflichen Qualifikationen im Herkunftsland selten eine wichtige Rolle beim (Wieder)-Einstieg ins Erwerbsleben in Österreich. „Bei der Auswahl der ausländischen Arbeitskräfte interessierten weniger die Qualifikationen als vielmehr die körperlichen Eignungen der MigrantInnen, da vornehmlich Personal für Hilfsarbeiten und angelernte Arbeiten gesucht wurde. Integration und Niederlassung der „GastarbeiterInnen“ waren in diesen Kontexten nicht vorgesehen“ (Münz, Zuser et al. 2003a: 22).

Zu den institutionellen Hürden gehörte auch die Anerkennungspflicht von ausländischen Bildungsabschlüssen, was von den Betroffenen als ein langwieriger und aussichtsloser Prozess wahrgenommen wurde und dazu führte, dass dieser Weg nicht eingeschlagen wurde.

„Nach dem ich im B. gearbeitet habe, war ich kurz arbeitslos. In diese Zeit habe ich mit verschiedenen Ausbildungen angefangen. Ich hatte vor, meine Matura nostrifizieren zu lassen.

Haben Sie das geschafft?

Nein, weil ich zur selben Zeit mit dem berufsbegleitenden Kurs in Dauer von zwei Jahren, für die Ausbildung als Krankenschwester angefangen habe. Ich sollte vier Prüfungen machen, dass mein Diplom für Wirtschaftstechniker hier anerkannt wird. Das war mir alles zuviel, eine und eine andere Ausbildung, die 40 Stunden/Woche arbeiten, die Kinder erziehen und meine elfte Wohnung einrichten.[...] Vor kurzer Zeit habe ich mit sehr gutem Erfolg die Ausbildung als Krankenschwester abgeschlossen und arbeite in einem Pflegeheim von X.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

In vielen Fällen führte die fehlende Anerkennung dazu, dass MigrantInnen als Hilfskräfte beschäftigt worden sind.

„Ich hatte Diplom für Lehrkraft als Schneiderin. Aber das hat man hier nicht anerkannt. Ich war bis damals nur Hausfrau, so ich konnte nur putzen. Mit ein Paar Freunden fing ich in dieser Firma an.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

„Ich habe als technische Sanitäterin abgeschlossen, [...] dann habe ich als Putzfrau gearbeitet in einem Haus, habe ein Haus zusammengeräumt, geputzt, gewaschen und diese Sachen...“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

Die Bereitschaft der ArbeitsmigrantInnen jede Art von Arbeit anzunehmen, um ihren Aufenthalts- und Erwerbsstatus zu sichern, wurde von den ArbeitgeberInnen systematisch genutzt.

„Da habe ich als Hilfsarbeiter begonnen, habe Auslagen gewaschen und Passagen geputzt, alle Arbeiten, die man von mir verlangt hat. Da hatte man nicht gefragt, welche Ausbildung man hat, es wurde Arbeit verlangt, ich habe das respektiert und gearbeitet und ich habe, ja, meinen Arbeitsplatz immer noch.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Oft führte diese Situation dazu, dass der Arbeitgeber/ die Arbeitgeberin im Einstellungsprozess die Qualifikationen der BewerberInnen erkennt und dennoch Fachkräfte als Hilfskräfte einstellt.

„...er (der Arbeitgeber) schaute durch seine Schweißbrille, ich schaute durch meine Schweißbrille ... er hat meine Hand beobachtet, wie ich arbeite. Er sagte, gut, das hast du erledigt, schauen wir uns jetzt die Pläne an. Als er mir einen Plan zeigte, habe ich ihm gesagt, wie man das macht ... in etwa ... er sagte, in Ordnung, mein Herr, Sie können, sagte er, schon morgen, sagte er, mit der Arbeit beginnen, hat er gesagt. Wenn es drei oder vier unserer Landsleute nicht gegeben hätte, hätte ich mich nicht so gut zurechtgefunden. Ein Jahr lang arbeitete ich ohne irgendwelche Probleme als Monteur, obwohl ich ein gelernter Schlosser war, aber als Hilfsarbeiter wurde ich sehr gut aufgenommen.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Aber auch rechtliche Hürden und institutionelle Vorgaben erschwerten für qualifizierte MigrantInnen den Einstieg in den österreichischen Arbeitsmarkt.

„... eine schreckliche Situation ... Arbeit war da, aber man, man hat nicht ... jede Arbeit war nicht da, ja, man ... man ... ehm ... hat den Migranten damals verboten, dass man, dass man vom Arbeitsamt für Arbeiter in Arbeitsamt für Angestellte ... ich glaube acht Jahre war der Prozess ... ehm ... dass man sich nicht ... so ein Job wechseln kann. So wer hat sich was auch immer für Qualifikation gehabt hat, der hat begonnen irgendein Job... wo er als Arbeiter bezeichnet war, er konnte den Job 8 Jahre nicht aber einen anderen machen. Das war, das war eine, das hat sich nachher auch gezeigt, ... eine Katastrophe, weil sehr viel Talente sind damit gestoppt und ... eigentlich ... ehm ... ehm ... nicht gut... wurden nicht gut ausgenützt ... für das Land ... auch nicht für sich selber.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Neben institutionellen Hürden können auch individuelle Ambitionen seitens der MigrantInnen, ihre Platzierung auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, die individuelle soziale Mobilität sowohl positiv als auch negativ beeinflussen. Die illusorische Überzeugung, dass sie in Österreich nicht auf Dauer bleiben werden, brachte die MigrantInnen oft dazu,

firmeninterne Weiterbildungsangebote nicht in Anspruch zu nehmen, obwohl sie vom Arbeitgeber/ von der Arbeitgeberin angeregt wurden.

“Dann hat mich mein Chef forciert, aber ich wollte nicht.. er wollte mich in die Schlosserlehre, er wollte alles bezahlen.. aber ich wollte nicht...Trottel.. In irgend einer Weise habe ich nicht...Ich wollte zurück, ich dachte mir die Lernerei sei Zeitverschwendung.. Ich wollte in 2-3 Jahren zurück, was Brauch ich das, eh du bist Jung. du nimmst einen guten Rat nicht an...” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Traditionelle Rollenbilder bzw. die Orientierung der Geschlechterrollen an dem Brotverdiener/Hausfrauenmodell kann unter Umständen auch zu einer nicht beabsichtigten Dequalifizierung vor allem von Frauen führen.

„Würdest du sagen dass man in Österreich eine Chance kriegt zu arbeiten?“

Ich habe nie gehabt ein Tag ohne Arbeit in Österreich, ich habe immer Arbeit gehabt... du kannst dir jetzt nicht aussuchen super Job und so, geht nicht aber..

Welche Ausbildung hast du unten gehabt?

Frisörin...

Aha

Ja..Frisörin.. ich könnte damals auch als Frisörin hier arbeiten.....

Und warum arbeitest du jetzt nicht?

.... damals wollte mich mein Mann nicht unterstützen mit dieser Sache,er wollte nicht auf das Kind aufpassen er hat gesagt er werde nicht jeden Tag mit Kind zusammen sitzen und du wirst in die Schule gehen und sitzen und lernen und was weiß ich.. Nein er will das nicht und dann konnte ich das nicht machen und dann habe ich den anderen Job bekommen und dann habe ich gehabt Arbeit und jetzt ist schwer aber ich verdiene das Gleiche wie dort wo ich arbeite... dann ist das Gleiche dann mache ich diese Arbeit und bin ich zufrieden.....“

(Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

Berufliche Mobilität durch berufliche Weiterbildung

Dennoch lassen sich auch in dieser Untersuchung Beispiele für gelungenen Aufstieg bzw. berufliche Mobilität finden. Individuelle Ambitionen seitens der MigrantInnen in Kombination mit einem relativen Erfolg in ihrer Anstellung und die Bereitschaft des Arbeitgebers/ der Arbeitgeberin, auch ausländische Arbeitskräfte zu fördern, führten zu weiterbildenden Qualifizierungen.

“Ich vermisse diese Arbeit sehr...ich habe dort als Hilfsarbeiter begonnen, habe fast alles gemacht...ich hab mich dann sehr schnell bewiesen, lernte sehr schnell und man schickte mich dann für 3 Monate zu einem Weiterbildungskurs...wurde dann ausgebildet als Maschinist.... nach 1,5 Jahren begann ich also an den Maschinen zu

arbeiten.von 1979 bis 1992 habe als Maschinist gearbeitet. nach dem Arbeitsunfall konnte ich dies nicht mehr machen...man schickte mich daraufhin erneut zu einer Ausbildung als Laborarbeiter..ich habe dann ca. 5 jahre im Labor gearbeitet, in der Qualitätskontrolle...dann ging die Firma in Konkurs.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

„Wie geht es Ihnen mit dem Deutsch?

Ich bin nie zufrieden. Je ich mehr das lerne, habe ich den Eindruck, dass ich das weniger kann. Momentan besuche ich einen Kurs. Das ist ein spezieller Kurs für Mediziner. Das wird von meiner Firma finanziert. Wir, ein paar Krakenschwestern besuchen das. Ich bin mit meinen Kenntnissen bei den Besseren. Ich bin einfach so ein Typ. Es ist egal, um was es geht, ich widme mich total und bis zum Ende. Es ist egal, ob es ums Kochen, ob es um Sprache geht. Dort, wo ich mich immer gerade befinde, bemühe ich mich bis zur Perfektion.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

„...und dann im Jahre 1995 mit langem suchen fand ich eine bessere Arbeit in einer Industriefirma, wo ich noch derzeit arbeite, ich bin in dieser Firma als kaufmännischer Angestellter beschäftigt, die Arbeit macht mir sehr Spaß und ich kann auch sehr viel lernen, bei unsere Firma gibt es auch interne Weiterbildungen, ich versuche mich immer mehr weiterzubilden, deshalb versuche ich viele Seminare zu besuchen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Der Effekt von betrieblicher Weiterbildung, wenn angeboten und in Anspruch genommen, wird von den Befragten als Weg zur weiteren Qualifizierung und dadurch zur Sicherung der Kontinuität in der Erwerbsbiographie interpretiert. Des Weiteren wird die Schlüsselfunktion der deutschen Sprache als Qualifizierungsmaßnahme erkannt.

„Die Jahre vergingen und der Arbeitgeber verlangte, dass wir uns weiterbilden für den Beruf. Ich habe das auf mich genommen und ich habe sehr effizient gearbeitet, weil ich einigermaßen Deutsch gekonnt habe und weil es wichtig war, dass man eingearbeitet ist, der Metallerberuf war gefragt sowohl bei den Fahrrädern, als auch bei den Skiern, bei den Booten und auch bei den Segelbooten und Campingwagen. Das war alles in Verbindung ... besonders hatte es mich gefreut, als ich 74 hier in Österreich meinen Führerschein gemacht habe ... wir hatten unseren Dolmetscher, obwohl ich Deutsch gekonnt habe, denn, dort gab es Prüfungen ... so dass ich mich irgendwie halten konnte in der Firma, wo ich auch heute noch bin.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Das gezielte Zurückgreifen und Aufbauen auf schon vorhandenen beruflichen Qualifikationen kann zu einer weiteren beruflichen Karriere führen. Einschränkend ist zu sagen, dass dies vor allem auf bessergebildete und hochqualifizierte MigrantInnen zutrifft.

“Wie ging es dann weiter nach X.?

Hm.. Ja.. 2 Jahre E., ich war glücklich... und ich war schon bekannt als Industrieautomatisierungs ah ah Spezialist und ich war kontaktiert... durch den damaligen Geschäftsführer von der jetzigen Firma.hier. Ich war kontaktiert, denn er hat sich für die Pensionierung vorbereitet und er musste 94 oder Ende 93 einen neuen Nachfolger für diese Firma finden... dann habe ich Interviews mit Japanern gehabt. Und nach 2-3 Monaten.. Verhandlungen und so.. Ich habe 94 diese Firma übernommen. Diese Firma wo wir jetzt sind, dieses Haus war nur ein kleines Büro mit 5 Mitarbeitern...

Welche Stelle haben sie angenommen?

Geschäftsführer von der Firma für die Region Central-East oder Zentral-Ost-Europa... es sind heute schon 12 Jahre vorbei und ich bin noch immer in der selben Position...

Und in der X-Firma hatten sie welche Position?

Manager für paar Länder; Bulgarien, Slowenien, Kroatien.” (Serbe, 42 Jahre, 2.Cl)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die soziale Integration von MigrantInnen durch die fehlenden Chancen zur beruflichen bzw. sozialen Mobilität erschwert wird. Ausreichende Sprachkompetenzen in Deutsch können zwar einen beruflichen und somit sozialen Aufstieg erleichtern, für den Verbleib auf dem Arbeitsmarkt sind sie (wie sich bereits in der quantitativen Re-Analyse der LIMITS-Daten gezeigt hat) nicht von Relevanz. Die Durchlässigkeit des österreichischen Arbeitsmarktes nach oben, das heißt der Aufstieg in bessere Positionen, ist traditionsgemäß nicht sehr ausgeprägt. Die Interviews zeigen, dass der Einstieg in den österreichischen Arbeitsmarkt und damit einhergehende Dequalifizierung zu einem Verbleib in den Niedriglohnsektoren des Arbeitsmarktes führt und somit soziale Mobilität verhindert. Auch Wolf (2001: 54) stellte fest, dass soziale Mobilität für MigrantInnen aus der Gruppe der sogenannten GastarbeiterInnengeneration ein Einzelphänomen ist. Dies gilt bis zu einem gewissen Ausmaß auch für die Zuwanderung der 1990er, nicht jedoch für die „Elitenwanderung“ aus Deutschland (Fassmann, Kohlbacher et al. 2001: 43).

Arbeitszufriedenheit

Rechtliche Unsicherheit, Arbeitsbedingungen und Diskriminierung

Ein wesentlicher Punkt in den Erzählungen der hier befragten MigrantInnen ist die prekäre Lebens- und Arbeitssituation, die sich aus der mangelnden Harmonisierung des Fremden- und Arbeitsrechts ergab (bis 1999). Dies führte zur einer komplizierten Rechtssituation, die undurchschaubar für die betroffenen MigrantInnen war. Darauf deuten die

Informationsdefizite in rechtlichen Belangen hin, die in den Erzählungen der MigrantInnen immer wieder auftauchen. Mangelnde institutionelle Unterstützung und das fehlende Recht, ArbeitnehmerInneninteressen vertreten zu dürfen, kumulieren hier. Die Interviews zeigen auch, dass MigrantInnen erst nach Jahren und nach mehrmaliger Konfrontation mit direkter oder indirekter Diskriminierung ihre Rechte suchen und auch vertreten. Dem Wissen um die Rechte des Einzelnen wird in der Nachbetrachtung des eigenen Migrationsverlaufs Bedeutung zugeschrieben.

“Als noch mein Sohn krank war, bin ich drei Stunden am Tag arbeiten gegangen, so dass mein Visum nicht abläuft. Es war ja nicht wie jetzt. Falls man nicht arbeiten gegangen ist, verlor man das Arbeitervisum.” (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

“Was haben Sie gemacht?

Gott Sei Dank, mit meinem unbefristeten Visum hatte ich angefangen zu arbeiten. Mit meinem Befreiungsschein. Als mein Befreiungsschein abgelaufen ist, habe ich diese Probleme bekommen. Ich habe 3 Voraussetzungen nicht erfüllt. In der Arbeit habe ich meine Papiere der Sekretärin gegeben, sie sollte sich um meine Papiere kümmern. Und sie hat sich durchgesetzt.” (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

„Am Ende wie ich dann gekündigt habe hat sich dann auch herausgestellt das er mich nur geringfügig angemeldet hat.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

„Betreffend der Arbeit, habe ich immer Angst vor Kündigung gehabt. Trotzdem ich manchmal krank war, habe ich weiter gearbeitet.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

Was sich in den Interviews zeigt ist, dass vor allem in der Regelung der Arbeitszeiten und der Entlohnung das Informationsdefizit der MigrantInnen durch den Arbeitgeber/ die Arbeitgeberin ausgenutzt wurde. Um ihren Aufenthaltsstatus nicht zu gefährden, haben die MigrantInnen sich nicht gegen schlechte Arbeitsbedingungen gewehrt. Ein wesentlicher Zug des Niedriglohnssektors ist nicht nur geringes Entgelt, sondern auch physische sowie psychische Belastungen. Es finden sich keine Überstundenregelungen und die Situation der unselbständig Beschäftigten verschlechtert sich dadurch noch mehr.

„In dieser Firma habe ich 4 Jahre gearbeitet, aufgehört habe ich deswegen, weil die Arbeitszeit war nicht geregelt, manchmal habe ich 8 Stunden manchmal 10 und manchmal sogar 12 Stunden und es gab keinen Überstunden Geld, die Bezahlung war sehr schlecht habe damals nur 6000 Schilling verdient, für Vollzeitarbeit, heutzutage verdient man das als 20 Stundenkraft. Weil ich mich nicht getraut habe mit dem Chef über Lohnerhöhung zu sprechen, kam mein Vater in die Firma und redete mit dem Chef, nachdem Gespräch bekam ich dann 2000 Schilling Lohnerhöhung.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

“Können Sie sagen, was für Sie hier gute und was schlechte Zeiten waren?”

Wissen Sie was. Mir ging es hier nicht so schlecht, ich habe hier verdient. Ich hatte keine Versicherung. Wenn ich krank war, ein Zahn hat mich 1.500,- Schilling gekostet. Nur ein Zahn, der mir rausgenommen wurde. Das war schlecht. Wenn du krank wirst, Gott bewahre, dann ist das schrecklich. Das andere war nicht schlecht, solange der Schilling war.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

“... na ja es ist bei uns das einzige Problem wo ich arbeite das Sparen... also wir bekommen mehr Arbeit und weniger Personal um das gleiche Geld.. weil ich muss jetzt viel mehr arbeiten als ich habe gearbeitet unter viel mehr Stress... unter Druck.. ich arbeite gern aber 12 oder 13 Stunden... ich mach das 5 h länger bleiben aber dieser Druck.. Zeitdruck... du musst fertig werden und du hast nicht genug Zeit... du kannst superschnell sein aber du kannst es nicht schaffen gut in Ordnung zu verteilen und super toll zu machen und das ist in letzter Zeit bei uns Problem weil sie wollten sparen Personal weniger Personal und so..” (Serbin, 75 Jahre, 4.Cl)

Als besonders problematisch erweist sich die Mehrfachbelastung von Frauen in der Migration, da die unregelmäßigen Arbeitszeiten zu Lasten der Kinderbetreuung gehen (siehe Abschnitt Unvereinbarkeit von Familie und Beruf).

„Meine Arbeitszeit war nicht bekannt. Solange andere gearbeitet haben, musste ich auch dort bleiben. Das war schrecklich für die Kinder, so dass ich am Abend viel Zeit mit denen verbringen musste. Ich komme am Abend von der Arbeit tot müde. Erst dann um neun, zehn am Abend konnte ich mit denen in den Park gehen. Kannst du dir so etwas vorstellen? Um neun, zehn am Abend in den Park, Oktober, November, es ist egal. Die Kinder den ganzen Tag alleine, alleine! Aber gut. [...]

In dieser Zeit haben Sie auf Baustelle gearbeitet und nachher?

Nachher. Mein Chef hat diese Baustelle, eine Pizzeria und ein Gasthaus gehabt. Nachdem die erste Baustelle geschlossen war, sind wir zur zweiten Baustelle gegangen... der Würstelstand wurde verkauft. Danach habe ich in seinem Gasthaus gearbeitet, meistens bis vier Uhr in der Früh, so etwa, bis es einmal passiert ist, dass ich die Kinder vier Tage nicht gesehen habe. Dann habe ich zu ihm gesagt: "Ich kann nicht mehr!" Er hat mich gekündigt und dann habe ich bei B. angefangen zu arbeiten.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

Auf der anderen Seite wurden rechtliche Regelungen durch den Arbeitgeber/ die Arbeitgeberin gezielt genutzt, um möglichst günstige Arbeitskräfte zu beschäftigen. Personal wurde oft ausgetauscht oder so gemeldet, dass Sozialabgaben nicht fällig wurden. Dies wirkt sich sowohl im Fall der Erwerbslosigkeit als auch in der nachberuflichen Phase aus.

„Und wie lange warst du in der ersten Firma?”

3 Jahre und 3 Monate... dann würde ich gekündigt.. aber das war... wir haben eine neu Hausdame bekommen na und sie wollte Personal tauschen, weil sie hat gesagt sie kriegt billigeres Personal na und sie wollte uns alle die schon waren dort beschäftigt alle dass wir kündigen und sie neue nimmt und dann hat es angefangen immer gekündigt, gekündigt und so... dann bin ich auch gekündigt aber dass war für mich nicht so schlimm denn die Arbeit war viel zu viel und wenig bezahlt...“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

„Es ist sehr schwer mit dem Geld. Ich bin angemeldet für vier Stunden und bekomme 500, -- Euro. Damit kann ich nichts machen, früher war es viel besser. Aber was soll man machen, vielleicht ist die Krise überall.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

„Und wann und wie haben Sie dann die Arbeitsbewilligung bekommen?“

Als der junge Chef die Firma übernommen hat, er hat mir saisonale Papiere gemacht und sie nur immer verlängert. Er hat sie immer für ein halbes Jahr bekommen.

Und wie lange hat das gedauert?

Das war bis zum letzten Jahr, bis zum November.

So haben Sie bis letztes Jahr gearbeitet?

Er hat mir gesagt, dass es nicht anders geht. Ich weiß nicht, ob das wahr ist.

Wie lange haben Sie dann immer das Visum bekommen?

Für ein halbes Jahr. Der ganze Pass war voller Visa.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

An verschiedenen Stellen haben wir bereits auf die Bereitschaft der MigrantInnen verwiesen, angenommene Arbeiten trotz der niedrigen Qualifizierung mit einem gewissen Elan und Arbeitsbegeisterung auszuüben. Für die MigrantInnen war das die Möglichkeit, sich ein gewisses Maß an Akzeptanz zu erarbeiten und sich in das soziale Leben des Unternehmens zu integrieren. Dadurch werden teilweise schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen kompensiert.

"Ich habe 10 Jahre lang im IK gearbeitet. Sie hatten mich gern, und ich hatte sie auch gern. Ich habe gesagt, ich arbeite 3 Stunden oder 8 Stunden, nur was soll ich machen? Sie haben gemeint, du bist unsere Mutter. Was du für richtig hältst, tust du. Aber falls ich tue, was ich mag, ich würde ja nicht herumspielen. Ich habe geputzt, aber alle die dort arbeiten, hielten die Büros sehr sauber. Es war ein Büro mit viel Geld. Alle Angestellten waren sehr nett. Der Direktor oder so, es war keinen Unterschied zwischen den Angestellten. Alle waren sehr nett, und eine lockere Stimmung herrschte. Alle waren so nett zu mir. So freundlich. An keinem einzigen Tag haben sie mich schlecht behandelt, oder mir was Schlechtes gesagt. Ich fühlte mich dort, als ob ich zu Hause arbeitete. Sie haben mich immer gleich behandelt. Zu Weihnachten, oder an Feiertagen haben sie mich auch eingeladen.

Falls sie irgendwohin essen gehen oder so, sie haben mich auch mitgenommen. Dann ich habe auch an ihren Seminaren teilgenommen. Sie haben auch unsere Geburtstage gefeiert, und auch meinen. Sie haben mir so viele Geschenke gekauft. Ich war so traurig, dass ich in Pension ging. Sie haben gemeint, ich soll nie weinen, und ich sollte immer sie besuchen. Ich habe später auch sie besucht, sind aber einer nach dem anderen auch in Pension gegangen. Nun arbeiten dort nur die jüngeren, neuen. Deshalb gehe ich auch nicht mehr so öfters hin. Und ich begann im Jahre 1988 und im Jahre 1999 ging in Pension. Und auch im Jahre 1999 habe ich die Staatsbürgerschaft bekommen." (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

„Wie ist es mit deiner Arbeit?

Es geht mir gut. Diese Arbeit ist Arbeit für mich. Sie ist in Ordnung. Es ist nicht so, dass ich sie liebe, aber dort schätzen sie mich.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

Einkommen

Wie in vielen anderen Studien (Biffel 2003) zeigt sich auch hier, dass ArbeitnehmerInnen serbischer und türkischer Herkunft vor allem auf Niedriglohnbranchen konzentriert sind. In der Gruppe unserer Befragten sind es vor allem MigrantInnen türkischer Herkunft, die über unangemessene Bezahlung berichten.

„Ich verdiene genau 1000 Euro Netto, ich finde es schon bisschen wenig für die Arbeit was wir machen, aber was solls, besser als gar nichts, weil ohne Arbeit werde ich noch depressiver, es ist momentan eh schwierig eine Arbeit zu finden.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Als erstes wie ich nach Österreich gekommen bin und mit dem Studium begonnen habe, habe ich nebenbei in einer Reinigungsfirma gearbeitet, was mich aber störte war das Gehalt, es war sehr wenig und ich wollte mit weiterbilden und aufsteigen aber sie haben es nicht zugelassen, ich wollte Objektleiter werden, habe dann mit dem Chef gesprochen das ich aufsteigen will und er hatte es abgelehnt und das Gehalt war sehr wenig, das putzen Ganzen Tag machte mir keinen Spaß...“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„In dieser Firma habe ich 4 Jahre gearbeitet, aufgehört habe ich deswegen weil das Arbeitszeit war nicht geregelt manchmal habe ich 8 Stunden manchmal 10 und manchmal sogar 12 Stunden und es gab keinen Überstunden Geld, die Bezahlung war sehr schlecht habe damals nur 6000 Schilling verdient, für Vollzeitarbeit.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Um ihre prekäre finanzielle Lage zu verbessern, sind die MigrantInnen oft auf einen Zuverdienst aus mehreren Beschäftigungen oder einer Beschäftigung im informellen Sektor angewiesen.

„[...] so wurde ich 1975 bei Fa. B. R. aufgenommen, die Firma zahlte sehr gut und man konnte Überstunden machen, ich hatte einen Super Abteilungsleiter und ich arbeitete sehr schnell und viel, manchmal zu Mittag war ich so Müde das ich einschlief und der Abteilungsleiter weckte mich auf und sagte das ich langsam arbeiten soll, ich machte fast jeden Tag Übersunden und verdiente sehr gut, nebenbei verkaufte ich Stofftücher, Wolle, ich hatte damals auch einen Lebensmittelgeschäft dort arbeitete Teil meine Frau und Teil der Bruder von meiner Frau, und als ich am Abend kam half ich mit, nachher machte ich ein Türkischen Kaffeehaus auf, ich brachte einen Verwandten aus der Türkei und stellte ich ihm im Kaffeehaus ein, nach der Arbeit war ich immer im Kaffeehaus kontrollieren ob alles passt, bis in die Nacht saß ich im Kaffeehaus, ich ging fast jeden Tag mit 3 bis 4 Stunden Schlaf in die Arbeit und das 3 Jahre lang, ich wirklich ein sehr aktiver Typ.“ (Türke, 53 Jahre, 1.CI)

„Schwarzarbeit“ als Haupteinkommensquelle hat zur Folge, dass kein Anspruch auf bestimmte Leistungen der sozialen Absicherung in Österreich besteht. Damit steigt aber auch die Armutsgefährdung. Wie bereits erwähnt, war und ist die Schwarzarbeit nicht immer eine individuelle Entscheidung. Oft wird sie aufgrund der persönlichen Situation zur Notwendigkeit.

„Haben Sie zu dieser Zeit immer schwarz gearbeitet?“

Ja, ich habe schwarz gearbeitet. Ich glaube, dass ich ständig bis zum Jahr 2000 schwarz gearbeitet habe. Ich bin nicht sicher, aber ich weiß, dass es war, als der alte Chef noch war, er hatte eine Frau mit Papieren. Ich bin nirgends wo anders hingegangen, weil mir das auch so gepasst hat, weil ich nach Hause ging, wann ich wollte und wieder zur selben Arbeit zurückgekehrt bin. Immer war ich da und er hat mich immer aufgenommen. Vielleicht habe ich einen Fehler gemacht, dass ich hier geblieben bin. Hier war es für mich sicher und so bin ich hier geblieben. Ich war eine gute Arbeiterin. Ich habe immer geglaubt, für kurze Zeit, bis wir uns aus der Krise hinausgezogen haben. Und Jahr für Jahr, Jahr für Jahr, ... Ich habe nicht vorgehabt, dass ich solange bleibe. Dann ist der alte Chef in Pension gegangen. Er wollte keinem Papiere machen. Zwei oder drei Frauen hatte er schwarz, nur eine mit Papieren, als Alibi, wie es jeder machte.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.CI)

„Also mein zweiter Job war ich Hausmeister. Es war jemand, der zurück in die Türkei gekehrt hatte, und er hat den Job aufgegeben, und ich habe den Job angenommen. Er hat also seinen Hausmeisterjob an uns weitergegeben. Dann gab es neben diesem Job habe ich auch in einer Wäscherei gearbeitet. Die Wäscherei war in der Nähe von unserer Wohnung im X Bezirk. Dann bin ich schwanger für meinen ersten Sohn geworden. Ich war dann in Karenz, aber ich habe privat gearbeitet. Aber Karenz war nicht gemeldet. Ich hatte

nicht genügend für Karenz gearbeitet gehabt.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

“Welche Arbeit hast du gemacht?

Ich habe saisonal gearbeitet, Spargel stechen und ähnliches.

War das Schwarzarbeit?

Wir waren angemeldet für drei Monate, aber dann bin ich für 6 und 9 Monate geblieben. Saisonal haben wir nur ein Visum von drei Monaten gehabt.” (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

Häufig sind es die gesetzlichen Bestimmungen, die dazu führen, dass MigrantInnen, die über die Familienzusammenführung nach Österreich gekommen sind, keinen Zugang zum Arbeitsmarkt hatten. Aufgrund der prekären Einkommenssituation der Familie wurden sie in den informellen Markt gedrängt.

“...habe eigentlich immer was gemacht..habe meistens privat gearbeitet, also schwarz...bei verschiedenen arbeitgebern, bei freunden,bekannten...habe im markt gearbeitet..habe eigentlich in den 2 jahren immer gearbeitet” (Türke, 41 Jahre, 2.Cl)

“Haben Sie im Gasthaus Arbeitsbewilligung bekommen?

Nein, nein. Ich habe noch mehrere Gasthäuser gewechselt. Ich habe ziemlich lang schwarz gearbeitet. Danach habe ich auf eine Baustelle in einem Würstelstand gearbeitet und dort habe ich Arbeitsbewilligung bekommen.” (Serbin, 45 Jahre, 2.Cl)

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Arbeitszufriedenheit wesentlich von der Art und Weise der Beschäftigung abhängt. In den Erzählungen zeigt sich, dass mangelhafte Regelung der Arbeitszeit und fehlende Transparenz der Entlohnung eher die Regel als die Ausnahme im Arbeitsalltag war. Vor allem MigrantInnen aus der Türkei berichten über niedrige Löhne, während serbische Befragte häufig Einkommen über den informellen Sektor beziehen. Das Abdriften in den informellen Sektor wird durch institutionelle Rahmenbedingungen verursacht (Familienzusammenführung, Ersatzkräfteregelung, Saisonarbeit etc.). Erwerbsarbeit wird jedoch als die wichtigste Quelle zur Vermeidung von Armut gesehen. Wie aus den Berichten zur Situation der Beschäftigungsverhältnisse bereits mehr als deutlich wird, finden MigrantInnen vor allem Anstellungen in den unteren Sektoren des Arbeitsmarktes. Die innerbetriebliche Akzeptanz kann dagegen zu einer Kompensation von schlechter Bezahlung und fehlenden Aufstiegsmöglichkeiten führen.

Diskontinuität

Die Ursachen für Diskontinuitäten im Erwerbsleben sind vielfältig. Unterbrechungen im Erwerbsverlauf zeigen sich aber nicht nur durch häufige Berufs- und ArbeitgeberInnenwechsel, sondern vor allem durch Arbeitslosigkeit. Diese wiederum führen zu einem erhöhten Armutsrisiko. *„Bei Erwerbstätigen bleibt die Armutsgefährdung mit 8% deutlich unter dem Wert für die Gesamtbevölkerung, während nicht im Erwerbsleben stehende Personengruppen allesamt mit überdurchschnittlicher Armutsgefährdung konfrontiert sind“* (Till-Tentschert, Lamei et al. 2004: 216). Nicht immer sind die Brüche im Erwerbsverlauf auch selbst verursacht. Neben gesundheitlich bedingter Minderung der Erwerbsfähigkeit bzw. Invalidität haben Frauen mit der Unvereinbarkeit von Familie und Beruf zu kämpfen. Frauen in Österreich, aber vor allem alleinstehende Frauen mit Kleinkindern, sind überdurchschnittlich von Armut bedroht.

Wie auch in bereits vorangegangenen Abschnitten des Berichts erwähnt, sind es nicht allein individuelle Charakteristika der MigrantInnen, welche Beschäftigungskontinuität sichern. Gerade im Bereich der Vereinbarkeit von Familien- und Berufsleben wird offenbar, dass auch strukturelle Probleme für die Brüche im Erwerbsverlauf verantwortlich sein können (wie etwa die erschwerte Anerkennung von Bildungsabschlüssen oder die Aufwendungen für einen Kindergartenplatz etc.).

Unvereinbarkeit von Beruf und Familie

Die strukturelle Nichtanerkennung von Bildungsabschlüssen hat besonders negative Auswirkungen auf Frauen in der Migration. Sie werden dadurch an das untere Ende der Schichtungshierarchie gedrängt. Schlechte und unsichere Arbeitsverhältnisse, fehlende Aufstiegs- und Qualifizierungschancen, aber auch traditionelle Rollenaufteilung innerhalb der Familien kumulieren, so dass die Erwerbsarbeit von Frauen nur beschränkt zu einer Integration in die Mehrheitsgesellschaft beitragen kann (siehe auch Appelt 2003). Tradierte Rollenbilder, die mit der Einstellung verbunden sind, dass Betreuung und Erziehung von Kindern sowie Haushaltsführung der Frau obliegt, wie auch die prekäre ökonomische Lage der MigrantInnenfamilien, welche Erwerbsarbeit beider Partner notwendig macht, bewirken hohe psychische und physische Belastungen.

„Eigentlich ist mein Leben pur Stress gewesen. Kindergarten, Schule, in die Arbeit. Ich habe von 7.30 bis 16:30 im Textilien gearbeitet, und

noch dazu habe ich ein Paar Sachen, nach Hause mitgenommen, um fertig zu nähen. Ich habe die in die Arbeit mitgenommen, dann habe ich neuen mitgenommen. Ich habe auch gekocht, geputzt, mich um die Kinder gekümmert. Dann kam ich nach Hause. Es waren keine Zentralheizung damals. Ich musste den Ofen warm machen. Mit Holz!! Ich kochte, ich wusch. Das und jenes. Nur Stress, nur Stress.“
(**Türkin, 54 Jahre, 1.Cl**)

„Mein Mann konnte nicht so viel arbeiten. Er konnte sehr viel Arbeit finden, aber er war so was von faul, er wollte nicht arbeiten. Und ich musste mit 6 Kindern arbeiten, um uns alles leisten zu können. Ich liebte meine Kinder, und ich wollte, dass sie sich gut bekleiden und so, deshalb habe ich nicht gespart, oder investiert. Aber ich habe die Kinder gut versorgt. Ich habe in der Türkei als Schneiderin gearbeitet. Und nachdem ich hierher gekommen bin, habe ich auch gearbeitet.“
(**Türkin, 60 Jahre, 3.Cl**)

"Er (der Ehemann) möchte nicht, dass ich arbeite, so dass ich mich um die Söhne besser kümmern könnte. Deshalb habe ich mich um den Haushalt gekümmert, und mich um die Schule der Kinder gekümmert." (**Türkin, 66 Jahre, 2.Cl**)

Frauen sind mehrheitlich für Kindererziehung und Haushalt zuständig, auch dann, wenn sie vollzeiterwerbstätig sind. Die Erwerbsbiographien von Frauen türkischer Herkunft sind entweder durch häufige Unterbrechungen gekennzeichnet, oder aufgrund von Kindererziehungszeiten steigen sie erst relativ spät wieder in das Erwerbsleben ein.

„Was hast du nach der Schokoladenfabrik gemacht?

Ich hatte Kreuzprobleme. Deshalb habe ich Probleme gehabt, ich bin, sogar während ich arbeite, zu den Ärzten die ganze Zeit gegangen, damit es mir besser geht, aber man musste in der Fabrik immer schwere Sachen aufheben, tragen usw. Deshalb hat der Arzt gesagt, dass diese Arbeit für mich nicht so gut ist. Und während dieser Arbeit habe ich noch ein Kind auf die Welt gebracht. Dann habe ich gekündigt, und dann als Putzfrau gearbeitet. Und dann bin ich in Pension gekommen. In der ersten Stelle als Putzfrau habe ich 6 Jahre lang gearbeitet, und dann habe ich mich selbst gekündigt, aber ich habe mein Geld dann verloren. Ich habe nicht aufgepasst dabei... Ich habe mich immer selbst gekündigt, das war nicht gut, ich habe meine Abmachung deshalb nie bekommen. Was sollte ich tun? Ich habe so viele Kinder, und ich musste immer wieder meine Arbeit aufgeben.“
(**Türkin, 60 Jahre, 3.Cl**)

„Ich musste nach der Scheidung arbeiten. Ich habe sehr wenig von der Hausmeisterstelle verdient. Ich habe so 500 Schillinge oder so bekommen. Ich brauchte mehr Geld um zu überleben. Mit einer Freundin bin ich in eine Putzfirma gekommen. Sie arbeitete schon da, und aber ich war 50 Jahre alt. Ich konnte nicht mehr meinen eigenen Beruf ausüben. Ich hatte Diplom für Lehrkraft als Schneiderin. Aber

das hat man hier nicht anerkannt. Ich war bis damals nur Hausfrau, so ich konnte nur putzen.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Wie an verschiedenen anderen Stellen in diesem Kapitel bereits erwähnt, ist die Arbeit im Niedriglohnsektor mit physischen und psychischen Belastungen verbunden, die sich auch auf die Kontinuität der Erwerbsverläufe auswirken. Die ethnische Segmentierung des Arbeitsmarktes kann somit als Ursache für Diskontinuitäten aufgrund von Krankheit oder Invalidität gesehen werden.

„In den letzten Jahren wurde ich sehr krank, mit Bluthochdruck und so habe ich Probleme bekommen. Ich habe zugenommen. Ich war hier eigentlich nie so gesund. Nachdem ich hierher gekommen bin, habe ich Probleme mit dem Kreuz, und dann mit dem Magen bekommen.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

“Wie sind Sie krank geworden?

Ich habe mich in der Küche verkühlt, nasse Füße, der Rücken immer wieder verschwitzt, vorne komplett nass, durch die großen Töpfe. Nach dem das Mittagessen fertig war, mussten wir Jugoslawinnen alles waschen. Wer sonst, sicher nicht ihre Österreicherinnen! So habe ich mich immer wieder verkühlt und musste zur Operation gehen. Nachher wurde es aber nicht besser, ich hatte die gleichen Probleme, wie vorher, nachdem ich mich verkühlte.” (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)

„Ihre Frau arbeitet nur?

Sie arbeitet immer.. aber bei uns war das so dass der Mann mehr arbeitete.. also er muss die Familie versorgen.. aber hier sind die Frauen gleichgestellt... und wir sind es gewohnt dass der Mann mehr tut.... und jetzt erhaltet mich meine Frau....ich kann nicht.... was soll ich machen (scheint sehr betroffen zu sein bzw. das Thema bewegt ihn).“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Gerade im Alter kann nach jahrelangen schweren Belastungen nicht mehr jede Arbeit angenommen werden, was zu vermehrten Vermittlungsschwierigkeiten führt.

„Es war sehr einfach eine Arbeit zu finden (früher), es gab sehr wenig arbeitslose, aber jetzt ist es sehr schwer eine Arbeit zu finden, es gibt viele arbeitslose, vor allem für Leute, die invalide sind wie ich, ist es schwer etwas zu finden.. es gibt keine Arbeit!

Ist ihre Invalidität der Grund dafür, dass sie keine Arbeit finden?

Ich habe in Österreich keinen Beruf erlernt... Ich habe noch ein paar Jahre nach meinem Arbeitsunfall in der Firma gearbeitet, aber danach war es schwer für mich. Invalidität ist sicher ein großer Grund für meine Arbeitslosigkeit.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

“Im 11. Bezirk musste ich arbeiten. Hauszentrum (Anm. der Interviewerin: Wiener Wohnen kann sein. Ich habe keine Ahnung. Wohnzentrale oder so....) Da habe ich angefangen. Aber es war nicht ein Job, den ich ausüben konnte. Ich soll die Computer vorbereiten,

fertig machen, das machen, dies machen, an ihren Stellen verschieben. Dann soll ich die Stühle verschieben, aufheben, wegbringen, aufräumen, die Modelle (!!! Aufstellung) ändern, Reklame (Plakate) aufhängen. Ich habe gemeint, nachdem ich 54 geworden bin, konnte ich das nicht mehr schaffen. Ich bin nicht mehr die Jüngste. Und ich konnte es nicht mehr lernen. Ich habe nicht gekonnt. Ich konnte einfach nicht. In allen habe ich Probleme bekommen. Obwohl es war gut bezahlt, ich habe 1200 bekommen.”
(Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Diskontinuitäten in der Erwerbsbiographie sind häufig Folge erzwungener Arbeitslosigkeit. Kündigungen wurden oft aufgrund des Konkurses von ArbeitgeberInnen oder betrieblichen Sparmaßnahmen ausgesprochen.

“... nach 1,5 Jahren ging die Firma in Konkurs, ich war dann arbeitslos und wusste nicht was ich machen sollte, mein Bruder der auch Arbeit suchte erkundigte sich überall aber fand auch nichts, am Abend als ich zu Hause saß, überlegte ich mir ganze Zeit wie ich eine Arbeit finden könnte, zum Schluss sagte ich mir morgen werde ich unbedingt eine Arbeit finden, ich muss eine Arbeit finden sonst kann ich nicht leben, nächsten Morgen stand ich um 6 Uhr in der Früh auf und ging zu Fuß auf Arbeitssuche. [...]

Bis heute arbeite ich bei der Fa. XX als Facharbeiter, das sind ungefähr 31 Jahre, leider schließt die Firma ihre Produktionsstelle und es werden ca. 400 Mitarbeiter bis 15. Dezember abgebaut, leider muss ich am 15. Dezember auch gehen, ich weiß nicht wie ich mit 54 Jahren eine Arbeit finden soll, sie zahlen für mich Abfertigung und von Sozialplan, ich habe mich auch bei der Arbeiterstiftung angemeldet, das ist ein Kurs für Jobsuche und dauert ungefähr ein Jahr aber ich glaube nicht das mit meinem Alter noch eine Arbeit finde, es finden nicht einmal Junge Leute eine Arbeit, wie soll ich eine Arbeit finden, ich leide auch unter Rückenschmerzen und Bluthochdruck.” **(Türke, 53 Jahre, 1.Cl)**

Eine andere Ursache für Unterbrechungen im Erwerbsleben kann in der temporären Re-Migration gefunden werden. Gerade für MigrantInnen spielt das Ankommen in der Fremde eine wichtige integrative Rolle. Dieses beeinflusst nicht nur das Wohlbefinden, sondern auch die Performanz des Individuums auf dem Arbeitsmarkt. Heimweh und das Nichtankommen wollen oder können in der neuen Heimat äußert sich bei einigen Befragten in temporärer Re-Migration, die mit einer Unterbrechung der Erwerbstätigkeit in Österreich einhergeht (siehe auch Abschnitt temporäre Re-Migration).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Diskontinuitäten in den Erwerbsbiographien der hier befragten MigrantInnen als Folge mehrfacher Benachteiligungen (Arbeitsmarkt, Wohnungsmarkt, Rechtspraxen, prekäre wirtschaftliche und familiäre

Situation etc.), gesehen werden können. Die Konzentration der MigrantInnen in den Niedriglohnbranchen der österreichischen Wirtschaft führt zu außergewöhnlichen physischen und psychischen Belastungen und kann ebenso Ursache für Unterbrechungen aufgrund von Krankheit oder Invalidität sein. Neben vielen Punkten, die mit hoher Wahrscheinlichkeit auch für inländische ArbeitnehmerInnen gefunden werden könnten, haben die MigrantInnen zusätzlich damit umzugehen, dass sie sich in der Fremde befinden. Aus bekannten Strukturen losgelöst, konfrontiert mit Diskriminierung und wenigen Erfolgserlebnissen auf dem Arbeitsmarkt, kehren sie für eine Zeitlang in ihre Heimat zurück. Ein Umstand, der den Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt erschweren kann.

Pension

Die schon beschriebene ethnische Segmentierung des Arbeitsmarktes führt dazu, dass MigrantInnen im Laufe ihres Erwerbslebens nur geringe Beiträge für die sozialen Sicherungssysteme einzahlen konnten. Dies zum einen, weil sie vor allem Jobs im Niedriglohnsektor ausgeübt haben, zum anderen aber auch, weil ArbeitgeberInnen sie nicht oder falsch angemeldet haben bzw. haben die MigrantInnen aus wirtschaftlicher Notwendigkeit teilweise „schwarz“ gearbeitet. Die Folgen dieser Fehlentwicklung zeigen sich erst in den letzten Jahren, da die erste Generation der ArbeitsmigrantInnen vermehrt ins Pensionsalter kommt. Ihre Ansprüche an die staatlichen Kassen sind oft wesentlich geringer als die des Durchschnittsösterreichers/ der Durchschnittsösterreicherin, der/ die ähnliche Berufe ausgeübt hat. Altersarmut als neues Phänomen moderner Gesellschaften wird damit wieder zu einem ethnisch differenzierbaren Ereignis, deren Ursachen in den Biographien von MigrantInnen abzulesen sind.

„Und Rente?

*Werde ich keine kriegen für was... ich habe nur 2 ½ Jahre mit Papieren gearbeitet und ich werde... nix kriegen... und das wär's.“
(Serbe, 59 Jahre, 2.Cl)*

„Als was hat dein Mann gearbeitet?

Mein Mann war auch in der Türkei Schneider. Damals sind viele Schneider nach Österreich gekommen, es waren sehr viele Arbeitsstellen in der Textilbranche in Wien. Er ist eigentlich nun in Pension. Aber da er nicht so viel gearbeitet hat, bekommt er nur 280 € pro Monat. Sowieso bezahlt er 100€ für Zigaretten. Ich bekomme 325 € pro Monat.“ (Türkin, 62 Jahre, 4.Cl)

„...meine finanzielle Lage ist zur Zeit nicht gut, wir haben momentan nicht das nötige Geld dafür..die Stromleitungen usw müssten alle

ausgetauscht werden..finanziell geht es mir momentan nicht gut, weil ich keine Arbeit habe..ich beziehe nur Notstandsgeld und meine Versehrtenrente.“ (Türke, 41 Jahre, 2.Cl)

“Die Chefs waren sehr streng und gefährlich. Es bedeutete, ich musste nach der Operation vier Stunden am Tag arbeiten. Was sollte ich mit den vier Stunden? So viel würden sie mir für die Wohnung zahlen. Wahrscheinlich würden sie mir nachher auch acht Stunde geben. Aber ich musste die Säle waschen und schwere Sesseln heben, deswegen habe ich das abgelehnt. Man musste die Sesseln heben und alles waschen. Vielleicht würde ich 5.000,-ATS bekommen, was mir nicht nur für die Wohnung reichen würde. Ich habe den Antrag für die Pension gestellt und bewilligt bekommen.” (Serbin, 66 Jahre, 1.Cl)

Zusammenfassung

Für die strukturelle Integration war insbesondere für die erste Generation von ArbeitsmigrantInnen die Erwerbstätigkeit ausschlaggebend. Der durch die Rechtslage gegebene Druck der Vermeidung von Arbeitslosigkeit ließ das Erwerben von zusätzlichen Sprachkenntnissen außerhalb der Erwerbsarbeit nicht zu, zumal die MigrantInnen wie erwähnt durch ihre Berufstätigkeit im Niedriglohnssektor weder die finanziellen noch die zeitlichen Ressourcen besaßen. Dies galt auch für jede (vom Arbeitgeber/ der Arbeitgeberin nicht ausdrücklich gewünschten) Weiterbildung oder den Versuch, einen Arbeitsplatz zu erlangen, der der ursprünglichen Qualifikation entsprochen hätte. Wie gezeigt werden konnte, wurde beim Einstieg in den Arbeitsmarkt die im Herkunftsland erworbenen (Aus-)bildungsqualifikationen von den ArbeitgeberInnen oftmals nicht anerkannt. Wiewohl diese Qualifikation beim Einstellungsgespräch als „Kapital“ angesehen, vielleicht sogar eingefordert wurde, wirkte sie sich in der Folge weder auf die Art der Tätigkeiten noch auf die Bezahlung entsprechend aus. Die Zuweisung der Position am Arbeitsmarkt war oftmals von vorneherein klar, nämlich die Besetzung von Stellen, für die InländerInnen nicht oder nicht so billig zur Verfügung stellen würden, was auch der Wahrnehmung der befragten MigrantInnen entspricht. In diesem Prozess waren basale Sprachkenntnisse ausreichend. Es ist kaum zu vermuten, dass eine höhere Kompetenzstufe einen besseren Arbeitsplatz nach sich gezogen hätte.

Laut Esser ist ein gewisser Grad an sprachlicher *Kulturation* unbedingt notwendig, um ein bestimmtes Maß an struktureller Integration (*Plazierung*) zu erreichen und um sozialen Aufstieg zu ermöglichen (Esser 2001: 66). Diese Aussage muss im Lichte der oben ausgeführten Darstellung infrage gestellt werden. Weder ist es richtig, dass in einer Zeit des

Wirtschaftswachstums und der Arbeitskräftenachfrage im unqualifizierten Bereich mehr als basale Sprachkenntnisse (sowohl von ArbeitgeberInnen- als auch von ArbeitnehmerInnenseite) als notwendig erachtet werden (siehe zur Zeit etwa deutsche Arbeitskräfte in Norwegen), noch dass Aufwärtsmobilität von „GastarbeiterInnen“ in Österreich erwünscht gewesen wäre. Es kann also infrage gestellt werden, dass EinwanderInnen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei vor allem wegen des niedrigen sprachlichen Kompetenzniveaus sozialen Aufstieg nicht verwirklichen konnten. Sowohl die rechtlichen Rahmenbedingungen als auch die Konkurrenz mit den inländischen Arbeitskräften können als die bedeutendsten Hemmnisse für Aufwärtsmobilität gesehen werden. Dies steht nicht im Widerspruch dazu, dass jene MigrantInnen, die sozialen Aufstieg verwirklichen konnten, ihre höhere sprachliche Kompetenzstufe als kulturelles Kapital und somit als begünstigenden Faktor einbringen konnten.

Sprache

Eine einflussreiche Dimension der sozialen Integration von MigrantInnen stellt nach Esser (2001) die Beherrschung der Sprache der Einwanderungsgesellschaft, als Teil der Kulturation, dar. *„Mit Kulturation ist gemeint, dass die Akteure das für ein sinnhaftes, verständiges und erfolgreiches Agieren und Interagieren nötige Wissen besitzen und bestimmte Kompetenzen haben. Das Wissen und die Kompetenzen beziehen sich auf die Kenntnis der wichtigsten Regeln für typische Situationen und die Beherrschung der dafür nötigen (kulturellen) Fähigkeiten, insbesondere sprachlicher Art“* (Esser 2001: 8).

Für die Beherrschung einer Sprache sind einerseits Faktoren auf individueller und andererseits solche auf strukturell-politischer Ebene ausschlaggebend. Dies beinhaltet beispielsweise Merkmale wie Aufenthaltsdauer in Österreich, Alter bei der Einreise, Bildungsstand oder ein ausreichendes Angebot an Sprachkursen. Folglich stehen strukturelle und individuelle Einflussfaktoren in einem wechselseitigen Verhältnis, was den Prozess der sprachlichen Kulturation betrifft. Laut Esser ist ein gewisser Grad an sprachlicher Kulturation unbedingt notwendig, um ein bestimmtes Maß an struktureller Integration (Plazierung) zu erreichen und um sozialen Aufstieg zu ermöglichen (ebd.: 66).

Im Kapitel Sprache werden die Aussagen der Themenbereiche Sprachkenntnisse und Sprachdefizite, Spracherwerb und Sprachgebrauch sowie Sprachbewertung aus den Interviews analysiert und mit der Integrationstheorie und bestehenden Forschungsergebnissen verknüpft.

Die Befragten betonen durchwegs die Wichtigkeit der Sprache und die anfänglichen Schwierigkeiten aufgrund des Sprachproblems. Auf die Frage, was anfangs besonders schwer war, antworteten fast alle, dass die Nichtbeherrschung der Sprache das größte Problem darstellte. Dies deckt sich auch mit bisher vorliegenden Forschungsergebnissen (vgl. etwa Kohlbacher und Reeger 2003). Die meisten der in dieser Studie befragten MigrantInnen kamen gänzlich ohne Kenntnisse der deutschen Sprache nach Österreich. Während alle mittlerweile Deutsch gut verstehen, können sich viele nach wie vor nicht gut ausdrücken und das Schreiben fällt den Befragten besonders schwer. Bis auf zwei Ausnahmen wurden alle Interviews auf Wunsch der Befragten in ihrer Muttersprache geführt.

Sprachkenntnisse (Sprachdefizite)

Die Sprachkenntnisse der Befragten können einerseits auf der Ebene der individuellen Bewertung in gut und defizitär, andererseits auf Ebene der Dreiteilung der Sprachkenntnisse nach dem Verstehen der Sprache, der gesprochenen Sprache und der Schriftsprache unterschieden werden. Die Schwierigkeit der Sprache nimmt aus Sicht der Befragten in dieser Reihenfolge zu.

„Wie geht es dir mit der Sprache? Auf welche Art hast du gelernt?

Nur so, Fernseher, Kinder. Ich war nie in Kursen. Das Reden geht sehr gut, schreiben tu ich nach Gefühl. Ich weiß es nicht, ich mache sicher Fehler.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Und was ist einfacher?

Sprache?

Mh.

Ja also, meine Muttersprache natürlich, es ist leichter, aber Deutsch kann ich ganz gut, also verstehen tue ich noch besser, aber ich rede nicht richtig Grammatik und so.“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

„Wie sind die Sprachkenntnisse?

Ich kann verstehen, was gesprochen wird.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Das Empfinden der Sprachdefizite als problematisch ist nicht unbedingt von der Bewertung der Deutschkenntnisse abhängig. Manche sind zufrieden mit dem Stand ihrer Kenntnisse, selbst wenn sie ihn als nicht hoch einstufen, während andere durch ihre Defizite belastet erscheinen. Die Befragten beschreiben ihre Deutschkenntnisse häufig damit, wie selbständig sie sind, sprich, ob sie in bestimmten Situationen Hilfe benötigen oder ob sie ihre Angelegenheiten alleine regeln können. Eine besondere Schwierigkeit stellen dabei Amtswege dar, wie folgende Zitate zeigen:

„...wenn ich es auf Deutsch erzähle versteht der andere die Hälfte nicht, es ist mir das in Amtshäusern öfters passiert, wenn die verstehen dass ich die deutsche Sprache schlecht spreche, behandeln sie dich öfters oberflächlich und man kann seine Probleme nicht richtig ausdrücken, darum entsteht oft ein Durcheinander...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Was mir an Österreich nicht gefällt ist die Ausländerfeindlichkeit, die meiner Meinung von Tag zu Tag zunimmt, überhaupt für ältere Ausländer, die die Sprache nicht gut beherrschen ist das wirklich ein Problem. Bei Amtswegen, bei Arztbesuchen, bei der Arbeitssuche, auf der Straße kommt es immer häufiger vor, dass die Ausländer diskriminiert werden, sie werden als minderwertig betrachtet.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

*„Was mich auch traurig macht ist auch, dass bei Amtswegen vor allem Ausländer mit schlechten Deutschkenntnissen schlecht gemacht werden, ich finde das sehr traurig, meiner Meinung nach muss da was unternommen werden, vielleicht eine Beratung in Muttersprache oder freundliche Mitarbeiter, die wirklich den Leuten helfen wollen.“
(Türke, 39 Jahre, 3.Cl)*

Eine Möglichkeit, um Sprachschwierigkeiten zu meistern, war und ist die Inanspruchnahme von ÜbersetzerInnen, welche sich zu einem Teil aus Familienmitgliedern rekrutieren, zum anderen Teil waren es familienfremde Personen.

„Ich konnte überhaupt kein Wort Deutsch, ich sagte nur ja oder bitte, wenn ich ein Problem hatte, ging ich zum türkischen Dolmetscher und erzählte ihm alles.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Ein Dolmetsch war da. Er hat willkommen gesagt, uns begrüßt. Und er hat uns die Firma gezeigt. Er hat gezeigt, wo wir arbeiten sollten.

Wohnung?

Dann nahm der Dolmetscher uns zu einem Makler mit. Er vermittelte Häuser (Wohnungen) für die Mitarbeiter der Firma. Er besorgte auch Töpfe, Teller, Gabeln, Messer und so weiter.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

„Wir hatten unseren Dolmetscher, obwohl ich Deutsch gekannt habe, denn, dort gab es Prüfungen ... so dass ich mich irgendwie halten konnte in der Firma, wo ich auch heute noch bin.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

“Ja, wenn du die Sprache kennst ist es einfacher..wenn du etwas erledigen willst ist es leichter ohne einen Dolmetscher...

Wer hat für sie sonst gedolmetscht?

*Ah, da waren meistens, einer oder zwei, die haben in den Firmen gedolmetscht.. weil sie schon länger hier waren.. oder zur Beginn des Krieges herkamen 41, was weiss ich, oder von ihren Eltern gelernt haben, es gab genug Jugoslawen die Deutsch gesprochen haben...”
(Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)*

Eine wichtige Rolle bei der Lösung ihrer Sprachschwierigkeiten spielten und spielen für die MigrantInnen Familienmitglieder und Verwandte, beispielsweise leisten die Partnerin/ der Partner oder die Kinder Hilfestellung.

„Bei uns erledigt alles meine Frau, sie spricht sehr gut Deutsch, sie erledigt alles für mich.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Mein größtes Problem in Österreich war das Sprachproblem... Behördenangelegenheiten erledigt immer meine Frau... sonst geht es mir gut hier...“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

„Ich kann mich nicht ganz genau ausdrücken. Aber es gibt immer jemanden, der mir helfen würde. Meine Kinder helfen mir. Meine

Schwiegertöchter helfen mir. Eigentlich wo immer ich hingehere habe ich keine Sprachprobleme.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Anzumerken ist an dieser Stelle, dass es sich bei den helfenden Angehörigen um solche handelt, die bereits vor der befragten Migrantin oder dem Migranten nach Österreich eingewandert sind und deshalb aufgrund des längeren Aufenthalts bessere Kenntnisse der deutschen Sprache aufweisen. Die Unterstützung durch die Kinder weist darauf hin, dass sie, wenn sie im österreichischen Schulsystem sozialisiert werden, die Sprache bereits früh im Kindergarten oder in der Schule erlernen und dadurch häufig ein höheres Sprachniveau erreichen. An dieser Stelle muss jedoch auch darauf hingewiesen werden, dass für den Spracherwerb der Kinder viele verschiedene Faktoren ausschlaggebend sind und nicht allein die schulische Sprachsozialisation. Dieser wird ebenso beeinflusst vom Mutterspracherwerb, welcher wiederum unter anderem von bildungs-, sprachen- und minderheitenpolitischen Faktoren der Herkunftsländer der MigrantInnen abhängig ist (vgl. Brizic 2003).

Ausschlaggebend für die Deutschkenntnisse sind einerseits Faktoren auf individueller, andererseits auf strukturell-politischer Ebene. Zu den persönlichen Faktoren zählen etwa die Merkmale Aufenthaltsdauer in Österreich, das Alter bei der Einreise oder der Bildungsstand. Auf struktureller Ebene beispielsweise ein ausreichendes Angebot an Sprachkursen. Folglich bedingen sich strukturelle und individuelle Faktoren gegenseitig in ihrer Einflussnahme auf den Prozess der Kulturation. *„Die Kulturation ist ein Spezialfall des Lernens, und sie ist daher, wie alle Formen des Lernens, in besonderem Maße von gewissen Gelegenheitsstrukturen abhängig. Dies gilt insbesondere für die sprachliche (Ak-) Kulturation“* (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 9). Die erste Stufe der sozialen Integration stellt nach Esser die Kulturation dar und geht den weiteren Schritten der Integration (der Plazierung, der Interaktion und der Identifikation) voraus. Laut Esser ist ein gewisser Grad an sprachlicher Kulturation unbedingt notwendig, um ein bestimmtes Maß an struktureller Integration (Plazierung) zu erreichen und um sozialen Aufstieg zu ermöglichen (ebd.: 66).

Wenige InterviewpartnerInnen bezeichnen ihre Deutschkenntnisse als perfekt in Wort und Schrift. Sie weisen sowohl auf individueller als auch auf struktureller Ebene jene Bedingungen auf, die als positiv für den Spracherwerb gelten (frühes Einreisealter, hohen Bildungsstand, Besuch eines langandauernden Kurses guter Qualität).

„Ja, ich habe einen Deutschkurs besucht, damals wie ich studiert habe, habe ich 1 Jahr auf der UNI einen Deutschkurs besucht, das

war für mich auch sehr wichtig, weil ich die Sprache schnell lernen wollte, ich war so ehrgeizig ich lernte beim Kurs und dann lernte ich zu Hause, ich übte laut Lesen und schaute nur ORF1 an, das machte mir auch sehr Spaß, meiner Meinung nach muss man in dem Land, wo man lebt, die Sprache beherrschen, sonst hat man nur Probleme.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„Natürlich fühle ich mich in Österreich beheimatet, mit 4 Jahren bin ich nach Österreich, bin hier aufgewachsen, bin hier in die Schule gegangen, habe mein Leben hier aufgebaut, meine Familie ist hier, meine Bekannten sind hier, meine Freunde, ich bin seit 1995 österreichischer Staatsbürger [...] natürlich, spreche ich Türkisch ausgezeichnet, weil es meine Muttersprache ist und weil ich seit meiner Kindheit mit meinen Eltern und meiner Schwester Türkisch spreche, aber Deutsch kann ich auch perfekt in Wort und Schrift, habe einen guten Freundeskreis aus Österreichern, Türken und Jugoslawen. Wie ich bereits erzählt habe, spreche ich zu Hause mit meinen Kindern Deutsch. Um mich grammatikalisch zu verbessern lese ich auch sehr viele Bücher, auch Zeitungen. Die Nachrichten verfolge ich jeden Abend.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Besonders beim Zweitspracherwerb kommt jene Spracherwerbtheorie zum Tragen die besagt, dass wenn in der Muttersprache nicht eine „kognitiv-schulische“ Sprachkompetenz erreicht wird (sprich kontextfreie Grammatikbeherrschung, erweiterter Wortschatz etc.), dann ist das Ergebnis eine unvollständige Beherrschung der Mutter- als auch der Zweitsprache (=Interdependenztheorie) (Cummins Bilingualism and special education: Issues in assessment and pedagogy 1984a,b; "Zweisprachigkeit und Schulerfolg"). Betroffen sind hier vor allem Minderheitensprachen, die in den jeweiligen Herkunftsländern verboten sind beziehungsweise waren, wie etwa der Verlust des Kurdischen durch die Sprachen- und Minderheitenpolitik der Türkei (vgl. etwa Brizic 2003).

Auf individueller Ebene werden von den Befragten eine geringe Schulbildung oder bestehendes Desinteresse der MigrantInnen als Faktoren für mangelhafte Deutschkenntnisse artikuliert.

„...ich will es auch nicht lernen weil es zu kompliziert ist, dafür bin zu faul...“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Wie sind Ihre Deutschkenntnisse?“

Nicht Gut, ich kann mich verständigen irgendwie, Deutsch zu lernen habe ich nie versucht, ich habe sowieso keine richtige Schulbildung gehabt, ich habe nur die Volksschule besucht, darum ist es für mich sehr schwer Deutsch zu lernen...“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Andererseits würde es daran liegen, dass die MigrantInnen ursprünglich nicht vor hatten, sich dauerhaft in Österreich niederzulassen und sie es somit nicht als notwendig erachteten,

Deutsch zu lernen. Auf der anderen Seite war es auch nicht die Absicht des Staates Österreich, der die Rückkehr der „GastarbeiterInnen“ in ihre jeweiligen Herkunftsländer als gesichert ansah. Es wird ferner von den Befragten kritisiert, dass Österreich zu spät reagiert und die Notwendigkeit für Deutschkurse zu lange ignoriert habe:

„...dass eigentlich Österreich und die damalige Migrationspolitik, unter Anführungszeichen, die haben auch gemeint, ah, so, wir holen jetzt ein paar Arbeiter, die arbeiten jetzt bei uns gewisse Zeit [...] und dann gehen sie nach Hause, für die brauchen wir keine Deutschkurse, [...] und dieses Problem wird sich von allein lösen und dann hat man heute doch gesehen, dass das so nicht stimmt.“ (Serbe, 49 Jahre, 1.Cl)

Die Auswirkungen für die Befragten sind einerseits sachlicher und andererseits emotionaler Natur. Auf sachlicher Ebene sind es die Probleme am Arbeitsmarkt und bei Arztbesuchen und Behördenwegen, auf der emotionalen Seite löst das Unvermögen, Deutsch zu sprechen, Minderwertigkeitskomplexe, geringes Selbstvertrauen, Vereinsamung und leichtere Angreifbarkeit für Diskriminierungen aus. Die Befragten sprechen diese emotionale Komponente explizit an, nämlich dass sie sich anfangs sehr unwohl fühlten, weil sie nicht Deutsch konnten und sich dieses Unwohlsein im Laufe der Zeit und mit der Aufbau der Deutschkenntnisse gebessert habe:

„Du verstehst nicht, was die anderen Leute sagen, und das führt dazu, dass man sich nicht gut fühlt...man versteht also nichts.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

„Ja, jetzt fühle ich mich besser, weil ich die Sprache kann...ich verstehe jetzt, was die Leute sagen.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

Mangelnde Deutschkenntnisse können einerseits die Ursache für Diskriminierungen sein und andererseits verhindern, dass sich die Betroffenen dagegen wehren können. (siehe auch Kapitel Diskriminierungserfahrungen).

Spracherwerb

Der Spracherwerb erfolgte bei allen Befragten mittels einer Kombination der verschiedenen Lernmöglichkeiten wie etwa Deutschkurse, Medien und zwischenmenschliche Kontakte, wobei hier unterschieden werden kann zwischen ArbeitskollegInnen, Familienmitgliedern und FreundInnen und Bekannten.

Etwa ein Drittel der Befragten absolvierte im Laufe ihres Aufenthalts in Österreich einen Deutschkurs, wobei Art, Dauer, Zeitpunkt und Qualität der Kurse sehr unterschiedlich waren.

Die meisten Befragten die einen Sprachkurs besuchten, taten dies für wenige Monate, die längste angegebene Dauer betrug ein Jahr. Selten wird klar, bei welcher Institution die Kurse besucht wurden, wobei zum Teil unterschwellige Kritik am absolvierten Kurs beziehungsweise am Kursangebot geübt wird. So wird wie oben bereits erwähnt kritisiert, dass der Staat Österreich die Notwendigkeit für Sprachkurse zu spät erkannte, da seine Migrationspolitik den Verbleib der GastarbeiterInnen in Österreich nicht vorsah (Rotationsprinzip). Ebenso wird der Bedarf des Angebots von Deutschkursen von ArbeitgeberInnen für ihre ArbeitnehmerInnen betont. Voraussetzungen, einen Deutschkurs besuchen zu können, sind die finanziellen und zeitlichen Ressourcen, sowie der Besitz von Informationen über das Kursangebot. So wird etwa explizit betont, dass den Befragten das nötige Geld und die Zeit gefehlt hätte, um einen Kurs besuchen zu können:

*„...ich habe keine Zeit und Geld gehabt die Sprache zu lernen, habe mein Leben mit arbeiten verbracht, ich habe nicht nur eine Arbeit gemacht, sondern immer versucht daneben etwas zu verdienen,...“
(Türke, 53 Jahre, 1.Cl)*

Dieses Zitat macht deutlich, dass die ökonomische Notwendigkeit zum Verdienst des Lebensunterhalts keine Ressourcen mehr für den Erwerb einer Sprache übrig lässt.

Nicht nur fehlende Ressourcen der MigrantInnen waren dafür ausschlaggebend, dass diese keinen Kurs besuchten sondern auch, dass es kaum ein Angebot zu Beginn der GastarbeiterInnenmigration gab, weil dieser wie bereits mehrfach erwähnt dem Rotationsprinzip zugrunde lag. Es gab zwar Deutschkurse, aber keine Lehrenden, die Deutsch und Türkisch beziehungsweise Serbisch ausreichend beherrscht hätten. Dies war aus der Sicht der befragten MigrantInnen mit ein Grund dafür, dass es ihnen nicht möglich war, Deutsch richtig zu lernen.

„Ich musste sofort Deutsch lernen, ich war die älteste der Geschwister. Es waren damals Deutschkursen für uns, aber niemand konnte Türkisch, deshalb konnte ich nicht richtig lernen.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

Unter jenen, die nie einen Kurs gemacht haben, gibt es auch solche, die dies heute bereuen, vermutlich, weil sie bei höherer Sprachkompetenz ihrerseits weniger Schwierigkeiten in ihrem Alltag erlebt hätten.

„...ich rate jedem einen Kurs zu machen... um leben, um arbeiten zu können.. in diesem Land...“ (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

Dieses Zitat lässt erahnen, dass die Befragte in irgendeiner Art und Weise Probleme durch die Nichtbeherrschung der Sprache hatte, die jedoch nicht explizit angesprochen werden. Viele der Befragten haben Deutsch mit Hilfe diverser Medien wie Wörterbücher, Bücher, Zeitungen oder dem Fernsehen in seiner/ ihrer Freizeit selbständig erlernt. Manche von ihnen bereits vor der Einreise nach Österreich, beziehungsweise während der Reise.

“Ich wollte unbedingt die Sprache lernen, habe es aus Büchern und Wörterbüchern gelernt... ganz am Anfang habe ich viel aus dem Wörterbuch gelernt, danach in der Arbeit...” (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

„Ich bin in einen Kurs gegangen, aber ich habe auch alleine gelernt. In der Firma sprechen wir Deutsch, so dass ... , der Fernseher, ich lese Zeitung, ein Wörterbuch habe ich mir gekauft.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

Beim Erwerb der Fremdsprache Deutsch ist für die Befragten der Kontakt mit autochthonen Menschen von besonderer Bedeutung, sei es am Arbeitsplatz oder im privaten Umfeld. *“Gerade der Spracherwerb – als Schlüssel für alle weiteren Prozesse der System- und Sozialintegration – ist an die Verfügung über regelmäßige, eher beiläufige und alltägliche Gelegenheiten interethnischer Kontakte gebunden.”* (Esser 2001: 67). Aus diesem Grund ist es für Personen, die ausschließlich mit Angehörigen aus ihrer ethnischen Gruppe kommunizieren, besonders schwierig Deutsch zu erlernen, da sie sich untereinander meist in ihrer Muttersprache verständigen. In einem gemischten Arbeitsumfeld erfolgt in den meisten Fällen eine Einigung auf die Kommunikationssprache Deutsch.

„Und wie redet ihr wenn Österreicherinnen dabei sind? Deutsch nur Deutsch.. dann muss man Deutsch reden weil es wäre unfair weil sie nichts verstehen natürlich dann reden wir Deutsch....“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

“Ich habe hier Kollegen, mit denen ich Jugoslawisch rede, aber ich habe auch Kollegen mit denen ich Deutsch spreche, obwohl wir vom gleichen Ort sind.” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Trotzdem bedeutet dies nicht automatisch einen Zugewinn von Deutschkenntnissen, da das Arbeitsumfeld eine weitere wichtige Rolle einnimmt. Wenn Personen in un- oder angelernten Berufen in gemischtethnischen Gruppen tätig sind, dann ist dies nicht unbedingt förderlich für deren Deutschkenntnisse, da sie meist lediglich Grundkenntnisse in Deutsch beherrschen und daher kaum ein Lerneffekt eintritt. Hier zeigt sich wiederum, dass auch die Schichtzugehörigkeit einen Einfluss auf den Spracherwerb hat, wenn beispielsweise der “Hilfsarbeiterjargon” betrachtet wird.

Aufgrund der Tatsache, dass der Arbeitsplatz häufig als erste und/ oder einzige Kontaktaufnahmestelle außerhalb der Familie fungiert, kommt ihm ein besonderer Stellenwert zu.

Oftmals haben MigrantInnen keinen Kontakt zur autochthonen Bevölkerung, weil sie der Sprache nicht oder nicht ausreichend mächtig sind. Dabei spielt die eigene Bewertung der Sprachkenntnisse eine bedeutende Rolle. Häufig verhindern Minderwertigkeitskomplexe und ein geringes Selbstvertrauen der MigrantInnen die Kommunikation und nicht die tatsächlichen Sprachkenntnisse. Hier muss angemerkt werden, dass ein weiteres Hindernis für interethnische Kommunikation Vorurteile und Restriktionen durch die oder in der Aufnahmegesellschaft darstellen.

Weiters ausschlaggebend beim Spracherwerb sind Hilfestellungen durch Personen aus der Aufnahmegesellschaft, was wiederum das Verständnis, dass Integration ein wechselseitiger Prozess sein muss, verdeutlicht.

“...ich war damals der einzige Ausländer in der Klasse und hatte super nette Schulkameraden, das war für mich ein sehr großer Vorteil, ich lernte die Sprache schneller, weil es waren nur Österreicher in der Klasse, ich machte schnelle Fortschritte [...]. Ich verstand mich mit meinen Schulkollegen auch sehr gut [...], sie unterstützten mich auch sehr.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Sprachgebrauch und Sprachbewertung

Einige der Befragten betrachten die deutsche Sprache als schwierig und kompliziert zu erlernen, zumal bis auf eine Serbin keine/r der Befragten Deutschkenntnisse aufwies bevor sie/ er nach Österreich immigrierte. Wenn die Interviewees zusätzlich zu ihrer Muttersprache andere Sprachkenntnisse vorweisen konnten, dann war das Englisch oder andere slawische Sprachen. Es herrscht die einhellige Meinung, dass die nachfolgende MigrantInnengeneration die deutsche Sprache bereits „automatisch“ im Kindergarten oder in der Schule erlernt hat. Der Sprachgebrauch in den Familie ist durchwegs gemischt, wobei den Eltern einerseits wichtig ist, dass die Kinder gut Deutsch beherrschen, andererseits auch die Muttersprache nicht verloren gehen soll:

„Ich rede mit meinen Kinder zu Hause nur Deutsch, aber ich möchte auch nicht, dass sie Ihre Muttersprache Türkisch verlernen. Darum spricht meine Frau mit den Kindern teils Deutsch und teils Türkisch. Es macht meinen Kindern auch mehr Spaß, Deutsch als Türkisch zu reden.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Diese Mehrsprachigkeit der Kinder wird als durchwegs positiv bewertet. Sie stellt aus Sicht der Befragten eine wichtige Ressource im Berufsleben dar, was in folgendem Zitat gut zum Ausdruck kommt:

„Ich werde Ihnen den Fall meines Sohnes erzählen, als er im Hotel X zu arbeiten begonnen hat. Als er dort die Fragebögen ausgefüllt hatte, bezog sich eine Frage auf Fremdsprachenkenntnisse. Er schrieb, dass er gut Deutsch und Englisch kann, etwas Italienisch und als er erwähnte, dass er auch Serbisch kann ... der Typ hatte keine Fragen mehr ... er sagte nur, wir sind fertig, hat er gesagt, melden Sie sich innerhalb von vier Tagen hier an der Rezeption zur Arbeit.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Tatsächlich verfügt jemand, der bestimmte Kompetenzen wie etwa die Sprache verfügt, gleichzeitig über die *„Kontrolle von gesellschaftlich interessanten Ressourcen und wird daher auch als Person (...) für andere Akteure im System interessant“* (Esser 2001: 10).

Beklagt wird weiters, dass die muttersprachliche Unterstützung, welche es früher in den Schulen für die Kinder von MigrantInnen gab, heute nicht mehr in der Form existiert.

„... jetzt gibt es den muttersprachlichen Unterricht nicht so wie früher, was bleibt ist nur das, was man zu Hause spricht. Das ist grammatikalisch nicht korrekt. Da spricht man nicht so wie in der Schule.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Damit wird nochmals die Bedeutung von Sprachkenntnissen als für die berufliche Entwicklung wichtige Ressource zum Ausdruck gebracht. Dabei reicht die mündliche Beherrschung jedoch häufig nicht aus. Vielmehr ist es in gewissen beruflichen Positionen erforderlich, die Schriftsprache sehr gut zu beherrschen. Schulische Leistungen sind von sprachlichen Fähigkeiten abhängig, zumal Deutsch in der Regel die Unterrichtssprache darstellt und verschiedene Zusammenhänge in einen bestimmten sprachlichen und kulturellen Kontext eingebettet sind. Nachdem laut Esser (2005) diese Bildung als Bindeglied zwischen den sprachlichen Kompetenzen und der strukturellen Integration von MigrantInnen auf dem Arbeitsmarkt fungiert, ist die Sprachkompetenz für die Platzierung am Arbeitsmarkt direkt und indirekt essentiell.

Weiters würde von den MigrantInnen eine Unterstützung von der Politik dahin gehend begrüßt, dass:

„Meiner Meinung nach muss da was unternommen werden, vielleicht eine Beratung in der Muttersprache oder freundliche Mitarbeiter, die wirklich den Leuten helfen wollen.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

In diesem Zitat kommt indirekte Kritik an den BeamtInnen zum Ausdruck, die auf negative persönliche Erfahrungen mit Beratungspersonen schließen lässt.

Sozialer Aufstieg kann auf verschiedenen Wegen erreicht werden und ist auch stark mit der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen verknüpft. Eine Definitionsmöglichkeit von sozialem Aufstieg ist die Erreichung einer höheren Position in der Arbeitshierarchie. Die Beherrschung von Deutsch wird als wichtiges Mittel zur Erlangung dieser gesehen:

„Also um eine bessere Stelle zu erhalten hast du Deutsch zu können, ohne Deutsch könnte ich diese Arbeit heute nicht bewältigen. Ah, es wird viel verlangt.“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„... waren auch deine Bekannten, Freunde dieser Meinung und wie verlief bei ihnen der Prozess des Erlernens der deutschen Sprache?

Wissen Sie, was ... es ging nicht ... damals wurde gefragt ... gut ... ein bisschen die Sprache beherrschen, das muss sein, muss sein, denn ohne die Sprache geht es wirklich nicht ... damals genügte es, man sagte dir, heute gibt es das und das zu tun ... du siehst mit deinen Augen, was zu tun ist ... aber du musst lernen die wichtigsten Sachen des täglichen Lebens. Auch ich musste damals aus jenem Büchlein lernen, was ich täglich gebraucht habe. Als die Firma mich zu den verschiedenen Seminaren und Fortbildungen geschickt hat, wo ich als Fahrradmonteur, als Mechaniker, und was weiß ich als was sonst, ausgebildet wurde, musste ich in den Abendstunden ... ich musste mich am Abend hinsetzen und lernen ... sonst kannst du keine Prüfung machen. Das war auch bei der Führerscheinprüfung. Du hast zwar den Dolmetscher, aber du musst dich darauf gefasst machen, dass der Prüfer dich plötzlich etwas auf Deutsch fragt, zum Beispiel, was eine Bremse ist, und du hast keine Ahnung. Dann sieht er gleich, wie gut du Deutsch kannst, es gibt, also, Sachen des täglichen Lebens, das muss man können, dann habe ich durch die Praxis ... auf dem Arbeitsplatz dazu gelernt ... die Grundkenntnisse erworben ... ehm ... was ich täglich praktiziert habe ... ehm ... vor allem auf dem Arbeitsplatz. Das ist sehr wichtig. Damals war das nicht so wichtig ... aber heute, heute ist es gefragt ... man muss wirklich Deutsch lernen. Wenn ein Ausländer hierher nach Österreich kommt ... das begrüße ist ... zuerst Deutsch lernen ... das ist nicht nur in Österreich so, auch in Schweden, habe ich gehört, auch dort muss man zuerst die Sprache lernen, dann erst kannst du arbeiten gehen. Du bekommst keine Arbeit, wenn du die Sprache nicht kannst.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Es kommt auch zur Sprache, dass zur Zeit der Anwerbungen in den 1960er und 1970er Jahren die Deutschkenntnisse wesentlich weniger eine Rolle spielten als heute, weil:

„Mir hatte es geholfen, dass ich die gleiche Arbeit ausübte wie in Serbien... ich brauchte die Sprache nicht.. ich arbeitete in der Druckerei unten und das System ist das gleiche.. ich brauchte echt nur die Grundkenntnisse.“ (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

Heute jedoch:

“...ich hatte Deutsch lernen müssen und dann später zwang mich auch meine Arbeit Deutsch zu erlernen.. ob ich es wollte oder nicht, heutzutage ohne Sprachkenntnis bist du eine Null.

Wie hat sie die Arbeit gezwungen?

Also, um eine bessere Stelle zu erhalten, hast du Deutsch zu können, ohne Deutsch könnte ich diese Arbeit heute nicht bewältigen.” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Dieses Zitat veranschaulicht ebenfalls die indirekte Bedeutung der Sprachkenntnisse für den sozialen Aufstieg - um eine höhere berufliche Position zu erlangen sind gute Deutschkenntnisse erforderlich.

Der Sprachgebrauch unter ArbeitskollegInnen ist nicht unbedingt von der Herkunft abhängig. Selbst wenn diese aus dem gleichen Herkunftsland stammen, wird zum Teil Deutsch gesprochen:

“Ich habe hier Kollegen, mit denen ich Jugoslawisch rede, aber ich habe auch Kollegen mit denen ich Deutsch spreche, obwohl wir vom gleichen Ort sind.” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Das dürfte einerseits damit zusammenhängen, wie selbstbewusst die MigrantInnen mit ihren Sprachdefiziten umgehen und auch damit, welche anderen Personen dem Gespräch beiwohnen.

Dass zur Beherrschung einer Fremdsprache der laufende Gebrauch dieser eine essentielle Voraussetzung für das Nichtverlernen beziehungsweise für eine Verbesserung der Sprachkompetenz darstellt, kommt bei folgender Aussage gut zum Ausdruck:

“Ich konnte besser Deutsch, als ich gearbeitet habe. Seitdem ich in Pension bin kann ich nicht mehr so gut Deutsch.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

Abschließend kann festgehalten werden, dass der Sprache eine besondere Bedeutung in der subjektiven Sicht der Befragten zukommt. Diese Priorität der Sprache als Mittel zur Integration beschreibt auch Hartmut Esser in seiner Integrationstheorie (Esser 2005: 5ff). Den Grund für diese Bedeutung ortet er in den drei speziellen Funktionen, die der Sprache inne wohnt: als Ressource oder Human-Kapital, als Symbol (beispielsweise zur Aktivierung von Stereotypen über den Sprecher/ die Sprecherin) und als Kommunikationsmittel. All diese Dimensionen wurden in den Interviews von den MigrantInnen angesprochen: Sprache als Mittel zur Platzierung am Arbeitsmarkt, als Ursache für Diskriminierung und für die

Unmöglichkeit sich gegen diese zu wehren sowie als Bedingung zur Herstellung sozialer Kontakte.

„Die Menschen sind dann integriert, wenn sie beidsprachig denken, reden und träumen können und wenn sie sich dann, aber... hier auch zu Hause fühlen.“ (Serbe, 49 Jahre, 1.CI)

Ebenso hat Sprache eine emotionale Dimension, weil sie nicht nur eine funktionale Rolle einnimmt, sondern auch ein Mittel zur Identifikation sein kann.

Familie

Die Familie stellt für viele MigrantInnen einen besonders wichtigen Anker in ihrem Leben dar. Dieser wird im folgenden Abschnitt hinsichtlich zweier Hauptthemen bearbeitet: dem/r LebenspartnerIn und der Kinder. Das Familienleben fungiert als eine bedeutende Schnittstelle zwischen Öffentlichem und Privatem. Es kann konstatiert werden, dass *„...familiäre Verbindungen ein ausschlaggebender Faktor zur Entwicklung der Eingliederungsprozesse von MigrantInnen und ihrer Kinder (...) in das Aufnahmeland“* darstellen (Fernandez de la Hoz 2002: 14), zumal in ihr bedeutende Transmissionsprozesse von Werten und Normen stattfinden. Im folgenden Abschnitt liegt das Hauptaugenmerk auf eben diesen Transmissionsprozessen sowie auf Geschlechterrollen. Die Netzwerkfunktion der Familie wird in Kapitel Netzwerke, gesondert bearbeitet.

PartnerInnen

Viele der Befragten berichten von unfreiwilligen Trennungen von ihrem/ n PartnerInnen und/ oder Kindern im Laufe ihres Migrationsprozesses. Entweder am Anfang ihrer Migration und/ oder dazwischen. Diese Trennungen ergaben sich daraus, dass die Befragten selbst oder deren EhepartnerInnen oftmals vor ihrer Familie nach Österreich kamen und zunächst einen nur temporären Aufenthalt planten. Jedoch holten sie später ihre Familienangehörigen nach.

Trennungen im Verlauf des Migrationsprozesses ergaben sich beispielsweise aufgrund von Erkrankungen von Familienmitgliedern oder anderen familiären Gründen. Mit der enormen Umstellung für die MigrantInnen durch die neuen Eindrücke, die mangelnde Sprachbeherrschung etc. gehen Einsamkeitsgefühle und Sehnsüchte nach der Familie einher. Die Trennungen dauerten oft mehrere Jahre, wobei die Wiedervereinigung mit großen Glücksgefühlen der Interviewten einherging.

„Nach dem 3 Jahr holte ich meine Frau und meinen Sohn zu mir nach Österreich. Als ich meine Familie nach 3 Jahren wieder sah war ich der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt. Ich hatte meine Frau und meine Sohn drei Jahre nicht gesehen. Ich bekam wieder Kraft und machte neue Pläne für die Zukunft...“ (Türke, 62 Jahre, 1.CI)

„Sie sind als Tourist gekommen?“

Als Tourist, als Tourist 1973, dann bin ich zurückgegangen und wieder 1974 nach Österreich gekommen. Achtzehn Monate habe ich

gearbeitet, dann zurück nach Hause. Ich habe einen Mann gehabt, der getrunken hat, habe viele Probleme gehabt. (...)

Wen haben Sie zu Hause gehabt?

Ich habe einen Mann und zwei Kinder gehabt. Dann haben meine Schwiegereltern auf meine Kinder aufgepasst.“ (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)

„...und sie (Anm. seine Frau) musste 7 Monate ins Spital und wir hatten damals 3 Kinder und ich musste arbeiten gehen, niemand konnte auf die Kinder aufpassen darum schickte ich zwei meiner Kinder in die Türkei zu meiner Mutter, eine blieb hier, meine Nachbarin passte auf meine Tochter auf...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Er (der Ehemann) ist immer wieder mit dem Schiff für einige Monate weggefahren. Die Hälfte meines Lebens, sicher noch mehr, war ich alleine. Und das ist alles Gewohnheit.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

Scheidungen sind in der befragten Gruppe ein zentrales Thema. Etwa ein Drittel der Befragten ist geschieden, wobei Frauen häufiger als Männer von Scheidungen berichten. Auch was die Nennung von Gründen für die Trennungen betrifft, unterscheiden sich männliche und weibliche Befragte. Während die Männer kaum Gründe nennen, beschreiben die Frauen diese sehr ausführlich: Alkoholabhängigkeit der Männer, Spielsucht, Untreue, Verschwendungssucht, Unehrllichkeit und Gewalttätigkeit.

„Er hat immer gespielt, und Alkohol getrunken, und er hat noch immer keine Miete bezahlt. Er ist nur nach Hause gekommen, um uns zu „foltern“.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

„Ich habe einen Mann gehabt, der getrunken hat, habe viele Probleme gehabt.“ (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)

Es sind, was die Häufigkeit der Scheidungen betrifft, keine Unterschiede zwischen den Clustern oder den Ethnien zu erkennen.

Die interviewten Frauen sind von Scheidungen in vielen Lebensbereichen stark beeinträchtigt. Sie tragen davor und/ oder danach die Verantwortung für die materielle und emotionale Versorgung der Kinder. Entweder waren die Männer aufgrund ihrer Arbeitsunlust oder ihrer Verschwendungssucht nicht in der Lage, die Familie zu ernähren oder die Frauen mussten erst nach ihrer Scheidung für die materielle Erhaltung der Kinder Sorge tragen. Ein weiteres finanzielles Problem ergibt sich für Frauen, wenn ihre Ehemänner ihnen nicht erlaubten zu arbeiten und ihnen aufgrund dessen im Alter keine Pensionsansprüche erwachsen sind:

„Mein Mann wollte nicht, dass ich arbeiten gehe. Er hat mich nur für ihn und für die Kinder arbeiten lassen. Falls ich gearbeitet hätte,

hätte ich nun eine kleine Pension. Ich habe nichts.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

„Ich musste nach der Scheidung arbeiten. Ich habe sehr wenig von der Hausmeisterstelle verdient. Ich habe so 500 Schillinge oder so bekommen. Ich brauchte mehr Geld um zu überleben.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Dieses Zitat macht deutlich, wie essentiell wirtschaftliche Selbständigkeit für Frauen von ihren Ehemännern ist, um deren Unabhängigkeit zu gewährleisten.

Die Wichtigkeit der finanziellen Komponente bei einer Scheidung bringt auch das folgende Zitat zum Ausdruck. Es zeigt, dass die ökonomische Unabhängigkeit erst die Möglichkeit zu einer Scheidung eröffnet:

„Aber Österreich hat mir die Möglichkeit gegeben, um zu verdienen und damit hat es mir die Möglichkeit gegeben, dass ich selbständig leben kann. Und deswegen habe ich mich vielleicht getrennt und konnte mich trennen. Wenn ich vielleicht unten wäre, vielleicht könnte ich dann überhaupt nicht aus der finanziellen Situation.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

Wenn MigrantInnen keine österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, sind sie im Fall einer Scheidung mit zusätzlichen rechtlichen Problemen konfrontiert, beispielsweise wenn die Scheidungsbürokratie den Erhalt der österreichischen Staatsbürgerschaft verzögert:

„Seit kurzem haben wir alle die Staatsbürgerschaft. Eigentlich wollten wir sie früher haben, aber wegen der Scheidung hat alles länger gebraucht.“ (Türkin, 40 Jahre, 3.Cl)

„Ich lebe hier. Ich wollte einfach die österreichische Staatsbürgerschaft haben. Ich wollte wählen, wenn ich hier lebe, wollte ich auch das Sagen haben. Wenn ich hier lebe, will ich alle meine Rechte haben.“ (Türkin, 40 Jahre, 3.Cl)

Frauen harren oft jahrelang in unglücklichen Ehen aus, weil sie ihre Kinder damit nicht belasten möchten. Sie entschließen sich erst nach deren Erwachsenwerden zu einer Scheidung. Die emotionale Belastung durch das Aufrechterhalten von Ehen wird in den Interviews deutlich, beispielsweise:

„Für mich war alles schrecklich. Ich habe mich über nichts gefreut. Ich war sehr depressiv und weil nichts auf die richtige Art erlebt habe, weil ich wie an einer Kette gelebt habe.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Ich war ja 1994 krank. Wir haben sehr gelitten. Die Umgebung war fremd, und der Mann war kein guter Ehemann, deshalb wurde ich krank. Ansonsten wäre ich nicht krank geworden.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

Obwohl viele Frauen durch ihre Ehen belastet waren, haben sich nicht alle getrennt oder eine Scheidung vollzogen.

„Es hat sich nichts geändert. Aber falls ich in der Türkei geblieben wäre, hätte ich mich scheiden lassen. Hier habe ich nicht scheiden lassen. Ich wollte eigentlich auch hier mich scheiden lassen, aber es ist mir nicht gelungen. Dann bin ich in die Türkei gegangen, um mich scheiden zu lassen. Es ist mir auch dort nicht gelungen. Endlich sind wir zu diesem Alter gekommen. Nach meinem Alter kann ich doch auch nicht mehr mich scheiden lassen. Es würde von den Leuten nicht gut akzeptiert.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Dieses Zitat zeigt ganz deutlich den gesellschaftlichen Druck der von der ethnischen Community ausgeübt wird. Unter diesem Druck stehen Frauen und Männer gleichermaßen.

„Sie (seine Mutter) hat ihn (Ehemann) gefragt, ob ich ihm fremd gegangen bin. Er hat gesagt, nein. Dann darfst du deine Frau in diesem Leben nicht verlassen. Dann ist er zurückgekommen.“ (Türkin, 40 Jahre, 3.Cl)

Die Frauen berichten von großer Erleichterung nach ihrer Scheidung, für manche bedeutete sie einen regelrechten Neubeginn:

„Gute Zeiten sind jetzt für mich, nach meiner Scheidung. Alles davor war ein Kampf, was weiß ich beengt, ein Panzer um mich.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Ich habe mich von meinem Mann getrennt. Das war die schönste Sache die mir in meinem Leben passiert ist. Und deswegen bin ich glücklich.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

Andere Frauen wiederum kämpfen lange mit den emotionalen Folgen der schlechten Beziehungserfahrungen, die bis zur Verbitterung führen können. Dies ist besonders dann der Fall, wenn sich diese Erfahrungen über die Generationen hinweg reproduzieren. Beispiele dafür sind folgende Zitate:

„Wir hatten auch sehr viel Geld Probleme gehabt, wegen meines Mannes. Er hat sogar, mein Geld mir weggenommen, mit Frauen, mit Mädchen, hat er alles ausgegeben. Der Mann meiner Tochter, und viele Männer sind so. Aber ich erzähle dir, was mein Mann gemacht hatte. Er wollte auch mich nicht scheiden lassen... Nun ist es besser, er ist ja so alt geworden, er ist nun 56- 57 Jahre alt.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

„Sie haben gesagt, dass Ihre Tochter hier her kommen wollte? Ja, das wollte sie. Jetzt ist auch ihr Mann verstorben. Er war 50 Jahre alt und ist auch als Alkoholiker verstorben. So haben wir beide dasselbe „Glück“.“ (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)

Wie bereits erwähnt, sprechen die befragten Männer deutlich seltener Scheidungsgründe und Auswirkungen der Scheidungen an. Wenn doch, dann im Zusammenhang mit ihren Kindern.

„Können Sie mir erzählen wie ihre Ehe unten war?

Irgendwie.. es hat funktioniert bis vor eineinhalb Jahren... dann ist alles schief gegangen und was soll man machen....

Sie (seine Frau) arbeitet hier?

Ja sie arbeitet.. aber gut.. die Kinder sind brav.. ich sagte ihr dass die Kinder nicht darunter leiden dürfen....aber das ist nicht leicht...Kinder kriegen das mit....die Einstellungen der Eltern....

Die Kinder blieben bei der Frau?

Also sehen Sie, hier habe ich mir gedacht.... also es ist besser dass sie bei der Frau bleiben ich meine sie ist ihre Mutter... sie wird, ich gebe es zu.. sich mehr um sie kümmern.. sie wird ihnen helfen.... ich werde alles finanzieren ihnen alles geben und alles kaufen aber eine Mutter ist eine Mutter... ich bin auch nur mit Mutter aufgewachsen... die Mutter kümmert sich um die Kinder egal was für eine Mutter sie ist... meine Mutter ist die beste gewesen.. also hier ist alles gesagt was es darüber zu sagen gibt.. was interessiert sie noch..... (scheint mitgenommen zu sein)

Erzählen sie mir noch von ihren Zukunftsplänen und was sie noch ihren Kindern wünschen.

[...] morgen werden sie eine Familie... gründen... heiraten und sie sollen von Fehlern anderer lernen.. und ich wünsche wirklich jedem, eine Familie zu gründen und ich wünsche niemandem eine Scheidung... und so ist es... also.. und meine Pläne sind.. dass ich arbeite und den Kindern helfe. [...]

Also, noch davor (Anm.: vor der Pension) werde ich zurückkehren, wenn die Kinder selbstständiger werden.....

Sind sie hier wegen den Kindern?

Ich bin hier wegen den Kindern.. ich habe Geld, alles ich könnte zurück.. ich würde liebend gerne zurück aber ich bin noch hier um den Kindern auf eigene Beine zu helfen und werde bleiben... bis sie die Schule beenden und eine Arbeit finden... ich meine es wäre nicht fair.. wenn ich sie jetzt verlassen würde.... und dass sich nur die Mutter um sie kümmert..... also ich glaube dass sie ohne Vater aufwachsen... ..wenn sie nur.. die Mutter sehen... das wäre schlimm und sehr schwer für sie..... also ich habe beschlossen bei ihnen zu bleiben und ihnen zu helfen soweit ich kann.....das wäre alles.“ (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

Manche Ehemänner wurden von den Frauen als die Entscheidungsträger der Familie dargestellt. Beispielsweise durften die betroffenen Frauen nicht arbeiten und sollten sich um die Kinder kümmern, die Ehemänner halfen nicht im Haushalt mit, bestimmten wo welches Familienmitglied leben sollte etc.

„Ich habe nicht viel zu sagen, nicht, bei mir hat mein Mann immer gesagt: "Der Platz der Frau ist nicht zu Hause sondern dass sie bei ihrem Kind ist." Und bei einem Kind, habe ich nicht arbeiten müssen.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.Cl)

„Er möchte nicht, dass ich arbeite, so dass ich mich um die Söhne besser kümmern könnte. Deshalb habe ich mich um den Haushalt gekümmert, und mich um die Schule der Kinder gekümmert.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Traditionelle Rollenbilder spielen auch in anderen Fällen eine Bedeutung, nämlich dann, wenn sich die Rollen plötzlich umkehren. Beispielsweise wenn ein Mann durch einen Unfall Invalide und arbeitsunfähig wird und dadurch in finanzieller Abhängigkeit zu seiner Ehefrau gelangt. Diese Rollenumkehrung vom Familienernährer zum Hilfsbedürftigen ist für die Betroffenen nicht leicht zu verkraften und entspricht nicht dem in ihrer Umgebung gängigen Rollenmodell:

*„...aber bei uns war das so dass der Mann mehr arbeitete.. also er muss die Familie versorgen.. aber hier sind die Frauen gleichgestellt... und wir sind es gewohnt dass der Mann mehr tut... und jetzt erhaltet mich meine Frau...ich kann nicht.... was soll ich machen (scheint sehr betroffen zu sein bzw. das Thema bewegt ihn)
Wie ist das für Sie?
Und das stört mich ein wenig... es ist mir unangenehm.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)*

Ein weiteres Beispiel für das Verständnis, die Geschlechter hätten ihnen klar zugeschriebene Rollen und Aufgaben inne, ist folgendes Zitat:

„...also es ist besser dass sie bei der Frau bleiben, ich meine sie ist ihre Mutter... sie wird ich gebe es zu.. sich mehr um sie kümmern.. sie wird ihnen helfen.... ich werde alles finanzieren ihnen alles geben und alles kaufen aber eine Mutter ist eine Mutter...“ (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

Es wird von den Befragten nicht ausschließlich von problematischen, sondern auch von glücklichen Beziehungen und gemeinsamen Freizeitaktivitäten berichtet. An dieser Stelle fällt auf, dass bis auf eine Ausnahme lauter Männer von diesen zufriedenstellenden Ehen erzählen.

„Ich habe hier in Österreich eine wunderbare Frau kennen gelernt, mittlerweile haben wir zwei große und erwachsene Kinder ... und ich habe mich, wie vorher gesagt, sehr wohl hier gefühlt, und ... wenn ich ganz offen und ehrlich bin, ich möchte in Wien bis mein Lebensende bleiben...“ (Serbe, 49 Jahre, 1.Cl)

„Mir gefällt alles in Österreich, hier habe ich eine Familie gegründet, ich liebe meine Frau und meine Kinder , meine Kinder sind hier

geboren sie sind ein Österreicher, ich habe mich hier angepasst und das gefällt mir auch hier lebe ich friedlicher.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

In der türkischstämmigen Gruppe berichten manche, dass die Männer in vielerlei Hinsicht von der Hilfe der Frauen abhängig sind, weil diese nicht gut genug Deutsch beherrschen würden. So erledigen die Frauen beispielsweise Behördengänge oder schlichtweg „alles“:

„Bei uns erledigt alles meine Frau, sie spricht sehr gut Deutsch, sie erledigt alles für mich.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Mein größtes Problem in Österreich war das Sprachproblem... Behördenangelegenheiten erledigt immer meine Frau...sonst geht es mir gut hier...“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

Anzumerken ist an dieser Stelle, dass es sich bei den helfenden Frauen um solche handelt, die bereits vor den befragten Migranten nach Österreich eingewandert sind und deshalb aufgrund des längeren Aufenthalts bessere Kenntnisse der deutschen Sprache aufweisen.

Außerdem ist dies ein Beispiel dafür, dass Frauen in der Migration entgegen dem Stereotyp keine passive Rolle einnehmen, sondern im Gegenteil als Transmissionsriemen zwischen dem Ehemann oder der Familie und der Einwanderungsgesellschaft dienen können. Auch die Migrationsforschung hat erkannt – nachdem sie lange Zeit auf männliche Arbeitsmigranten konzentriert war – dass die Frauen eine aktive Funktion im Migrationsprozess inne haben und sie nicht auf eine Opferrolle patriarchaler Strukturen reduziert werden dürfen (vgl. Appelt 2003). Besonders dadurch, dass sie im Einwanderungsland häufig eine außerhäusliche Erwerbsarbeit aufnehmen, findet eine neue Definition von familiären Positionen statt, wo die Frauen einerseits eine Stärkung durch die gewonnenen Möglichkeiten ihrer Erwerbstätigkeit erfahren und andererseits einer Mehrfachbelastung ausgesetzt sind.

„Im Haushalt musste ich Mann und Frau gleichzeitig sein. Ich war für alles verantwortlich. Auf den Markt, in den Supermarkt, Strom, Telefonrechnungen, alles was sie sich denken können, machte ich. Ich rannte hin und her.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

Sie sind es, die einerseits für den Familienzusammenhalt und die Transmission von Werten und Normen des Heimatlandes verantwortlich gemacht werden und andererseits die Integration ihrer Kinder in die Einwanderungsgesellschaft unterstützen sollen (vgl. Appelt 2003).

Die vorangegangene Darstellung macht deutlich, dass bei der Analyse von Migrations- und Integrationsprozessen die Geschlechtszugehörigkeit berücksichtigt werden muss, da das Geschlecht zu den zentralen Einflussfaktoren der Entwicklung dieser Prozesse zählt.

Außerdem existiert eine „enorme Bandbreite von unterschiedlichen Geschlechterarrangements“ (ebd. 156), die in ihrer Diversität Beachtung finden müssen.

Kinder

Die Kinder von den in dieser Studie befragten MigrantInnen sind direkt in die Erlebnisse und Erfahrungen von ihren Eltern eingebunden, er- und durchleben sie mit ihnen oder werden in ihrer Erziehung von den Erfahrungen der Eltern geleitet. Dabei wachsen sie in den meisten Fällen in einem ähnlichen Zwiespalt betreffend Österreich als ihrem Geburts- und damit Heimatland und dem Ursprungsland ihrer Eltern auf. Außerdem sind Generationenbeziehungen in Familien mit Migrationshintergrund besonders bedeutsam, zumal sie einerseits – häufig durch den Herkunftskontext bestimmt – die Funktion der materiellen Absicherung beinhalten und andererseits der intergenerativen Transmission von Werten in MigrantInnenfamilien eine stärkere Bedeutung als in Familien, welche keinen Migrationsprozess durchlaufen, zukommt. Sie weisen in allen die Familie unmittelbar betreffenden Angelegenheiten eine stärkere Ko-Orientierung auf, als Familien die keinen Migrationsprozess durchlaufen haben (vgl. Nauck 1995).

Die MigrantInnen erwähnten ihre Kinder im Rahmen der Befragung im Zusammenhang mit den Themen (Aus-)Bildung, Beschäftigung, Diskriminierung sowie Familiengründungen. Außerdem artikulierten sie ihre Wünsche für die Zukunft ihrer Kinder.

Grundsätzlich kann gesagt werden, dass alle interviewten Eltern durchwegs eine sehr positive Einstellung gegenüber höherer Bildung ihrer Kinder haben, wobei kein Unterschied zwischen Söhnen und Töchtern gemacht wird. Dies deckt sich auch mit früheren Studien (vgl. Seifert 1988). Das Hauptmotiv ist dabei vor allem die Überzeugung, mit einer abgeschlossenen Ausbildung bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben – insbesondere höhere Ausbildungen würden zur Sicherstellung eines Arbeitsplatzes beitragen.¹⁶ Nachdem die Befragten selbst zum Teil lediglich die Pflichtschule absolviert haben, ist für sie jede zusätzliche (Aus-) Bildung wünschens- und aner kennenswert.

„Gott sei Dank, die Kinder waren gut in der Schule. Meine jüngere Tochter ist in die Handelsakademie gegangen, und mit Austausch- mit Schüleraustausch ist sie nach Amerika gegangen. Dort hat sie High

¹⁶ Dabei ist zu beachten, dass die Befragten mit der Formulierung „studieren“ nicht immer ein Universitätsstudium meinen, sondern jegliche Art der Ausbildung.

School fertig gemacht, und ist dann zurückgekommen. (...) Die ältere Tochter ist in die Handelsschule gegangen. Mein Sohn maturierte im Gymnasium. Wenigstens sind die Kinder gut ausgebildet.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

„Ich will, dass meine Kinder gut studieren. Das älteste hat sich entschlossen, Matura zu machen. Aber er war Lehrling. Nun will er eine Prüfung machen. Meine Tochter will Richterin werden.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

„Für die Zukunft möchte ich, dass meine Kinder und Enkelkinder ein besseres gutes Leben haben, sie sollten eine gute Ausbildung bekommen und glücklich leben, weil für die Zukunft wird es immer schwieriger einen Arbeitsplatz zu finden, darum muss man eine gute Ausbildung haben, ohne Ausbildung hat man keine Chance mehr,...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Ich möchte meinen Sohn unterstützen, er geht in ein Privat Gymnasium, ich möchte dass er nach dem Gymnasium studiert und einen guten Arbeitsplatz findet, aber wenn ich mir den Arbeitsmarkt anschau... die vielen Arbeitslosen und es werden immer mehr, schaut es für die Zukunft nicht so gut aus, meiner Meinung nach müssten die Politiker versuchen mehr Arbeitsplätze zu schaffen, weil ohne Geld gibt es kein Leben, keine Sicherheit.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„Welche Schule haben Sie bei uns abgeschlossen?“

Nur die Grundschule. Und für das erste Jahr einer wirtschaftlichen Schule war ich eingeschrieben. Die zweite Hälfte des ersten Jahres habe ich nicht mehr besucht, weil ich blöd war. Das gebe ich jetzt zu und sehe es ein, aber meinen Kindern habe ich gesagt, dass sie diesen Fehler nicht machen sollen, dass sie die Schule fertig machen sollen. Mit einer Schule werden sie eine Arbeit finden und ihr eigenes Gehalt haben.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

Dabei sind den Befragten insbesondere gute Deutschkenntnisse der Kinder ein Anliegen. Viele Befragte meinen, ihre Kinder könnten somit Diskriminierungen, welche sie selbst aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse erfahren haben, vermeiden und einen sozialen Aufstieg erreichen.

„...ich schrieb sofort meinen Sohn in den Kindergarten ein, weil ich wollte nicht, dass mein Sohn die gleichen Probleme erlebt wie ich. Er sollte gut Deutsch lernen.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„...er hat gleich im Kindergarten Deutsch gelernt, bei Kindern geht das schnell. Er konnte gleich Deutsch reden und er war super mit Deutsch und die anderen Kinder merkten nicht, dass er Ausländer war, er war der Beste in der Klasse.“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

Die Eltern sehen eine gute Ausbildung der Kinder als eine Investition sowohl in finanzieller als auch in zeitlicher Hinsicht. Dabei wurde von einer Befragten explizit

angeführt, dass dies bei nicht allen ihrer Landsleuten üblich sei und diese eher in ihrer Heimat investieren.

„Mein Ziel war, in die Kinder und die Schulausbildung zu investieren und nicht, wie bei unseren Leuten, die in Häuser unten investiert haben. Man soll die Kinder kontrollieren, korrigieren, manchmal auch streng sein. Und wenn wir es alleine nicht schaffen, dann die Unterstützung suchen. In Österreich gibt es wirklich in dieser Richtung genug Organisationen und Hilfe in allen Arten.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

Eng zusammenhängend mit der Ausbildung der Kinder steht deren berufliche Entwicklung. Hier sind die Ziele der Eltern ebenso ganz klar im Sinne eines guten Arbeitsplatzes, den sie bekommen beziehungsweise behalten sollen. Außerdem zeigten sich viele befragte Eltern sehr stolz über die Leistungen ihrer Kinder – sowohl über Bildungsabschlüsse, als auch über gute Anstellungen.

„... den Kindern (wünsch ich), dass sie so brav bleiben wie sie sind und dass sie sich untereinander gut verstehen...dass sie ihre Jobs behalten.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

„Sie sollten einen sicheren Arbeitsplatz haben, aber wenn es mit dem Arbeitsmarkt so weitergeht schaut es meiner Meinung nach für die Zukunft nicht so gut aus. Ich möchte, dass meine Kinder besser leben als ich, dafür bin ich jederzeit für meine Kinder da.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Dieses Zitat stellt überdies ein Beispiel für die von den Eltern häufig geäußerte Besorgnis über die Zukunft ihrer Kinder dar, da sie die momentane Arbeitsmarktlage kritisch betrachten.

Die Kinder von MigrantInnen erfahren wie ihre Eltern Diskriminierung. Nach den Erzählungen der Eltern erleben die Kinder Diskriminierungen in unterschiedlichen Bereichen und dies schlägt sich auf die Psyche und das Selbstbewusstsein der Jugendlichen nieder.

„Die Kinder haben auch noch Probleme. Alle sind müde vom Kämpfen. (..) Meiner Meinung nach passiert das, dass unsere Kinder Probleme haben, weil wir immer für fremd gehalten werden, nie aufgenommen worden sind, und auch unsere Kinder wurden nie aufgenommen, und fern gehalten. (..) Aber da hier die Kinder abgewiesen werden, oder nicht aufgenommen worden sind, werden sie nicht erfolgreich, obwohl sie erfolgreich sein könnten. Sie haben kein Selbstvertrauen mehr, ihr Herz ist gebrochen. Ob sie Erfolg haben oder nicht, das ändert ja gar nichts, die werden ja nicht akzeptiert, deshalb werden die Kinder auch nicht erfolgreich. Kind oder Erwachsene, was wir alles machen, wir würden nie akzeptiert, oder für die Österreicher etwas richtig oder gut tun können.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

In dieser Zitatstelle erfährt die Hoffnung, dass es die 2. Generation leichter haben und besser in die Mehrheitsgesellschaft integriert sein wird, einen Rückschlag. Mehrheitlich artikulieren die befragten MigrantInnen jedoch, dass sich ihre Kinder beziehungsweise die 2. Generation allgemein durch ihr Aufwachsen in Österreich zur österreichischen Gesellschaft zugehörig fühlen würden und einen sozialen Aufstieg erleben.

„Gibt es Unterschiede zwischen dir, sozusagen der ersten Generation, und den Kindern, etwa deinen Kindern, die hier geboren sind?“

Oh, doch, der Unterschied ist groß, vor allem, wenn wir über die Integration reden. Ich habe gedacht, dass mein Sohn nach dem abgeschlossenen Gymnasium mehr für unten ... für meine alte Heimat empfinden wird ... (holt tief Luft). Ich muss sagen, es hat mich schwer getroffen, als er mir eines Abends sagte - weißt du, Papa, du investierst schon viel unten. Warum tust du das? Wir leben hier, sagte er, warum ist dir das so wichtig? Ich musste darauf mit jenem Satz antworten: (ein serbisches Schimpfwort, das sehr aussagekräftig ist, aber nicht unbedingt als Schimpfwort verstanden werden muss) ... (lacht) ... (zum Interviewer): das sollst du löschen ... (wiederholt das Schimpfwort) ... was ist ... was willst du von mir ... das ist für dich ... für deine Zukunft ... so, damit du etwas hast, wenn du hinunterfährst, dein Haus ... für deine Zukunft. Papa, sagt er, ich lebe hier, ich will meine Zukunft und meine Existenz hier aufbauen ... gut, sagt er, ja ... man soll auch unten investieren, aber, nicht mehr so viel. Wenn ich dann darüber ... über diese Sätze ... eines Abends habe ich mich etwas früher ins Bett gelegt und habe darüber nachgedacht und ... huch ... eigentlich hat er recht. Er ist hier aufgewachsen, er hatte hier seine Freunde gewonnen, vom Kindergarten, bis zur Matura, jetzt ist er an der Technischen Universität Wien, und es ist klar ... er trifft sie ... seine Generation ... die Freunde auch auf verschiedenen Fußballturnieren, er spielte in den früheren Jahren auch Fußball, hier, so dass er sich hier schrittweise integriert hat. Also, wenn er hinunterfährt, hat er bei mir im Dorf auch gute Freunde, aber diese Begegnungen finden nur einmal im Jahr statt. Somit wird diese Generation, das heißt die dritte, vierte Generation dieser Jugendlichen, meiner Meinung nach, nicht zurückkehren,...“ (Serbe, 54 Jahre, I.Cl)

„Ist es Ihnen ein Anliegen, dass (Ihre Kinder) es (die Muttersprache) lernen?“

Ja mir ist es sehr wichtig dass sie es erlernen.. ich habe ihnen gesagt sie müssen Deutsch lernen aber eure Wurzeln sind in Jugoslawien aus Serbien.. Ihr dürft nicht serbokroatisch vergessen wenn man es so sagen kann... aber auf jeden Fall sollen sie Deutsch besser als die Muttersprache kennen.. so das wärs.....

Und, fahren sie runter?

Also die letzten 2 Jahre waren sie nicht... nur am Meer in Montenegro uns sind dann gleich nach Hause gefahren.. der Sohn sagt mir dass alle seine Freunde hier sind.. die Tochter ebenso... er spielt Fußball hier und fragt mich mit wem er unten verkehren soll... die unten haben ihre Kameraden und er seine... und es soll so sein.. mich stört das nicht.. sogar ich mag dort zu sein wo ich mich gut fühle... und sich dann gut fühlen....” (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

„Und das Kind geht in der Schule?

Ja, er geht in die Schule.

Hat er je Probleme gehabt?

Nein, eher nicht weil er hat gleich im Kindergarten Deutsch gelernt, bei Kindern geht das schnell. Er konnte gleich Deutsch reden und er war super in Deutsch und die Kinder merkten nicht dass er Ausländer war, er war der Beste in der Klasse.. und er hat einen ausländischen Name, aber von Gewand und so er war wie alle anderen.. na und natürlich war er dann akzeptiert..

Hast du danach geschaut...dass er die Sprache lernt?

Natürlich, deswegen ging er gleich in den Kindergarten, ja ja klar weil es ist schwer, du kommst in die Schule ohne Sprache das ist schwierig....“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

„XX (der Sohn) ist 1981 geboren und was macht er jetzt?

Er studiert, er hat noch ein Jahr. Er studiert Sport, Richtung Wissenschaft und Physiotherapie, diese zwei Richtungen hat er gewählt. Er spielt und so. Seine Freunde, die Mehrheit sind Österreicher, weil er hier geboren wurde. Hier ist er in die Schule gegangen. Ich weiß nicht, es ist einfach so.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.Cl)

Grundsätzlich kann gesagt werden, dass die Wünsche der Eltern für ihre Kinder eine Projektion für die Verwirklichung eines erfolgreichen Migrationsprojektes darstellen. Zum einen wird dieser Erfolg am Zustandekommen einer generationenübergreifenden beruflichen und bildungsbezogenen Mobilität bewertet, zum anderen an der Gründung einer eigenen Familie und individuellen Glücks festgemacht. Als adäquates Mittel zur Erreichung einer Verbesserung ihrer Lebenssituation im Gegensatz zu der ihrer Eltern sehen die Eltern eine gute Ausbildung und einen sichern Arbeitsplatz für ihre Kinder.

„Für die Zukunft möchte ich, dass meine Kinder und Enkelkinder ein besseres, gutes Leben haben, sie sollten eine gute Ausbildung bekommen und glücklich leben, weil für die Zukunft wird es immer schwieriger einen Arbeitsplatz zu finden, darum muss man eine gute Ausbildung haben, ohne Ausbildung hat man keine Chance mehr..“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Ich möchte einen guten Kontakt zu meinen Kindern und Enkelkindern haben und sie auch jederzeit unterstützen, besonders für meine Enkelkinder möchte ich dass sie eine gute Ausbildung haben und später eine guten Job bekommen.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Mein Ziel war immer, dass meine Kinder ein besseres Leben als ich, weil ich nie von meinem Eltern geliebt und unterstützt wurde, aber ich möchte meinen Kindern etwas geben, darum habe ich hart gearbeitet, sie sollten alles anziehen, essen, trinken können, sie sollten eine gute Ausbildung bekommen.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Mein älterer Sohn hat eine Lehre gemacht. (..) Dann hat er so jung geheiratet. Er ist nun 21 Jahre alt. (..) Ich habe meinen Kindern alle Möglichkeiten geboten. Zu heiraten, war sein Wunsch. Seine Frau ist nun in Karenz, aber sie hat vorher gearbeitet.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

„(Ich wünsche mir) ..er findet eine schöne Freundin und dann freue ich mich auf Enkelkinder und so....(lacht) viele Enkelkinder, ich möchte viele Enkelkinder (lacht).“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

„Meine Pläne, was meine Kinder betrifft (überlegt)... ich habe einen Sohn, den ich noch verheiraten möchte, und dem ich eine gute Arbeit verschaffen möchte. Meine anderen 2 Kinder sind schon verheiratet, denen geht es sehr gut, haben beide einen guten Arbeitsplatz.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

Die Zitate bringen zum Ausdruck, dass die Befragten viele Mühen auf sich genommen haben, um ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen, als sie es selbst hatten. Nauck (2004) konstatiert einen allgemeinen Trend, dass MigrantInneneltern sehr am Eingliederungsprozess ihrer Kinder interessiert seien, was sich insbesondere an den hohen Bildungsaspirationen festmachen lässt.

Netzwerke

Im Kapitel „Netzwerke“ werden die Beziehungen und Kontakte der interviewten MigrantInnen in einer verdichteten Form abgebildet. Netzwerke haben eine wesentliche Bedeutung sowohl für die Entwicklung von Sprachkompetenzen, für den Zugang zum Arbeitsmarkt (siehe Kapitel Arbeit) als auch für den Bereich des Wohnens (siehe Kapitel Wohnen). Pries versteht Netzwerke als Verbindungen zwischen MigrantInnen „[...] *die diese mit Informationen versorgen, die materiellen und ideellen Kosten des Migrationsprozesses verringern und diese auch kalkulierbar machen. Es sind auf Vertrauen und langfristiger Berechenbarkeit beruhende soziale Interaktionsbeziehungen*“ (Pries 2001: 34). Sie beeinflussen mögliche Migrationsentscheidungen von potentiellen ImmigrantInnen durch den Austausch von Informationen und durch das Angebot von Unterstützungsleistungen. Soziale Netzwerke in der Migration bieten notwendige Hilfeleistungen, beispielsweise bei der Wohnungs- und Arbeitssuche, bei Schwierigkeiten aufgrund der mangelnden Sprachkenntnisse oder emotionalen Beistand bei der Orientierung in einer fremden Umgebung.

Das Eingehen von sozialen Beziehungen trägt nach Coleman zur Generierung von sozialem Kapital bei. Investitionen in soziales Kapital steigern die individuellen Lebenschancen, so wie solche in Humankapital die Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen.¹⁷ Coleman geht davon aus, dass „*Individuen in dichten, multiplexen Netzwerken mit größerer Wahrscheinlichkeit soziales Kapital akkumulieren als Individuen in lockeren, monofunktionalen Netzwerken*“ (Coleman 1988: 101). Auf diese Weise generiertes soziale Kapital erfordert eine andauernde Erneuerung durch regelmäßige Interaktionen, wobei diese in multiplen Netzwerken mit wesentlich geringerem Aufwand erreichbar ist (ebd.: 101). Daraus ergibt sich die Relevanz von Netzwerkbeziehungen für MigrantInnen, die damit jene Benachteiligungen, mit denen sie konfrontiert sind (insbesondere in den Bereich Arbeit und

¹⁷ Humankapital = individuelle Fähigkeiten und Fertigkeiten, wie beispielsweise Sprachkompetenzen; Soziales Kapital = „... *the set of resources that inhere in family relations and in community social organizations and that are useful for the cognitive or social development (...). These resources differ for different persons and can constitute an important advantage...*“ (Coleman 1994).

Wohnen), bis zu einem gewissen Ausmaß kompensieren können, wie in diesem Kapitel dargestellt wird.

Esser definiert Sozialintegration als den „*Einbezug der Akteure in das gesellschaftliche Geschehen, etwa in Form der Gewährung von Rechten, des Erwerbs von Sprachkenntnissen, der Beteiligung am Bildungssystem und am Arbeitsmarkt, der Entstehung sozialer Akzeptanz, der Aufnahme von interethnischen Freundschaften, der Beteiligung am öffentlichen und am politischen Leben und auch der emotionalen Identifikation mit dem Aufnahmeland.*“ (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001: 8). Die Aufnahme interethnischer Freundschaften ist eine Variante der Interaktion, welche neben der Kulturation, der Platzierung und der Identifikation eine Ebene der Sozialintegration darstellt: „*Interaktionen sind ein Spezialfall sozialen Handelns, bei dem sich die Akteure wechselseitig über Wissen und Symbole aneinander orientieren und so, und über ihre Orientierungen und über ihr Handeln, Relationen miteinander bilden*“ (ebd.: 10).

Interaktionen können laut Esser eingeteilt werden in: gedankliche Ko-Orientierung, Kommunikation und soziale Beziehungen, wie beispielsweise Freundschaften oder Ehen. Diese stellen wichtige Mechanismen der sozialen Integration insofern dar, als sie die AkteurInnen in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen mitplatzieren. Der Bereich der Interaktionen ist ebenfalls von den Strukturen der jeweiligen Aufnahmeländer abhängig. So etwa werden die sozialen Beziehungen von Kindern und Jugendlichen stark durch die Institutionen, in denen sie sich zu einem Großteil des Tages befinden, strukturiert (Ganztagsschule vs. Kleinfamilie als zentraler Ort der Erziehung und Interaktion).

Die Analyse der sozialen Netzwerke der hier befragten MigrantInnen wurde entlang folgender Dimensionen vorgenommen: a) Bezugsgruppe, b) Bezugsort, c) Netzwerkfunktion und d) Bezugsart.

Bezugsgruppe

Die Interviewees wurden danach gefragt, mit welchen Personen sie beruflichen und privaten Kontakt pflegen, wie häufig sie dies tun und welche subjektiven Bedeutungen sie diesen Kontakten zuschreiben. Die Ergebnisse dieses Teils der Befragung werden im Folgenden dargestellt.

Zunächst kann gesagt werden, dass die Befragten in erster Linie Kontakte zu Personen innerhalb ihrer Familien und ihres Verwandtschaftsnetzwerkes pflegen. Diese stellen auch

den Lebensmittelpunkt der MigrantInnen dar und spielen eine besondere Rolle bei Identifikationsprozessen in der Migration.

„Hier lebe ich mit den Kindern, habe mich an hier gewöhnt, habe Freunde. Unten habe ich Haus und Besitz und so weiter. Aber nein, ich fühle mich hier zuhause.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

“...also was mich angeht sollte der Mensch dort Leben wo seine Familie ist, seine Kinder... jeder ist dort wo es ihm besser geht.. wenn es meinen Kindern in Österreich gut geht werden sie hier wohnen...” (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

„Haben Sie einen großen Freundeskreis?

Mein Freundeskreis ist nicht so groß, normal, ich bin lieber mit meinen Kindern und Enkelkinder zusammen, daran habe ich mehr Spaß, manchmal besuche ich meine Freunde aus den alten Zeiten oder sie kommen zu uns, wir sprechen dann öfters über die vergangene Zeit war wir alles erlebt haben, was für Probleme wir hatte, ich habe auch einen guten Kontakt zu meinem Bruder wir verstehen uns noch sehr gut, alle 2 Jahre Besuche ich mein Bruder in Deutschland.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Viele der interviewten Personen artikulieren, dass die Familie ihren Hauptrückzugspunkt darstellt. Der Personenkreis, in welchem sie am liebsten ihre Freizeit verbringen und wo sie sich am wohlsten fühlen, ist für den Großteil der hier Befragten die Familie. Dazu zählen, auch aufgrund des Alters der befragten Personen und der damit einhergehenden Lebensphase, vor allem ihre Kinder und Enkelkinder.

„Ich bin so ein Typ der wenig fortgeht und wenig Kontakte zu anderen Menschen sucht, ich bin viel glücklicher zu Hause mit meinen Kindern und ich mag auch die Entspannung, wenn ich nach der Arbeit nach Hause komme möchte ich meine Ruhe haben, ich esse gemütlich mit meiner Familie und lege ich mich vor dem Fernseher und tue mich entspannen, ausruhen, wenn es laut ist oder wenn es viel geredet wird das mag ich nicht, wenn ich frei habe gehe ich einkaufen oder putze mein Auto oder wenn zu Hause was zum erledigen gibt sei es putzen, kochen, reparieren tu ich es erledigen, meine Frau arbeitet auch Vollzeit, wenn sie nach Hause kommt ist sie meist müde..“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Öfters gehe ich mit meiner Frau meine Kinder und meine Enkelkinder besuchen, das macht uns auch sehr glücklich, denn wir haben eine glückliche und gesunde Familie.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

Die Mehrheit der befragten MigrantInnen beschreibt einen großen FreundInnen- und Bekanntenkreis und betont, dass ebenfalls ÖsterreicherInnen dazu zählen (vgl. Beziehungsart).

„Ich habe einen guten Freundes- und Bekanntenkreis, ich habe auch einen guten Kontakt zu meinen Eltern, für mich ist die Familie sehr wichtig. Weil für mich waren mein Vater und meine Mutter jederzeit da.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

„Ich muss sagen, dass ich hier viele Freunde unter unseren Bürgern, unseren Arbeitern aus ... ehm ... der ehemaligen SFRJ, habe, ungeachtet der nationalen Zugehörigkeit, der Religion oder der Hautfarbe ... da habe ich wirklich viele Freunde gewonnen.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Haben Sie einen großen Freundeskreis?

Ja, mein Freundeskreis und Bekanntenkreis ist sehr groß, ich habe auch viele österreichische Freunde, mit denen ich sehr viel unternehme, für mich ist der Freundeskreis sehr wichtig, darum versuche ich so viel wie möglich, wenn es sich zeitmäßig ausgeht, mit Freunden etwas zu unternehmen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Die KollegInnen bilden oftmals eine Teilgruppe der FreundInnen und Bekannten – nicht jedoch zwangsläufig. Trotzdem wurden KollegInnen, sofern positiv erwähnt, meist als FreundInnen oder Bekannte bezeichnet.

„Und wie schaut es mit den Österreichern aus, hast du unter ihnen auch Freunde?

Ich habe Freunde unter den Österreichern, man könnte nicht sagen, dass ich sie nicht habe, vor allem am Arbeitsplatz,...“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Es war also leicht für mich, Freunde zu finden...meine Freunde sind hauptsächlich Türken. Österreichische Freunde habe ich nur am Arbeitsplatz...in meiner Freizeit hänge ich oft in türkischen Kaffeehäusern herum, und da gibt es genug Türken. Ich hatte keine Probleme in der Hinsicht.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

Freundschaften werden trotz ihrer außerordentlich wichtigen Funktion nicht ausschließlich positiv erwähnt, sondern es ist auch von Enttäuschungen und schlechten Erfahrungen die Rede.

„Am Anfang habe ich bei einer Familie gewohnt. Sie hatten eine sehr kleine Wohnung, eine Frau, ein Mann, ein Kind. Ich dachte, dass sie mir viel mehr helfen würden. Es war nicht gerade eine ehrliche Freundschaft. Sie haben mich von der Adresse abgemeldet, ohne dass ich es wusste. Sie wollten mir keine richtigen Informationen geben aber wahrscheinlich haben sie selbst nicht viel gewusst.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

Eine weitere bedeutende Gruppe im sozialen Netzwerk stellen die NachbarInnen dar. Auch an dieser Stelle werden von den Befragten besonders die positiven Kontakte zu den ÖsterreicherInnen betont.

„Ich habe Freunde....Ich habe Nachbarn... Und arbeitete bei ihnen im Garten und ihren Weekendhäusern.... Das war wie Zuhause.. Sie lernten mich kennen und nahmen mich freundlich auf.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

„Ich habe einen ganzen Haufen von Freunden und Nachbarn. Auch österreichische Nachbarn habe ich als Freunde. Ich bin sehr zufrieden. Sie haben mich gern, ich habe sie gern. Seitdem ich in Österreich bin, habe ich nie schlechtes gehört oder gesehen. Denn ich bin ein einfügsamer Mensch. Ich füge mich überall ein. Das Einfügen macht viel Spaß. Vorher hatten wir einen Pensionistenklub. Dort habe ich viele Leute kennen gelernt.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

„Nein, überhaupt nicht. Ich habe überhaupt keine Probleme gehabt, vor allem mit meinen Mitbewohnern. Hier wohne ich seit ungefähr 25 Jahren und wir sind wie eine Familie. Sie schätzen mich, ich schätze sie. Wenn irgend jemand etwas braucht, ich oder sie, sind wir immer für einander da.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.Cl)

Auffällig ist, dass von besonders positiven Kontakten zu NachbarInnen dann berichtet wird, wenn die befragten Personen nicht in Wien, sondern in einer dörflichen Umgebung wohnten. Es kann vermutet werden, dass die Anonymität der Großstadt intensivere Kontakte zwischen NachbarInnen verhindert und somit auch MigrantInnen in einem ländlichen Umfeld eher Kontakt zur autochthonen Bevölkerung herstellen können. Außerdem dürfte dabei der Zeitpunkt der Einreise in Österreich ausschlaggebend sein, da zu Beginn der Arbeitsmigration in den 1960er und 70er Jahren das öffentliche Klima weniger fremdenfeindlich war, was auch von den MigrantInnen artikuliert wird (siehe Kapitel Österreich aus der Sicht der MigrantInnen, Diskriminierungserfahrungen).

„Wie war die Beziehung zu deinen Nachbarn?“

Wir haben immer von Fenster zu Fenster gewinkt, und „Hallo“ gesagt. Ich gehe einkaufen, möchtest du was, oder brauchst du was? Ja!! Sie ist fast jeden Tag zum Konsum gegangen. Manchmal bin ich zum Konsum gegangen. Und weil ich bei ihr Tür vorbeiging, ich habe Zuckerl und Schokolade bei ihr Tür für die Kinder hinterlassen.“ (Türkin, 40 Jahre, 3.Cl)

„Die Leute aus dem Dorf haben sich um uns gekümmert. Sie haben sofort meine Kinder aufgenommen.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Zu den unangenehmsten Erfahrungen der MigrantInnen in ihrer Migrationsbiographie gehören Schwierigkeiten beim Aufbau eines sozialen Netzwerkes beziehungsweise länger andauernde Trennungen von ihrem Familien- und Verwandtenkreis.

„Uns hat niemand geholfen. Er hat hier seine Familie gehabt, die Mutter und zwei Schwestern (denkt an ihren Ex – Mann). Ich denke es war sehr schwer. Wir haben ein Jahr lang auf dem Boden

geschlafen, mit einer Bettdecke am Boden, einem Polster und einer Decke.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Aber sie waren einfach alleine. Sie hatten die Hausschlüssel um den Hals und die Adresse gehabt. Keiner konnte Deutsch, weder ich noch sie, schrecklich. Wir hatten keine Freunde, keine Bekannten, niemanden, niemanden, niemanden!“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

„Am Anfang war es für keinen von uns leicht. Du kannst die Sprache nicht, kennst die Straßen nicht, hast keine Freunde, keine Gesellschaft, ohne Arbeit und es war echt ein bisschen kritisch und ungewohnt. Aber im Allgemeinen ist die Krise vorbei. Und das war´s.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.Cl)

Bezugsort

In diesem Abschnitt werden die Bezugsorte der MigrantInnen, an denen sie ihre sozialen Kontakte knüpfen und pflegen, näher dargestellt. Die Wohnung ist oftmals der zentrale Ort der Zusammenkunft, was wiederum die Bedeutung der Wohnsituation für die MigrantInnen widerspiegelt (siehe Kapitel Wohnen). Dies gilt nicht nur für Treffen innerhalb der Familie, sondern auch für solche mit FreundInnen und Bekannten, wie diese Zitate illustrieren:

„20 Leute sind in eine Wohnung gekommen, und dort haben sie sich unterhalten, Tee getrunken. Unsere Wohnung war so eine im 8. Bezirk. Besonders am Wochenende sind mehr als 20 Menschen gekommen und haben Kaffee getrunken, bis 3 Uhr in der Früh. Die Familien sind zusammengekommen. Es war sehr schön. Man war sehr befreundet.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

„Öfters gehe ich mit meiner Frau meine Kinder und meine Enkelkinder besuchen, das macht uns auch sehr glücklich, denn wir haben eine glückliche und gesunde Familie.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Ich habe wirklich einen sehr guten Kontakt zu meinen Kinder und Enkelkindern, wir sind fast jeden Abend zusammen, wenn ich sie einen Tag nicht sehe muss ich sie besuchen oder anrufen oder sie rufen an, sind sie für mich sehr wichtig, ich würde für sie alles machen, am meisten Zeit verbringe ich mit meinen Enkelkinder da bin ich am glücklichsten.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Ein weiterer Bezugsort für die MigrantInnen ist der öffentliche Raum, wobei den Parks dabei eine besondere Bedeutung zukommt. Die Befragten artikulieren jedoch häufig, dass dieser im Laufe ihres Aufenthalts in Österreich an Bedeutung und Attraktivität verloren hat.

„Später war es einfacher im Sommer in den Parks, das war früher schöner, in den Parks waren die Jugoslawen.. waren immer freitags, samstags, sonntags - wenn das Wetter schön war- sie hatten Bier, Wein, Raki und Jause und Musik.. sogar die Polizei war viel freundlicher.. und es gab nicht so viele Banden wie heute.. und diesen

Blödsinn. Die Musik hatten wir auch... Transistoren, Musik spielte und wir tanzten "Kolo" (Anm.: Kreistanz) das war.. auch die Österreicher waren... viel freundlicher.. heute diese Mafia.. diese Banditen ..sie haben alles zerstört. Früher waren die Österreicher viel gastfreundlicher als heute.“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„Ein Teil (Anm.: der FreundInnen) war aus meiner Arbeit und die anderen habe ich im Park kennen gelernt, wo wir unsere meiste Zeit mit Fußballspielen verbrachten.“ (Türke, 40 Jahre, 3.Cl)

Das Kaffeehaus wurde häufig von, vor allem männlichen, Personen als beliebter Treffpunkt erwähnt. Positiv wurde das leichte Kennenlernen von Menschen sowie der Informationsaustausch und gemeinsame Aktivitäten beschrieben. Negativ, dass der Kaffeehausbesuch aus der Sicht einiger befragter MigrantInnen Geldverschwendung sei und nicht zu einer Verbesserung der Sprachkenntnisse beitragen würde.

„Wenn ein interessantes Fußballmatch ist gehe ich ins Kaffeehaus, ich treffe auch dort alte Freunde, mit denen ich über die alten Zeiten rede, das macht mich auch immer glücklich.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Früher bin ich in Kaffeehäuser und andere Lokale gegangen, und habe sie rasch gefunden. Es war also leicht für mich, Freunde zu finden...meine Freunde sind hauptsächlich Türken.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„In unserem Bekanntenkreis gibt es viele, die ihre ganze Zeit im Kaffeehaus verbringen. Ich finde das sehr schade, es ist verlorene Zeit, man könnte statt dem Kaffeehaus seine Deutschkenntnisse verbessern.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Für ArbeitsmigrantInnen stellte der Arbeitsplatz häufig den Ort außerhalb der Familie dar, an dem sie die einzige beziehungsweise erste Gelegenheit zur Kontaktaufnahme mit familienfremden Personen hatten, sei es aus der selben Ethnie oder aus einer anderen. Nachdem erwerbstätige Personen einen großen Teil ihrer Zeit am Arbeitsplatz verbringen, berichten die befragten MigrantInnen häufig davon, dass sich anfängliche Bekanntschaften am Arbeitsplatz zu Freundschaften entwickelt hätten (siehe auch Bezugsart).

Unterschiedliche Zusammenschlüsse von MigrantInnen, wie beispielsweise Kultur- oder Sportvereine sowie religiöse Vereine, bilden für die befragten MigrantInnen einen wichtigen Bezugsort. Von großer Wichtigkeit für viele Befragte ist hier die Religion, welche den Gläubigen Halt und Sicherheit in ihrem Leben gibt. Hier kann vermutet werden, dass dieser Funktion der Religion in der Migrationssituation, besonders in der ersten Zeit nach der Einreise, besondere Bedeutung als Sicherungs- und Unterstützungssystem zukommt. Dazu

gehört auch die religiöse Praxis, wie beispielsweise das regelmäßige, muslimische Freitagsgebet.

„In meiner Freizeit lese ich öfters, ich lese mit meiner Frau aus dem Koran, denn für mich ist die Religion auch sehr wichtig, wenn man an Gott glaubt und betet fühlt man sich glücklicher und ist entspannter und man fühlt sich auch sicherer. Manchmal gehe ich mit meinen Freunden ins Kino und Freitags gehe ich immer in die Moschee zum Freitagsgebet.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Die muslimischen, türkischstämmigen Befragten berichten häufig von ihrer Mitgliedschaft im Verein ATIB. Das ist eine Organisation welche, im Falle des Todes eines Mitglieds, dessen Überführungs- und Beerdigungskosten in die/ der Türkei sowie die Reisekosten der Angehörigen übernimmt. Die Möglichkeit der Beerdigung in ihrem Heimatland war vielen der Befragten ausgesprochen wichtig.

„Ich bin auch Mitglied bei der ATIB [...] ich finde, das ist wirklich eine große Unterstützung.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Ich bin auch Mitglied bei der ATIB Beerdigungshilfe, da zahlt man jedes Jahr einen kleinen Betrag und wenn jemand stirbt zahlt der ATIB die Beerdigungskosten für die ganze Familie, ich finde das ist schon super.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Eine andere, häufig genannte Form von Vereinen ist der Sportverein – vor allem der Fußballverein. Besonders die serbischstämmigen MigrantInnen berichten von einer ausgeprägten Vereinsstruktur, wobei diese im Laufe der Zeit an Bedeutung verloren hätte.

„Heute ist es weniger, vielleicht 50% gegenüber früher. Bis Anfang der 90er Jahre war das gesellschaftliche Leben noch sehr intensiv ... wir haben 1 Erste Liga, 2 Zweite Ligen, es waren insgesamt 36 Vereine, es gab Meisterschaften und Wettbewerbe, Woche für Woche, wir konnten kaum abwarten, dass der nächste Sonntag kommt.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Als dritte Art von Vereinen wurden „Kulturvereine“ beschrieben. Diese haben einerseits den Zweck, einen Ort für die Erhaltung der Herkunftskultur zu bieten, als auch eine Möglichkeit zur Bewältigung von Alltagsproblemen der MigrantInnen zu bieten.

„In dem Alevitischen Verein reden wir über die Politik, wir diskutieren über die Probleme der Aleviten in der Türkei, die Kinder können günstig Nachhilfe Unterricht nehmen, es gibt auch sehr viele Freizeitaktivitäten zum Beispiel Saz Unterricht (Gitarre), Semah Unterricht (Religiöser Tanz), Theater, Fußball...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Netzwerksfunktion

Wie bereits erwähnt, stellen interethnische Freundschaften nach Hartmut Esser (2001), als eine Art der Interaktion, eine Form von sozialer Integration dar.

Netzwerke üben für die MigrantInnen eine besondere Funktion bei deren Positionierung auf dem Arbeitsmarkt aus. FreundInnen und Bekannten unterstützen bei der Suche nach Arbeitsplätzen und helfen ebenfalls bei Problemen am Arbeitsplatz, wie zum Beispiel in Form von einer Übersetzungshilfe bei mangelnden Sprachkenntnissen.

„(..) meine Frau fing bei der Firma X als Datatypistin an, als dort eine Stelle im Lager frei wurde, redete sie mit dem Chef und danach wurde ich bei der Firma X als Lagerarbeiter aufgenommen.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Mit Hilfe meines Landsmanns, (..) konnte ich eine andere Firma finden, (..)“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Ich fragte meine Freunde nach Arbeit und ein Freund erzählte mir dann, dass es eine Firma gibt, die Arbeitskräfte aufnimmt und dass ich es mal dort probieren sollte, was ich auch tat...“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Auch die Vermittlung von Wohnungen erfolgt, wie im Kapitel Wohnen beschrieben, vorwiegend über soziale Netzwerke. Diese kann einerseits über familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen vollzogen werden, andererseits über Angehörige der Community oder der autochthonen Bevölkerung.

„Nein, ich hatte überhaupt keine Wohnprobleme, weil die Familie meiner Frau lebte schon in Österreich und sie hatten schon eine Wohnung für uns, bevor ich nach Österreich kam. (..) die erste Wohnung hat mein Bruder für mich gefunden.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„Wir sind dann nach Wien übersiedelt. Wir hatten einen Freund, ein Österreicher. Er hat für mich eine Stelle als Hausmeister gefunden.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

„...als dann [...] mein Sohn 2 Jahre alt war, musste ich eine andere Wohnung suchen. Das ging ziemlich schwer. Ich habe, natürlich, versucht, eine Wohnung zu finden, wo es nicht zu laut war, und wegen dem Kleinen auch mit Grünflächen in der Nähe ... Mit Hilfe meiner Landsleute habe ich dann diese Wohnung im 15. Bezirk in der XXgasse gefunden, wo ich auch heute noch wohne.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Wie war das organisiert, gab es gewisse Solidarität unter unseren Leuten, dass sie sich gegenseitig helfen?“

Also hör zu, sie haben sich geholfen, sie haben sich besser untereinander verstanden.. früher hast du ihn auf der Straße getroffen, gefragt, ob er eine Wohnung hätte.. früher war es einfach eine Wohnung zu finden...weil im Park hast du es im Vorhinein gewusst, wo welche Wohnung frei wird...es wird dir gesagt, wo welche Tür frei wird, du kommst zum "Hausverwalter" und unterschreibst den Vertrag.. kommst in die Wohnung...du hattest keine Kautions, keine "Ablöse" zu zahlen, es war einfacher. Heute schaut er nur, dass er dich ausnimmt..." (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Besonders im Bereich der Sprache bieten bestehende Netzwerke den MigrantInnen Hilfestellungen. Dies ist für die Befragten enorm wichtig, weil gerade sprachliche Barrieren zahlreiche Probleme verursachen (siehe Kapitel Sprache). Außerordentlich betont wird von den befragten MigrantInnen die Unterstützung in Form von Übersetzungsleistungen bei Behördenwegen und Arztbesuchen.

„Obwohl ich nur Volksschulabschluss habe, bin ich besser als ein paar Freundinnen von mir, ich helfe denen sogar. Ich gehe zum Arzt mit denen, zum Beispiel.“ (Türkin, 40 Jahre, 3.Cl)

„Meine damalige Chefin hat mir geholfen mit der Schule für die Kinder. Sie hat für sie die Plätze in die Schule gefunden und sie hat mir immer, was ich nicht konnte, übersetzt.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

„..., diese türkische Freundin von mir, sie hat mich zu einem Arzt mitgenommen, sie hat gemeint, ich soll mal checken lassen. Ich habe dann erfahren, dass ich schwanger bin.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

Ferner bieten Netzwerksbeziehungen bei Bedarf finanzielle Unterstützung, wobei diese für die Befragten einen wesentlichen Stellenwert haben. Dabei nennen die befragten MigrantInnen hauptsächlich Angehörige ihrer engeren Familie wie beispielsweise Eltern oder Geschwister. Es kann vermutet werden, dass finanzielle Unterstützungsleistungen deshalb vor allem innerhalb der engeren Familie stattfinden, weil monetäre Hilfeleistungen ein besonderes Vertrauensverhältnis voraussetzen.

„Weißt du, wie ihn meine Schwester und ihr Mann geschätzt haben, weil er viel für sie getan hat? Wir haben ihnen mit Geld geholfen damit sie von Serbien nach Ungarn kommen können.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Ich bin auch meinem Vater sehr dankbar, dass er mir finanziell Hilfe geleistet hat.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Die Transmission von Werten und Normen, Verhaltensweisen sowie von Einstellungen - vor allem im Bezug auf religiöse Inhalte – findet sowohl in familiären als auch in außerfamiliären Netzwerken statt. Besonders Befragte türkischer Herkunft artikulierten die stützende Funktion religiöser Praktiken im Alltag.

„Ich habe einen sehr großen Bekanntenkreis und Freundeskreis, ich gehe fast jeden Tag in die Moschee, natürlich Freitags zum Freitagsgebet in die Moschee, das ist sehr wichtig für mich.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„In meiner Freizeit lese ich gerne öfters lese ich mit meiner Frau aus dem Koran, denn für mich ist die Religion auch sehr wichtig, wenn man an Gott glaubt und betet fühlt man sich glücklicher und ist entspannter und man fühlt sich auch sicherer. Manchmal gehe ich mit meinen Freuden ins Kino und Freitags gehe ich immer ins Mosche zum Freitagsgebet.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Bezugsart

Netzwerke können einerseits nationaler oder transnationaler Natur sein, andererseits können sie unterteilt werden in innerethnische und interethnische Netzwerke.

Der Großteil der Netzwerke sind nationaler Art. Die internationalen Netzwerke beziehen sich vor allem auf Verwandte oder FreundInnen aus der Zeit vor der Migration nach Österreich oder Personen aus dem Herkunftsland, die in ein anderes Land, zum Beispiel nach Deutschland, migriert sind.

„Ich habe auch hier ganz gute Freunde und wunderbare Menschen, aber meine Wurzeln sind unten. Ich habe auch dort meine Freundinnen und meine Familie, welche ich kenne, seit ich fünf, sechs Jahre alt war, noch vom Kindergarten. Wir verstehen uns. Ich habe hier Freunde, welche ich in diesen Jahren gewonnen habe, aber dort habe ich Freunde mit denen ich aufgewachsen bin.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

„Wie würden sie ihre Lebensqualität, wie sie in Belgrad war und hier in Wien in Vergleich setzen?“

Definitiv, ist das hier ein ganz anderes Leben, weil man lebt, in einer anderen Kultur, ah.. und es ist definitiv viel besser jetzt...die Lebensqualität, denn es ist nicht nur Wien, man verdient, man hat eine europaweite Feld wo man kann auch viel reisen, man kann auch viele viele Bekannte verschiedener Nationalitäten haben, man trifft sich in Mailand, man trifft sich in Brüssel oder in Genf, so es ist ein viel größerer Horizont, denn man trifft Menschen, die ähnliches in Freizeit oder in Beruf machen.. so das ist viel besser.“ (Serbe, 42 Jahre, 2.Cl)

Die MigrantInnen streichen bezüglich der Ethnizität ihrer Netzwerke heraus, dass sie zusätzlich zu ihren innerethnischen Freundschaften auch „ÖsterreicherInnen“ zu ihren FreundInnen zählen. Die Analyse der Interviews ergab überdies, dass die MigrantInnen anfangs vor allem über FreundInnen und Bekannte ihrer eigenen Ethnie verfügten. Im Laufe der Zeit veränderte sich die ethnische Zusammensetzung ihrer Netzwerke jedoch zum Teil in

Richtung gemischtethnischer Freundes- und Bekanntenkreise. Insbesondere der Arbeitsplatz ermöglicht Kontakte mit Angehörigen unterschiedlicher Ethnien.

„Ja, mein Freundeskreis und Bekanntenkreis ist sehr groß, ich habe auch viele österreichische Freunde mit denen ich sehr viel unternehme, für mich ist die Freundeskreis sehr wichtig, darum versuche ich so viel wie möglich, wenn sich es zeitmäßig ausgeht, mit Freunden etwas zu unternehmen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.CI)

„Ich habe Freunde unter den Österreichern, man könnte nicht sagen, dass ich sie nicht habe, vor allem am Arbeitsplatz.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.CI)

„Meine Freunde stammten meistens aus der gleichen Region in der Türkei, mit denen ich gemeinsam aufwuchs. Es waren Leute, die ich schon aus der Türkei kannte...später hatte ich dann auch österreichische Freunde...“ (Serbe, 57 Jahre, 2.CI)

Gerade die Netzwerke und deren Zusammensetzung und Stärke spiegeln deutlich die soziale Integration der MigrantInnen in Österreich wieder. Ethnische Kolonien, wie die der türkischstämmigen und serbischstämmigen Bevölkerung in Österreich, können demnach als soziale Ressource betrachtet werden, die eine Voraussetzung für individuelle Assimilation darstellt (vgl. Nauck 2004).

Vorliegende Studie zeigt, dass aus der Langzeitperspektive festgestellt werden kann, dass es nur bei einer geringen Anzahl der Befragten zu einer Veränderung von primär innerethnische zu interethnischen Kontakten kommt. Obwohl die Befragten enge Kontakte in erster Linie innerethnisch aufweisen, können lose Kontakte beispielsweise mit österreichischen ArbeitskollegInnen oder NachbarInnen trotz alledem als eine Form der Bindung an Österreich bewertet werden. Es liegt also die Vermutung nahe, dass sich diese Form der Kontakte auch auf die Identifikation der MigrantInnen mit Österreich auswirkt.

Österreich aus Sicht der MigrantInnen

Das folgende Kapitel beschäftigt sich einerseits mit den Bewertungen Österreichs aus Sicht der MigrantInnen sowie andererseits mit erlebten Diskriminierungserfahrungen sowie mit Fragen der Identifikation und der Staatsbürgerschaft., Ziel des Kapitels ist es, die für die MigrantInnen ausschlaggebenden Identifikationsquellen herauszuarbeiten.

Um die Faktoren, die für die Einstellungen der MigrantInnen gegenüber Österreich als Lebensort, aber auch als Staat ausschlaggebend waren und sind, zu extrahieren, wurden die Interviewees der vorliegenden Studie gefragt, was ihnen in Österreich gut und was ihnen nicht gefällt beziehungsweise, in welcher Art und Weise sie sich mit Österreich und ihrem Herkunftsland identifizieren. Wo sich MigrantInnen beheimatet fühlen, ob in ihrem Herkunftsland oder in Österreich, oder ob eine mehrfache Identifikation vorliegt, hängt wesentlich von den Erfahrungen ab, die sie *mit dem* und *im* Aufnahmeland machen. Die von den MigrantInnen gemachten Dequalifizierungs- und Diskriminierungserfahrungen können ebenfalls einen bedeutenden Einfluss auf die Bewertung ihres gesamten Migrationsprojektes haben.

Die Staatsbürgerschaft gilt als ein ausschlaggebender Faktor für Identifikationsprozesse mit dem (Aufnahme-)Staat, wie bereits in verschiedenen anderen Studien gezeigt werden konnte. Darüber hinaus ist sie Grundvoraussetzung für die Partizipation an politischen Mitentscheidungsprozessen, aber auch für diverse Teilhaberechte am Sozial- und Gesundheitssystem.

Im nachfolgenden Kapitel „Österreich aus Sicht der MigrantInnen“ wird nicht nur auf die in den Interviews gefundenen Zusammenhänge zwischen den während des Aufenthalts in Österreich gemachten positiven und negativen (Diskriminierungs-) Erfahrungen und den Identifikationsprozessen eingegangen, sondern auch die Bedeutung der Staatsbürgerschaft für die Identifikation mit dem Aufnahmeland dargestellt.

Sozio-politisches System Österreich

In diesem Kapitel werden sowohl positive als auch negative Bewertungen Österreichs aus Sicht der MigrantInnen dargestellt.

Positive Bewertung

Bezüglich der positiven Erlebnisse in Österreich und der Frage, was in Österreich gut gefällt, lassen sich Unterschiede zwischen den Ethnien feststellen. Besonders von den MigrantInnen türkischer Herkunft wird das in Österreich bestehende soziale Sicherungssystem bejaht, welches die Arbeitslosen- und Pensionsversicherung sowie die bestehenden Beihilfensysteme inkludiert. Auch das Gesundheitssystem wurde häufig positiv beurteilt. Dies trägt zu der subjektiven Wahrnehmung bei, dass Österreich und spezifisch Wien im Vergleich zu den Herkunftskontexten der MigrantInnen eine hohe Lebensqualität bieten.

*„Am meisten gefällt mir an Österreich die soziale Sicherheit, die meiner Meinung nach das wichtigste ist. Wenn man das mit der Türkei vergleicht, müsste man sehr dankbar sein. Man hat Anspruch auf Arbeitslose, das Gesundheitssystem ist sehr gut und modern, die Lebensqualität ist sehr hoch, es gibt Menschenrechte, man bekommt Familienbeihilfe, Wohnungsbeihilfe, verglichen mit der Türkei ist Österreich auch, ich glaube 8 Mio. Einwohner, und man lebt hier viel ruhiger und gesünder. [...] Eigentlich fühle ich mich in Österreich wohler, weil die Lebensqualität besser ist und die Gesundheitsvorsorge viel besser als in der Türkei, weil ich habe schon jahrelang Bandscheibenprobleme darum bin ich in die Frühpension gegangen und ich lass mich vom Arzt behandeln, in der Türkei hätte ich mir die Behandlungskosten auf Zeit gar nicht leisten können.“
(Türke, 62 Jahre, 1.Cl)*

„Was mir noch an Österreich gefällt ist die soziale Sicherheit, es gibt eine bessere Lebensqualität als in der Türkei, das Gesundheitssystem finde ich auch sehr gut, weil für mich ist es sehr wichtig, ich bin 54 Jahre alt und leide seit 2 Jahren unter Rückenschmerzen und Bluthochdruck, ich muss ständig zu ärztlichen Kontrollen, darum ist es mir sehr wichtig, dass ich gut untersucht werde, die öffentlichen Verkehrsmitteln, meiner Meinung braucht man in Wien kein Auto, man kommt mit den Öffentlichen besser und schneller, mit Auto steht man öfters in Stau.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

*„Was gefällt ihnen an Österreich?
Am meisten was mir an Österreich gefällt ist die soziale Sicherheit, das heißt das Gesundheitssystem das Arbeitslosengeld die modernen Wohnungen, das Schulsystem Es ist eine bessere Lebensqualität in Österreich als in der Türkei.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)*

Darüber hinaus bietet Wien für die MigrantInnen ein großes Maß an Sauberkeit und Grünflächen, gute Verkehrsverbindungen und viele Einkaufs-, Bildungs-, Freizeit- und Kulturangebote, die zu Steigerung ihrer Lebensqualität beitragen.

„Mir gefällt einfach alles in Österreich vor allem die Sauberkeit und man kann hier in Ruhe leben, die Natur es gibt so viel Grün in Wien was mir am meistens gefällt ist die Prater Allee.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„... es gibt viel für die Jugend und viele Sportplätze und im Sommer Schwimmbäder, Tennisplätze. Das ist es was mir gefällt, dass sie viel Aufmerksamkeit auf unsere Zukunft gerichtet haben, für unsere Kinder.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.Cl)

„Na ja gibt es in Österreich etwas, was ihnen sehr gut gefällt, oder was ihnen überhaupt nicht gefällt?“

Als land ist Österreich sehr schön...die Landschaft usw., das Grüne, viele Grünflächen... aus sozialer Sicht ist es sehr gut, die Verbindungen sind sehr gut, vor allem die öffentlichen Verkehrsmittel, man hat eine soziale Sicherheit, auch wenn man keine Arbeit hat, bekommt man Arbeitslosengeld, oder wenn man gesundheitliche Probleme hat, ist die Rettung gleich da, man wird gleich versorgt...also das Gesundheitswesen funktioniert sehr gut hier...und Österreich ist auch sehr sicheres Land.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

Dass Österreich eine funktionierende Demokratie ist, in der Menschenrechte gewahrt werden und die öffentliche Sicherheit gewährleistet ist, wird besonders von jenen Befragten geschätzt, die in ihrem Herkunftsland Menschenrechtsverletzungen ausgesetzt waren, wie beispielsweise die Gruppe der kurdischen Minderheit in der Türkei.

„Österreich ist doch ein, ein, ein demokratisches Land... wo Menschenrechte sehr solide garantiert werden ... unabhängig jetzt von dieser Einwanderung, Geschichten und ... und ... Flüchtlingen ... und so weiter, das ist jetzt eine andere Art von Diskussion, aber wenn einer legal hier in Österreich lebt, ich glaube, dass die Menschenrechten und Standards in Österreich sind ... dass sie ... eigentlich sehr solide san ... und deswegen sage ich ja, wenn einer das Glück hat, und fleißig ist ... und, und solide Firma findet, dann kann man in Österreich und in Wien sehr gut leben.“ (Serbe, 49 Jahre, 1.Cl)

„... alles gefällt mir in Österreich, das Gesundheitssystem, die Wohnungen, das Arbeitssystem, das soziale System ist tausendmal besser als in der Türkei, deshalb liebe ich dieses Land, für mich ist die Demokratie auch sehr wichtig, in Österreich gibt es die Demokratie, deshalb fühle ich mich freier in Österreich, jeder Mensch wird respektiert, ich finde das ist sehr wichtig, man kann sich dann frei bewegen und man ist selbstbewusster und man fühlt sich sicher. In Österreich gibt es die Menschenrechte, was für mich als Kurde sehr wichtig ist, aber als Kurde hat man in der Türkei keine Chance seine Rechte durchzusetzen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Dieses Zitat macht deutlich, dass emotionale Bindung an einen Staat oder politische Gemeinschaft nicht ausschließlich entlang kultureller und ethnischer Kriterien definiert wird,

sondern auch auf demokratischen Werten und Normen basiert. Der Rechtsstaat Österreich und das System der Sozialpartnerschaft stellt für die hier befragten MigrantInnen eine Absicherung ihrer Arbeitsrechte dar.

„Es gefällt mir, dass Programme, nicht nur für ausländische Arbeiter, sondern überhaupt für die Bevölkerung, wenn sie einmal beschlossen sind, auch umgesetzt werden – was sie versprechen, das halten sie auch. Im Gegensatz dazu gibt es so was unten ... unten in Serbien, nicht. Das gefällt mir sehr. Auch weil auf dem Arbeitsplatz, mit Ausnahme einiger Firmen – ich will jetzt andere Firmen nicht kritisieren – wenn du in einer Firma beschäftigt bist, dann bist du sozial- und pensionsversichert, du kriegst dein Lohn, so wie das mit dem.... dem Kollektiv ... Vertrag (sagt das auf Deutsch) ... mit dem Vertrag, also, vorgesehen ist, und wenn du nicht zufrieden bist, kannst du dich bei der Arbeiterkammer, bei der Gewerkschaft, beim Anwalt beschweren, und du kannst sicher sein, dass der Prozess abgeschlossen wird, nun, positiv oder negativ ... das kommt darauf an ... aber, es wird eine Entscheidung geben ... was bei uns nicht der Fall ... dort kann ein Prozess Jahre dauern, hier wird das innerhalb von 2 bis 3 Monaten erledigt, ohne größere Probleme. Das heißt, Österreich ist für mich ein Land, wo die Organisation funktioniert und die Arbeitsrechte geschützt sind. Ich begrüße das voll und ganz, dass die Arbeiterkammer und die Gewerkschaft zu den Arbeitern stehen, um ihnen in den schwierigsten Situationen zu helfen. Ich will nicht sagen, das jeder Arbeiter in Ordnung ist, es gibt solche, die nicht korrekt sind, klar, dann will die Firma zu ihrem Recht kommen ... auf der anderen Seite gibt es die Arbeiterkammer, die Gewerkschaft, die entsprechenden Gerichte, und dort soll das geklärt werden.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

“...der Staat funktioniert soweit, dass es Gewerkschaften gibt und Institutionen gibt die sich für dich einsetzen falls du mal nichts ausbezahlt kriegst.. oder wenn eine Firma in Konkurs geht.. es gibt Syndikats die sich für die Arbeitsrechte einsetzen... also man wird immer ausbezahlt oder....während bei uns die Firma misswirtschaften also es gibt keine Arbeit.. Leute sind arbeitslos und das ist alles... “ (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

Genannt wird zusätzlich ein in Österreich empfundenenes Freiheitsgefühl, wobei vor allem Frauen türkischer Herkunft die Freiheit, die sie in Österreich besitzen, genießen. Unter Freiheit verstehen sie, dass sie nicht der sozialen Kontrolle durch ihre Familien oder die Gesellschaft unterworfen sind.

„Was gefällt dir in Österreich?

Mir gefällt die Krankenhäuser, Ärzte... Freiheit...

Was verstehst du unter Freiheit?

Zum Beispiel, du kannst alles anhaben, was du willst. Keine Schwiegermutter, kein Schwiegervater, keine Schwester von meinem

Mann. Es ist so nett. Ich kenne nur ein paar Leute, ich lasse mir von niemanden was sagen [...] Du kannst alles machen, was du willst. Entweder trägst du Kopftuch, weil du möchtest. Oder du trägst nicht, weil du nicht möchtest. Das ist meine Sorge. Falls ich vor Gott Angst habe, trage ich; falls nicht, ich trage nicht. Ich trage Kopftuch unterwegs, aber ich verwende es nie, wenn ich wohin gekommen bin. Wenn ich mir wünsche, gehe ich oft auch ohne Kopftuch herum. Manchmal trage ich auch einen Hut, manchmal nicht.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

*„Was gefällt dir in Österreich, was nicht?
Ich habe alles gern in Österreich. Zum Beispiel, eine Frau in meinem Alter darf alles machen, was sie sich wünscht. Ich kann in ein Restaurant essen gehen. Ich kann auf ein Kaffee gehen.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)*

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die befragten MigrantInnen das soziale Sicherungssystem und Gesundheitssystem Österreichs, die hohe Lebensqualität Wiens und die in Österreich herrschende Demokratie sowie die gewährten Menschenrechte als positiv bewerten. Dabei zogen die InterviewpartnerInnen Vergleiche zu ihren jeweiligen Herkunftskontexten. Auf der anderen Seite wurden die MigrantInnen zusätzlich danach gefragt, was ihnen in und an Österreich nicht gefällt. Diese Ergebnisse werden im folgenden Abschnitt dargestellt.

Negative Bewertung

Viele Befragte äußern ihre Besorgnis über die steigende Arbeitslosigkeit und machen sich diesbezüglich vor allem Gedanken über die Zukunft ihrer Kinder. Gefordert werden politische Maßnahmen zur Schaffung von Arbeitsplätzen und deren Sicherung. Vor allem MigrantInnen türkischer Herkunft weisen im Vergleich zu MigrantInnen aus Serbien ein erhöhtes Arbeitslosigkeitsrisiko auf. Dies zeigt sich sowohl in der quantitativen Analyse der LIMITS-Daten als auch im Mikrozensus 2003: während die Arbeitslosenquote von Personen mit österreichischer Staatsbürgerschaft bei 3,9% lag, betrug sie bei Personen mit ex-jugoslawischer Staatsbürgerschaft 8% und bei jenen mit türkischer 12,8%. Bei der Betrachtung der Arbeitslosenzahlen nach Geschlecht fällt auf, dass Frauen mit türkischer Staatsangehörigkeit die höchste Arbeitslosigkeit mit 14,3% aufweisen (Jahresergebnisse Mikrozensus 2003).

„Was mir für die Zukunft Sorgen bereitet ist dass es immer weniger Arbeitsplätze gibt und es werden immer weniger. Die Leute ohne eine bestimmte Ausbildung haben keine Chancen mehr, meiner Meinung

nach müsste man mehr Arbeitsplätze schaffen, nur so kann sich ein Mensch sicher fühlen.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Und die Arbeitslosigkeit steigt immer weiter und es wird immer mehr, die jungen Leute müssen heutzutage 10 Firmen wechseln bis zu der Pension, weil die meisten Firmen schließen und gehen nach Ungarn oder Slowakei weil dort die Produktion, Mitarbeiter billiger sind, was hat die EU für uns gebracht, meiner Meinung nach nur Sorgen. Für die Zukunft schaut es meiner Meinung nicht sehr gut aus, weil Arbeit finden, Familie gründen, irgendetwas zu erreichen ist heutzutage nicht mehr so leicht, bei mir war es damals nicht so, wie ich nach Österreich kam fand ich gleich eine Arbeit, ohne Probleme, aber jetzt bewerben sich 100 Leute für eine Stelle, die die keine Ausbildung haben, haben fast keine Chance mehr, das finde ich sehr traurig. Es sollten mehr Arbeitsplätze geschaffen werden.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Was mir Sorgen bereiten ist auch die hohe Arbeitslosigkeit die aber jedes Jahr mehr wird, irgendetwas muss da passieren, ich glaube nicht das es so weitergehen wird, die meisten Firmen sperren hier zu und wandern in die Ostblockstaaten aber was passiert dann mit den gekündigten Leuten, es werden auch immer mehr. [...] Wie wird es dann in Zukunft für meine Kinder ausschauen, werden Sie eine Arbeit bekommen in dem sie arbeiten wollen, werden sie Pension bekommen.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

„Was ist Ihrer Meinung nach momentan das größte Problem Österreichs?

Das größte Problem ist die Arbeitslosigkeit meiner Meinung nach...mich persönlich betrifft das nicht so, weil ich schon 50 bin, ich habe sowieso keine Kraft zu arbeiten, finde auch keine Arbeit, aber für die junge Generation stellt das ein Problem dar... mein Sohn z.B. hat keine regelmäßige Arbeit, sein Problem ist auch, dass er seinen Militärdienst noch nicht geleistet hat. [...] ich möchte, dass neue Arbeitsplätze geschaffen werden, vor allem für junge Menschen [...] wie gesagt man braucht neue Arbeitsplätze für junge Menschen ... (Stille)...wie gesagt das größte Problem ist die Arbeitslosigkeit, und dadurch ist auch die Kriminalität gestiegen.. solange es hohe Arbeitslosigkeit gibt, wird die Kriminalität auch weiterhin steigen!“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

Die befragten MigrantInnen kritisieren weiters das ihrer Meinung nach zu hohe Pensionsantrittsalter in Österreich. Für sie hat dieses besonders negative Auswirkungen, zumal sie – wie bereits im Kapitel Arbeit dargestellt – durch ihre Beschäftigung im Niedriglohnsektor und den damit verbundenen schweren Arbeitsbedingungen gesundheitlich besonders belastet sind und dementsprechend früh Verschleißerscheinungen aufweisen.

„Dann möchte ich die Pension ansprechen. Obwohl Österreich nicht so eine große Bevölkerung hat, kann man erst mit 65 in Pension gehen, ich finde das zu lang. Man sollte spätestens mit 60 in Pension

gehen dürfen. Einer, der 30 Jahre gearbeitet hat, sollte dann in die Pension gehen. Es gibt ja sowieso keine Arbeit....man muss 40 Jahre arbeiten und geht dann mit 65-70 Jahren in Pension, wenn man es überlebt...bevor diese älteren Menschen arbeitslos bleiben, sollten sie in Pension gehen dürfen. Ich z.B. bin seit 1998 arbeitslos, das Arbeitsamt kann mir auch keinen Job vermitteln, weil ich invalid bin, habe auch keinen Beruf.. was soll eine Firma mit mir anfangen?...im Baugewerbe kann ich nicht arbeiten, auch wenn sie mich, nehmen wir an, aufnehmen würden, was soll ich dort machen?? Ich möchte schon in Pension gehen, zumindest in Invaliditätspension.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

„Ich finde es auch eine ... eine ... Frechheit, dass man, dass man die Menschen zehn Jahre vor der Pension ... ehm ... verlängert ... Pension ... um fünf Jahre. Also, das ist sehr starkes ehm ... starkes ... Missbrauch, Missbrauch der repräsentativen Demokratie.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Massiv kritisiert wird auch der Beitritt Österreichs zur Europäischen Union. Aus der Sicht der MigrantInnen hatte er eine Verteuerung der Lebenserhaltungskosten seit Einführung des Euro und eine Steigerung der Arbeitslosenzahlen zur Folge. Die InterviewpartnerInnen nehmen eine allgemeine Verschlechterung der Arbeitsmarktlage im Zuge von Globalisierungsprozessen und die negativen Auswirkungen der Umstrukturierung des Sozialstaates besonders wahr. Analysen zeigen, dass bei einer gleichzeitigen Verteuerung der Lebenserhaltungskosten die Realeinkommen nicht angestiegen sind (vgl. Bericht über die soziale Lage 2003-BMSG 2004). Aufgrund des bereits diskutierten, erhöhten Armutsrisikos für MigrantInnen (vgl. Kapitel *Arbeit*) trifft sie eine Verteuerung der Lebenserhaltungskosten umso stärker.

„Also mit der EU bin ich unzufrieden, mit dem [...] Schilling war es besser. Sie sagten es wird alles billiger, aber es wurde alles teurer. [...] sie haben versprochen dass es billiger wird [...] der Standard ist gestiegen, aber der Verdienst ist der gleiche und die Preise sind höher.. der kleine Mann hat es immer schwerer.“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

“Was mir an Österreich auch nicht gefällt ist, dass nach dem Euro alles teurer geworden, ich finde der Schilling war viel besser als der Euro, was früher 10 Schilling gekostet hat kostet jetzt 10 Euro, wenn ich früher mit 1000 Schilling einkaufen ging konnte ich sehr viel einkaufen, aber jetzt mit 100 Euro kommst nicht einmal eine Woche aus.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Hm was kann ich noch sagen...z.B. als ich nach Österreich kam, war die Wirtschaft besser, ich meine zur Schillingzeit, die Voraussetzungen, Bedingungen waren besser, aber seitdem der Euro da ist hat sich vieles geändert...das Einkommen ist gleich geblieben,

aber das Leben ist teurer geworden, man muss jetzt alles viel besser einplanen....ich finde, dass durch den EU-Beitritt alles teurer geworden ist.. hat den Arbeitsmarkt sehr beeinflusst.. es sind viele Billigarbeitskräfte aus dem Ausland gekommen... [...] früher konnte man noch sparen, was jetzt nicht mehr möglich ist. es ist schwierig sich ein neues Auto zu leisten.. früher konnte ich um 100 Schilling beim Markt einkaufen, jetzt reichen nicht einmal 100 € aus...es gibt jetzt sehr viele Leihfirmen, die billige Arbeitskräfte beschäftigen.. also es ist ein Chaos.. es ist sehr schwer eine neue Arbeit zu finden.. große Unternehmen sind ins Ausland gezogen, und die kleinen Firmen sind alle in Konkurs gegangen. Dadurch gibt es weniger Arbeitsplätze.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

“...also mit der EU bin ich unzufrieden.. mit dem Euro.. der Schilling war besser.. sie sagten es wird alles billiger aber es wurde alles teurer.. wenn du dir die Preise anschaust, alles nicht 100% aber 70 % teurer, aber sie haben versprochen dass es billiger wird und vielleicht Brot, Salz, Butter und eventuell Milch.. aber technische Geräte ist billig.. willst du ein Radio, Tv, Pc essen -das geht nicht.. also der Standard ist gestiegen, aber der Verdienst ist der gleiche und die Preise sind höher.. der kleine Mann hat es immer schwerer..wenn er nicht ein wenig logisch überlegen und haushalten kann... wenn du wie früher gut leben möchtest.. schau, eine Fahrkarte kostete 20 Schilling, das ist 1 Euro 50 oder noch weniger 1,30 aber jetzt kostet sie 2 Euro, das ist 28 Schilling, viel teurer. 35-40 % ist es teurer als es war.. mit dem haben sie gar nichts... aber ich sage immer die EU wird sich nicht lange halten können.. und viele mit denen ich geredet habe wollen den Schilling zurück, er war der beste...” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

“Mich interessieren diese Unterschiede als sie nach Österreich kamen und heute, wie unterscheidet sich ihr Leben?

Ja scheiße, wenn ich so überlege, gibt es ziemliche Probleme.. du hast zwar einiges an Freiheiten aber, die heutige "Regierung" taugt mir überhaupt nicht.. Jeder schaut nur auf sich.. Heute kannst du nicht "vergleichen" mit dem wie es vor 20 Jahren war.. kannst nicht gleichsetzen.. heute machen sie dich runter -"unterdrücken"- heute musst du nur arbeiten und möglichst still sein, ich habe diese Probleme nicht aber.. Heute, wenn ein Arbeitsplatz geschlossen wird, wenn einer in Rente geht, oder "gekündigt" wird, dann wird diese Stelle geschlossen es rückt keiner nach, Privatfirmen übernehmen nicht die Staatsarbeiter.. oder die anderen Arbeiter müssen mehr "mitarbeiten" und sie sparen.. das ist nicht in Ordnung, weißt du... sie schauen nur dass ihnen mehr übrig bleibt... das sollte sich ändern.. aber jetzt ob das an der "Regierung" liegt oder an.. der EU oder sie, das weiß ich nicht.. wie und wieso...” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Die negativen Bewertungen der befragten MigrantInnen betreffen einerseits ihre Sorge über die Arbeitslosenrate in Österreich, die als Bedrohung der finanziellen Sicherung für sie und ihre Kinder betrachtet wird. Außerdem kritisieren sie das Pensionsalter in Österreich, das

ihrem Empfinden nach zu hoch ist, zumal sie durch ihre Arbeitssituationen gesundheitlichen Belastungen unterworfen sind, die einem längeren Verbleib im Berufsleben entgegenstehen. Besonders kritisiert wird überdies der Beitritt Österreichs zur EU und die Einführung des Euro, die aus der Sicht der befragten MigrantInnen die Lebenshaltungskosten steigen ließ, obwohl das Lohnniveau gleich blieb.

Diskriminierungserfahrungen

Während Zugehörigkeit zur Einwanderungsgesellschaft im juristischen Sinne über Staatsbürgerschaft definiert wird (vgl. Kapitel *Staatsbürgerschaft*), wird sie im Alltag auch an Kriterien wie Aussehen, Sprachverwendung, kulturellen oder religiösen Eigenheiten der MigrantInnen festgemacht (vgl. Kohlbacher et al 2003). Fremdenfeindlichkeit kann demzufolge definiert werden als „*die kritiklose Überhöhung eigener Sprache, Kultur und Herkunft bei gleichzeitiger Abwertung aller anderen Sprachen, Kulturen und Herkünfte*“ (Lebhart und Münz 2003: 343).

Im folgenden Abschnitt werden jene Erfahrungen der Befragten dargestellt und diskutiert, die diese als diskriminierend empfunden haben.

Auf die Frage, ob sie bereits schlechte Erfahrungen aufgrund ihrer Herkunft gemacht haben, antworten die meisten Befragten anfangs mit nein. Wenn jedoch der gesamte Gesprächsverlauf betrachtet wird, so ist die Rede von

- verbalen Beschimpfungen und abwertenden Blicken im öffentlichen Raum, unter ArbeitskollegInnen oder von NachbarInnen:

„Einmal wurde meine Frau in der U-Bahn ausgelacht und schlecht behandelt, weil sie ein Kopftuch trägt.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

„Der Arbeitskollege, ein Österreicher, mit dem ich zusammen arbeitete, schimpfte mich andauernd arschloch, scheiß Ausländer, Trottel aber ich verstand kein Wort Deutsch, ich sagte nur ja, ja.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„...aber ich hatte die ganze Zeit Probleme mir den Nachbarn, sie wollten uns nicht akzeptieren und schimpften die ganze Zeit, drohten meinen Kindern...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

- respektloser Behandlung auf Ämtern und bei Behörden:

„...wenn man irgendwo hingehet sei es Arbeit, Spaziergang oder Amtswege, da bekommt man es zu spüren das man ein Ausländer ist.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Laut einer Untersuchung von Kohlbacher et al (2003) erleben MigrantInnen im Umgang mit diesen Institutionen am häufigsten aller abgefragten Bereiche Diskriminierungen.

- fehlenden Partizipationsmöglichkeiten aufgrund der Herkunft:

„Ich wollte als Betriebsrat kandidieren aber sie haben es ohne Kommentar abgelehnt, ich glaube sie wollten es nicht, weil ich Ausländer war und die anderen die kandidiert haben waren nur Österreicher.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

- Konfrontation mit Klischees:

„Die Türken, die aus der Türkei hierher kommen, haben nicht so ausgeschaut, erzählte man. Sie haben dumm ausgeschaut: mit rotem Rock, mit grünem Schal.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

- Direkter Diskriminierung bei der Arbeits- und Wohnungssuche:

„Es geht schon so weit, dass einem die Galle überläuft, denn sobald man dich sieht, heißt es: Aha, Ausländer, bitte Mitvertrag, Meldezettel.“ (Serbe, 49 Jahre, 1.Cl)

Dabei fühlen sich MigrantInnen im Bereich des Wohnungsmarktes häufiger diskriminiert als in der Arbeitswelt. Nach Kohlbacher und Reeger (2003) erlebten mehr als ein Viertel der Befragten ihrer Analyse Diskriminierungen bei der Wohnungssuche, während lediglich 14,4% von direkten Benachteiligungen aufgrund ihrer Herkunft im Berufsleben berichten.

Die befragten MigrantInnen nehmen subjektiv eine zunehmende Fremdenfeindlichkeit in den vergangenen Jahren wahr. Zusammenhängen kann dies mit der Veränderung des öffentlich-politischen Klimas gegenüber MigrantInnen, zumal in den 1960er und 70er Jahren MigrantInnen gezielt als „GastarbeiterInnen“ angeworben wurden, die jedoch entgegen den damaligen Intentionen Österreichs zum Teil sesshaft wurden.

„...das war früher schöner, in den Parks waren die Jugoslawen.. waren immer freitags, samstags, sonntags - wenn das Wetter schön war- sie hatten Bier, Wein, Raki und Jause und Musik.. sogar die Polizei war viel freundlicher..[...]sogar die Polizisten sind mit uns zusammen auf den Bänken gesessen haben ein Bier getrunken und mit uns gegessen... Die Musik hatten wir auch... Transistoren, Musik spielte und wir tanzten "Kolo" (Anm.: Kreistanz).. das war.. auch die Österreicher waren...viel freundlicher. Früher waren die Österreicher viel gastfreundlicher als heute...“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„Wurden sie in Österreich mal aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert?“

Ich persönlich habe bis jetzt keine Ausländerfeindlichkeit erlebt, aber es gibt Leute, die diskriminiert werden.. das ist sehr traurig... Österreich hat sich in den letzten 8-10 Jahren verändert, was

Rassismus betrifft, vor allem seit der EU.. Rassismus, Ausländerfeindlichkeit hat zugenommen.

Wo spüren sie diesen Rassismus bzw. in welchen Bereichen erleben ihn die von ihnen erwähnten Leute?

Man hört es.. also ich selber hatte keine Erfahrung damit bis jetzt... mir geht es gut (Stille).“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Weitere Ursachen für Diskriminierung sehen die befragten MigrantInnen in einem fremden Aussehen, beispielsweise im Tragen eines Kopftuchs.

„Hast du, deine Freunde, habt ihr auf der eigenen Haut gespürt, dass es Diskriminierung gibt?

Oh, ja, die Diskriminierung gibt es sehr wohl, besonders, wenn du anders ausschaust ... oder wenn du eine Arbeit suchst ... die gibt es schon ... es gibt auch viele Beispiele dafür ... Leute haben mir erzählt ... ich war besser als die anderen beim Test, Sie wissen, wenn man so verschiedene Fragebögen ausfüllt ... und so ... aber ich wurde nicht aufgenommen, nur weil ich ... na ja ... aufgenommen wurden, aber ... du weißt schon ... Ich glaube nicht, dass das sehr oft vorkommt, aber die Diskriminierung gibt es immer noch, die ist da und die wird es sicher auch die nächsten hundert Jahre geben in Österreich .. weil ... das bleibt für immer.

In welchen Bereichen gibt es besonders viel Diskriminierung?

Na, ja, weil ... sobald ... sobald es heißt ... Ausländer ... huch ...das ist ein bisschen schwierig. Wenn Sie die Sprache gut beherrschen ... dann ... ich habe so einen Fall gehabt ...“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Bist du je diskriminiert worden?

Das passiert nur dann, wenn ich mit dem Kopftuch herumlaufe. Falls ich kein Kopftuch trage, machen sie mir keine Probleme. Zum Beispiel, ich war auf Meidlinger Hauptstrasse. Dort teilte man Joghurts auf der Strasse. Ich war in der Reihe. Es war eine Österreicherin hinter mir, sie hatte kein Kopftuch gehabt, ich habe nur Joghurt bekommen, und sie haben ihr gegeben, Feuerzeug, Stift, Schlüsselhänger, Joghurt... Aber ich habe nur Joghurt bekommen. Dann habe ich gesagt, warum gebt ihr mir keinen Feuerzeug, Stift und so. Dann haben sie mir gegeben. Ich brauche nicht unbedingt, nur warum geben sie das der Österreicherin, und mir nicht?“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

„Einmal wurde meine Frau in der U-Bahn ausgelacht und schlecht behandelt weil sie ein Kopftuch trägt. Meiner Meinung nach ist das unmenschlich und unfair, jeder Mensch ist in einem anderen Land ein Ausländer, wenn ein Österreicher in der Türkei seinen Urlaub verbringt oder wenn er für immer dort lebt habe ich ja nicht das Recht ihn zu diskriminieren.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Ein weiterer Grund für Herabsetzungen, der mehrmals genannt wurde, waren mangelnde Deutschkenntnisse. Einerseits sehen die MigrantInnen dies häufig als Auslöser für die Probleme, andererseits verhindern sie eine Reaktion auf das Erlebte:

„...weil machen kann ich gar nichts, es ist sein Land und mit meinen Deutschkenntnissen kann ich gar nichts machen, die würden mich nur auslachen, ehrlich gesagt habe ich Angst bei solchen Schwierigkeiten Deutsch zu sprechen.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Meiner Meinung nach ist das einzige Problem die Sprache, wenn man die Sprache nicht versteht wird man immer Schwierigkeiten haben, und man wird dann leichter diskriminiert...“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Als Strategie, um Diskriminierungen zu entgehen, artikulieren die befragten MigrantInnen, dass sie um unauffälliges und angepasstes Benehmen bemüht seien. Sie nehmen wahr, dass die Mehrheitsgesellschaft von ihnen bestimmte Verhaltensweisen einfordert und haben infolgedessen diese zur Vermeidung von Diskriminierung internalisiert.

„Wie ist es mit den Österreichern?“

Ich denke, es hängt von dir selber ab, wie du dich gibst. Ich kann mich nicht beschweren, absolut nicht.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl.)

„Bist du aufgrund deiner Herkunft je diskriminiert worden?“

Nein, nein.

Also nicht nur beruflich sondern auch privat...

Nein auch nicht...

Aufgrund der Sprache, des Aussehens oder so...

Nein, Glück gehabt (lacht)...bis jetzt habe ich keine Probleme gehabt, man hat mich super akzeptiert, egal ob ich am Elternabend in der Schule war, wo alle Österreicher waren, da hat man mich akzeptiert....oder von Lehrern oder von Gästen oder Kollegen und Kolleginnen oder.. alle waren.. ich habe nirgends Probleme gehabt...

Und womit glaubst du hängt das zusammen?

„Also ich glaube das hängt von dir selbst.. als Person na.. wenn du irgendwo eintreten tust mit falschen Bewegungen und Gesichtgrimassen und ohne Lachen, freundliches Gesicht, dann bekommst du gleich negativ... zurück, das hängt von dir ab wie du rein kommst, wie du begrüsst, dein Ton, deine Sprache.. vom Sehen von alles.. und natürlich musst du zeigen, dass du vom Charakter gut und positiv bist und dass du kooperativ bist, dann kommt das auch supertoll zurück, gut zu gut natürlich...na.. aber wenn du irgendwo unfreundlich kommst, natürlich bist du gleich unsympathisch.. Na, da hast du keine Chance

Und wie machst du das?

Ja, ich bin immer nett freundlich, positiv und immer positive Art zu kommen und bis jetzt habe ich keine Probleme gehabt...“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

Die Reaktion der Befragten in diesen Situationen ist der Rückzug und das Vermeiden von bestimmten Situationen:

„Ich finde es wirklich traurig, darum habe ich auch keinen guten Kontakt zu den Österreichern.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

Dieses Zitat verdeutlicht die Einsamkeits- und Isolationsgefühle, die dieser Rückzug bewirken kann.

Negativ bewerten viele Interviewees die latente Fremdenfeindlichkeit im politisch-öffentlichen Diskurs in Österreich. Auch wenn sie oft selbst verneinen, persönlich bereits Erfahrungen gemacht zu haben, so sprechen sie davon, dass sie Leute kennen, denen dies widerfährt oder ganz allgemein über dieses Phänomen. Besonders hervorgehoben wird, dass jene ArbeitsmigrantInnen die in den 1960er und 70er Jahren nach Österreich kamen mehr Anerkennung für ihre Leistungen verdienen würden:

„Was mir an erster Stelle an Österreich nicht gefällt ist die Ausländerfeindlichkeit gegenüber älteren, ich finde es wirklich schade dass die Politiker dafür nichts tun, weil die 1. Generation hat viel für die Wirtschaft Österreichs getan.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

Dieses Zitat zeigt auch, dass die MigrantInnen die Verantwortung für Integrations- und Antidiskriminierungsmaßnahmen von den politischen Eliten und Institutionen erwarten und einfordern:

„... diese Integration hat man nie eigentlich ... ehm ... ehm ... unterstützt.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

„Was mir an erster Stelle an Österreich nicht gefällt ist die Ausländerfeindlichkeit gegenüber älteren, ich finde es wirklich schade dass die Politiker dafür nichts tun, weil die 1. Generation hat viel für die Wirtschaft Österreichs getan, meiner Meinung sollte man in Amtshäusern, Spitälern muttersprachliche Unterstützung geben, ich könnte meine Probleme auf Türkisch besser erzählen, wenn ich es auf Deutsch erzähle versteht der andere die Hälfte nicht, es ist mir das in Amtshäusern öfters vorgekommen, wenn die verstehen dass ich Deutsch schlecht spreche, behandeln sie dich öfters oberflächlich und man kann seine Probleme nicht richtig ausdrücken, darum entsteht oft ein Durcheinander, in diesem Bereich erwarte ich von den Politikern mehr Unterstützung.“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Ich wünsche mir auch dass in Zukunft die Ausländerfeindlichkeit weniger wird, und die Ausländer besser unterstützt werden. Die Politiker sollten in Zukunft für die Ausländer mehr einsetzen. Sie sollten nicht wie Menschen 2 Klasse behandelt werden sondern wie ein normaler Mensch, nur so können wir in Frieden miteinander Leben. Ich denke die Ausländer haben bei der Entwicklung des Landes viel beigetragen.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

Wiederholt Thema ist auch der vergangene Wiener Wahlkampf der FPÖ im Herbst 2005, der im Befragungszeitraum stattfand. Dazu muss angemerkt werden, dass das Ausmaß von fremdenfeindlichen Einstellungen von vielen persönlichen und strukturellen Faktoren

abhängig ist, wobei auch „die politische Kommunikation, insbesondere die Instrumentalisierung dieses Themas in der tagespolitischen Auseinandersetzung“ (Lebhart et al 2003: 343) eine Rolle spielt.

„Wenn ich mir die Werbeplakate von der FPÖ anschau muss ich wirklich lachen, so was von niveaulos, so was würde nicht einmal ein Kind machen. Einmal las ich auf einem Werbeplakat von der FPÖ „Wien darf nicht Istanbul werden“, ich verstehe wirklich nicht wieso sich niemand in der Türkei aufgeregt hat, wenn ich der Minister von Istanbul wäre, hätte ich mich schon aufgeregt, ich hätte denen gesagt dass Istanbul nicht Wien werden darf und hätte den Strache im Fernsehen zu einer Diskussion eingeladen.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

„In letzter Zeit wenn ich mir die Werbeplakate von der FPÖ anschau, mach ich mir große Sorgen für die Zukunft vor allem für meine Kinder.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

„Also, gefallen tut es mir nicht, dass einige Parteiorganisationen, ÖVP, Haider und Herr ... Herr Schüssel ... diese politischen Parteien ... ehm ... dass sie den Ausländern nicht gerade zugeneigt sind.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Was die Wahrnehmung von Fremdenfeindlichkeit betrifft, so zeigen verschiedene Studien, dass das Empfinden dieses Phänomens von TürkInnen stärker ist als jenes von Ex-JugoslawInnen (vgl. Kohlbacher und Reeger 2003).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die befragten MigrantInnen im Laufe ihres Aufenthalts in Österreich zahlreiche Diskriminierungserfahrungen aufweisen. Diese reichen von verbalen Attacken über strukturelle Benachteiligungen am Arbeits- und Wohnungsmarkt bis hin zu der Konfrontation mit Stereotypen und respektloser Behandlung aufgrund ihrer Herkunft. Außerdem nehmen die MigrantInnen eine Verstärkung fremdenfeindlicher Einstellungen im Lauf ihres Aufenthalts in Österreich, sowohl in der Bevölkerung als auch im politischen Diskurs, war.

Interaktionen

Diesen negativen Erlebnissen stehen jedoch auch zahlreiche positive in der Form von persönlichen Begegnungen aus der Sicht der MigrantInnen gegenüber. 44% der ÖsterreicherInnen gaben in einer Studie von Lebhart et al (2003) an, dass sie die Anwesenheit von MigrantInnen in Österreich als kulturelle Bereicherung empfinden. Weiters hat sich gezeigt, dass Frauen stärker als Männer fremdenfeindliche Positionen vertreten und fremdenfeindliche Tendenzen bei älteren Befragten häufiger als bei den Jüngeren auftreten.

Die befragten MigrantInnen der vorliegenden Studie berichten, dass sie von ihren Arbeitgebern geschätzt und gelobt wurden und werden, weil sie sehr fleißig seien und immer gearbeitet hätten. Dies lässt darauf schließen, dass sie sich stark über ihre Arbeit identifizieren. Außerdem entsteht der Eindruck, dass die Befragten sich dazu bemüht fühlen dies zu betonen, als bräuchten sie eine Legitimation für ihren Aufenthalt in Österreich, nachdem in der Bevölkerung oftmals davon die Rede ist, dass die „braven“, „arbeitenden“, „unauffälligen“ MigrantInnen akzeptiert seien. Beispiele für diese Annahme sind:

*“Wir aus Ex-Jugoslawien sind gute Arbeiter, ehrliche Arbeiter.”
(Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)*

„Ich wollte nicht zu Hause sitzen. Ich bin sehr fleißig. Ich wollte immer arbeiten.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

“Ich selbst war noch keinen Tag arbeitslos, keine Stunde.” (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„Wir sind fleißig und sind es auch gewohnt zu arbeiten.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

„Alle haben mich geliebt, weil ich arbeitete, als ob die Arbeit meine eigene wäre, als ob ich zu Hause wäre. Deshalb wurde ich in der Arbeit nie schlecht behandelt. Sie haben mich in der Arbeit immer geliebt und gelobt.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Außerdem schätzen viele MigrantInnen den Charakter jener ÖsterreicherInnen, mit denen sie Kontakt hatten:

„Die Österreicher haben Charakter und sind gerecht.“ (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)

„Die Österreicher sind zuckersüße Leute.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

Weiters wird die Offenheit der Aufnahmegesellschaft zu Beginn der Migrationsbewegungen aus Serbien und der Türkei in den 1960er und 70er Jahren thematisiert, wie etwa in diesem Fall:

„Die Leute aus dem Dorf haben sich um uns gekümmert. Sie haben sofort meine Kinder aufgenommen.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Dieses Zitat zeigt deutlich, dass Integration ein wechselseitiger Prozess ist, der ebenso von der autochthonen Bevölkerung ausgehen muss. Ein weiteres Beispiel für diese Hilfeleistungen findet sich in folgendem Zitat:

„Ich wohne seit 2 Jahren hier, und meine NachbarInnen sind Österreicher, falls ich Hilfe brauche, sie helfen mir. Oder ich helfe ihnen. Wir sitzen zusammen, trinken Tee, Kaffee, und plaudern.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

Einige Zitate zeigen, dass die Befragten im Laufe des Migrationsprozesses bestimmte Handlungs- und Verhaltensmuster der Einwanderungsgesellschaft übernommen haben. Im Sinne von Hartmut Esser (Esser Integration und ethnische Schichtung 2001) haben also assimilative Handlungen stattgefunden, wobei diese faktische Teilhabe an den vorhandenen Vorgaben der Aufnahmegesellschaften den Grad der Sozialintegration mitbestimmen.

„Mir gefällt es, wie die Leute auf ihr Leben schauen. Und ich habe hier viel von den Österreichern gelernt. Zuerst habe ich gelernt mein Geld zu schätzen, was ich früher nicht konnte. Ich habe gelernt was richtig ist, was falsch ist, wie man mit Freunden umgehen soll, das habe ich alles von den Österreichern gelernt. Weil ich glaube, dass sie das richtiger machen als wir.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„In unserem Bekanntenkreis gibt es viele, die ihre ganze Zeit im Kaffeehaus verbringen. Ich finde das sehr schade, es ist verlorene Zeit, man könnte statt dem Kaffeehaus seine Deutschkenntnisse verbessern.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

Dieses Zitat lässt vermuten, dass sich der Befragte von jenen abgrenzen möchte, die sich nicht darum bemühen würden, Deutsch zu lernen und so seinen Stolz zu demonstrieren und auch zu zeigen, dass er nicht dem gängigen Klischee des „integrationsunwilligen“ Migranten entspricht. So wie auch die Betonung des Fleißes und des Arbeitseinsatzes ein Mittel dazu sein dürfte.

Auffallend ist, dass sich besonders Befragte aus dem ehemaligen Jugoslawien von ihren Landsleuten abgrenzen, was mit dem Balkan-Krieg zusammenhängen dürfte:

*„Wie ist es Ihnen mit den Österreichern gegangen?
Super. Mit denen hatte ich kein Problem, mit den Unsrigen war es schwer. Ich bin mit den Österreichern sehr zufrieden und sie würden niemals ein Grund sein, um nach unten zurückzukehren. Aber unser Volk ist gefährlich, gefährlich ist unser Volk.“ (Serbin, 64 Jahre, 1.Cl)*

„Du musst ein bißchen "Abstand" (Deutsch) nehmen von unseren Leuten (Jugoslawen) diese Erfahrung habe ich bereits gemacht..ich habe.. sie haben 2 Gesichter unsere Leute...“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Zusammenfassend ist zu sagen, dass neben den wahrgenommenen und erlebten Diskriminierungserfahrungen der MigrantInnen auch von positiven Kontakten mit und guten Charaktereigenschaften von Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft berichtet wird. Diese tragen einen wesentlichen Teil zur Identifikation der MigrantInnen mit der Einwanderungsgesellschaft bei (vgl. Kapitel Identifikation).

Staatsbürgerschaft

„Aber sagen Sie mir, wissen Sie, warum man diese Visa so schwer bekommt? Ich glaube, dass das nur für uns so ist oder denke ich falsch?“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

„Wenn du die Staatsbürgerschaft hast und in einem Staatsbetrieb arbeitest, dann hast du keine Probleme, sichere Arbeit, dann kriegst du leicht Kredite, brauchst keinen Gläubiger.. es ist viel leichter...“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

Die *Staatsbürgerschaft* beschreibt die Zugehörigkeit einer juristischen Person zu einem Staat und regelt die Rechte und Pflichten der BürgerInnen. Die gesellschaftspolitischen Auffassungen, wer zur politischen Gemeinschaft (Staat) gehört und nach welchen Kriterien die Mitgliedschaft zuerkannt wird, sind in den Staaten der EU-25 sehr unterschiedlich geregelt (für rechtliche Regelungen im europäischen Vergleich siehe Davy 2001; Bauböck, Ersboll et al. forthcoming 2006). Die vorherrschenden Prinzipien nach denen der Erwerb der Staatsbürgerschaft geregelt wird, sind das Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*) und der Erwerb durch Geburt im Inland (*ius soli*).

Die österreichische Staatsbürgerschaft kann grundsätzlich durch Abstammung - oder durch Verleihung erworben werden (vgl. Waldrauch und Cinar 2003: 262). Im österreichischen Recht hat das Abstammungsprinzip, das die Aufnahme in die politische Gemeinschaft durch Geburt oder Heirat gestattet, eine überragende Stellung. Der Erwerb der Staatsbürgerschaft nach dem Grundsatz der Abstammung bedeutet, dass ein eheliches Kind mit der Geburt automatisch StaatsbürgerIn wird, wenn ein Elternteil zu diesem Zeitpunkt die österreichische Staatsbürgerschaft hat (ohne Rücksicht auf den Geburtsort). Nichteeliche Kinder erwerben automatisch die österreichische Staatsbürgerschaft, wenn die Mutter zum Zeitpunkt der Geburt österreichische Staatsbürgerin ist, ohne dass auf den Geburtsort des Kindes oder die Staatsangehörigkeit des nichteelichen Vaters Rücksicht genommen wird (Waldrauch und Cinar 2003).

Das Abstammungsprinzip führt nach Bauböck *„nicht nur dazu, dass Geburt im Inland keinen Anspruch auf Einbürgerung erzeugt, sondern sorgt auch dafür, dass die österreichische Staatsangehörigkeit im Ausland über Generationen hinweg unbegrenzt*

weitervererbt werden kann“ (Bauböck 2001: 22). Die im Inland geborenen Kinder von MigrantInnen haben demnach keinen eigenständigen Anspruch auf den Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft per Geburt und solange kein Elternteil vor Geburt eingebürgert ist, „erben“ die Kinder den „Ausländerstatus“ von ihren Eltern (Waldrauch und Cinar 2003: 262).

Der Erwerb durch Verleihung gilt vor allem für MigrantInnen, die sich in Österreich niedergelassen haben und erfolgt entweder im Rahmen einer Ermessenseinbürgerung oder aufgrund eines Rechtsanspruchs (für eine detaillierte Darstellung der Einbürgerungspraxis in Österreich siehe (Davy 2001; Waldrauch 2001; Waldrauch und Cinar 2003). Die Verleihung der Staatsbürgerschaft an ZuwanderInnen kann unter bestimmten Voraussetzungen auch auf deren Ehefrauen/ -männer und die minderjährigen, ledigen Kinder übertragen werden (= Erstreckung der Verleihung). Im Unterschied zu vielen anderen demokratischen Einwanderungsländern (z. B. Belgien, Finnland, Frankreich, Griechenland, Irland, Italien, Portugal, Schweden, UK, USA etc.) schreibt das österreichische Einbürgerungsgesetz vor, die frühere Staatsbürgerschaft abzulegen (so gehandhabt auch von Dänemark, Deutschland, Luxemburg, Niederlande (vgl. Perchinig abgrf. 16.04.2006). Doppelstaatsbürgerschaft ist in Österreich nur in Ausnahmefällen möglich.

Zu den allgemeinen Verleihungsvoraussetzungen der Staatsbürgerschaft gehören etwa ein ununterbrochener Hauptwohnsitz von 10 Jahren in Österreich, ein gesicherter Lebensunterhalt und den Lebensumständen entsprechende Kenntnisse der deutschen Sprache. Wie bereits in den Abschnitten *Arbeit* und *Sprache* des vorliegenden Berichts aufgezeigt wurde, stellen sich die letzten beiden Voraussetzungen für MigrantInnen der ersten „GastarbeiterInnengeneration“ unter Umständen als besondere Hindernisse dar. Allgemein ergaben sich bei der Absicherung des Aufenthaltstatus der ArbeitsmigrantInnen viele Probleme aus der mangelhaften Harmonisierung von Fremden- und Aufenthaltsrecht (vgl. dieser Abschnitt).

Im folgenden Abschnitt wird auf die Bedeutung der Einbürgerung für die zentralen Lebensbereiche Arbeit und Wohnen im individuellen Migrationsverlauf eingegangen. Viele der hier dargestellten Probleme ergaben sich aus dem sich verfestigten „GastarbeiterInnenstatus“, der MigrantInnen – abhängig von der Konjunkturlage - als Arbeitskräfte auf Zeit definierte. Aus dieser Perspektive waren eine zunehmende

Aufenthaltssicherheit und die Unterstützungsmaßnahmen für vertiefenden Spracherwerb nicht notwendig. Der Wandel, hin zur permanenten Einwanderung, fand über Jahrzehnte weder in den Köpfen noch in den Gesetzen statt. Erst unter dem Einfluss einer sich entwickelnden gemeinsamen EU-Politik gegenüber langansässigen Drittstaatsangehörigen wurde im Jahr 2003 auch in Österreich das Arbeits- mit dem Aufenthaltsrecht harmonisiert. Während im Bereich Arbeit auch in den rückblickenden Darstellungen der befragten MigrantInnen weniger Probleme sichtbar werden, wird das Fehlen der Staatsbürgerschaft in Bezug auf den Bereich Wohnen in vielen Erzählungen deutlich und mit vielen negativen Erfahrungen verknüpft.

Der folgende Abschnitt stellt wichtige Aspekte der Einbürgerung (aus der Sicht der befragten MigrantInnen) dar und strukturiert sich entlang folgender Fragen:

- In welcher Phase des Migrationsprozesses wird die Einbürgerung für die MigrantInnen von Bedeutung? Kann eine Veränderung der Einstellung zur Staatsbürgerschaft im Zeitverlauf festgestellt werden?
- Welche Funktionen erfüllt die österreichische Staatsbürgerschaft für die in dieser Studie befragten MigrantInnen?
- Was sind die Gründe, Motive und Hindernisse für den Erwerb oder Nichterwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft?
- Könnte die österreichische Staatsbürgerschaft Grundlage zur Identifikation mit Österreich sein oder funktioniert sie lediglich als Mittel zur Gleichstellung?

Wie schon die Analyse der Migrationsgründe gezeigt hat (siehe Abschnitt *Wanderungen*), war eine vorübergehende Arbeit im Ausland und nicht der Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft das ausschlaggebende Wanderungsmotiv der hier befragten MigrantInnen. Sowohl für die Migrationspolitik der Republik Österreich als auch für die ArbeitsmigrantInnen selbst stellte eine permanente Niederlassung zu Beginn der Migration kein primäres Ziel dar.

„Vor 6-7 Jahren habe ich die Staatsbürgerschaft nicht gehabt. Es war damals kein Problem für mich, keine Staatsbürgerschaft zu haben. Ich bin in die Schule gegangen, ich habe gearbeitet, ich habe meinen Mann hierher gebracht. Ich habe nie ein Problem gehabt. Ich habe nie davon gewusst. Da ich laufend gearbeitet habe, habe ich

überhaupt keine Schwierigkeiten gehabt. Ich habe alles selbst erledigt. Als die Kinder älter wurden, haben wir eine Wohnung gekauft. Aber auch da haben wir keine Schwierigkeiten gehabt, obwohl wir Ausländer waren. Man checkt die Vergangenheit usw.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.Cl)

Auch das Wissen der MigrantInnen über Möglichkeiten und Bedingungen der Einbürgerung kann als erklärender Faktor für die individuelle Entscheidung, sich einbürgern zu lassen, herangezogen werden.

„Ich wollte nicht. Ich brauchte nicht. Ich habe 30 Jahre gearbeitet, ohne Staatsbürgerschaft zu haben, was ist, wenn ich das nicht bekomme? Habe ich gefragt. Und sie haben gesagt, es ändert sich nichts. Deshalb habe ich keine Staatsbürgerschaft genommen. Ich arbeite als Ausländer. Ich arbeite seit 29 – 30 als Ausländer, wieso nun? Man hat mir gesagt, nun kommt Österreich in die EU, so soll ich Staatsbürgerschaft bekommen. Nein, wie so? Ich habe gesagt, ich brauche nicht. Ich werde noch 4-5 Jahre arbeiten. Ich werde nicht mehr 30 Jahre arbeiten. Ich habe deshalb gesagt, ich brauche nicht. Wozu? Damals war so. Ich denke nicht mehr daran! Mein Mann und ich haben zusammen beantragt, ich habe es nicht bekommen, er hat das schon. Wozu braucht man?“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Ein Grund, warum die Einbürgerung von manchen der in dieser Studie befragten MigrantInnen nicht angestrebt wurde, liegt darin, dass sie oft keinen Unterschied zwischen dem Status **eingebürgert** oder **nicht eingebürgert sein** sehen.

„Mein Mann und ich haben keine Staatsbürgerschaft. Nun ist es so, ob man Staatsbürgerschaft bekommt oder nicht, hat man fast das selbe Recht. Zum Beispiel bekommt man auch Sozialhilfe.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

Wie auch andere Analysen festhalten (Waldrauch und Cinar 2003), hängt der individuelle Wunsch nach Einbürgerung von der Aufenthaltsdauer und der Entschlossenheit zur Rückkehr ab.

„Welche Staatsbürgerschaft haben Sie?

Jugoslawische. Weil ich nicht die Absicht habe, hier zu bleiben. Das wäre alles. Das wäre alles. Vielleicht noch das. Es ist sehr schwer mit dem Geld. Ich bin angemeldet für vier Stunden und bekommen 500,- Euro. Damit kann ich nichts machen, früher war es viel besser. Aber was soll man machen, vielleicht ist die Krise überall.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

Mit zunehmender Dauer des Aufenthaltes in Österreich und einer erfolgreichen Familienzusammenführung (oder Familiengründung im Einwanderungsland) werden die Einschränkungen, die sich aufgrund des Fehlens der österreichischen Staatsbürgerschaft

ergeben, von den MigrantInnen als Diskriminierung wahrgenommen. Dies brachte sie dazu, ihren Aufenthaltsstatus und den Zugang zu gleichen Chancen neu zu überdenken.

„Du musst es machen, wegen der Beschäftigung, wegen den Kinder ... wegen der Schule ... ich glaube, es war sehr wichtig und ich musste das machen ...denn, es ist wirklich schwer... ohne die Staatsbürgerschaft ... immer ... es ist schwieriger mit den Visa ... ich habe es schon satt gehabt und musste den Antrag stellen. Außerdem ... die Kinder gehen hier in die Schule... und haben keine Probleme - als mein Sohn inskribierte, er ist jetzt an der Technischen Universität, haben sie gesagt, bringen Sie Ihre Unterlagen... und die Sache war erledigt, sie haben dort gesehen, dass er die Staatsbürgerschaft hat. Dann... hat er auch den Militärdienst hier abgeleistet... irgendwie ... geht es schon schön kontinuierlich, wir haben keine Probleme. Auch die Tochter, als sie eine Arbeitsstelle suchte, als sie beim XX da oben arbeiten wollte... da hat man sie nur gefragt – Haben Sie die Staatsbürgerschaft? ... Zuerst hat man sie das gefragt ...ja, hat sie gesagt, ich habe sie ... dann hat sie einige Formulare ausfüllen müssen und zwei Tage später hat sie schon gearbeitet.“ (Serbe, 54 Jahre, I.CI)

„Was hat Sie dann dazu gebracht?“

Meine Kinder sind älter geworden, ich sollte mich um sie kümmern, deshalb konnte ich nicht mehr laufend arbeiten. Deshalb habe ich mit meinem Visum Probleme bekommen. Meine Kinder und ich hatten unbefristete Visa. Nachdem man gesetzlich Schwierigkeiten gemacht hatte, haben auch die Firmen angefangen, zu fragen, ob wir die Staatsbürgerschaft haben, um die Stelle zu bekommen. Es war dann etwas Neues. Ohne Staatsbürgerschaft konnten wir keine Stelle finden, und ohne Stelle könnten wir keine Staatsbürgerschaft bekommen. Überall fragte man zuerst das unbefristete Visum, auch in den Schulen. Nachdem diese Staatsbürgerschaft wichtig geworden ist, verlangte man immer danach überall wo wir hingingen. Die Schwierigkeiten haben damals angefangen. Zum Beispiel, es war so; sogar ich habe das Problem gehabt. In 5 Jahren musste man eine Anzahl von Tagen gearbeitet haben, so dass man die unbefristete Visen verlängert bekommen konnte. Obwohl ich hier in die Schule gegangen bin, hier die Lehre gemacht habe, und hier gearbeitet habe, haben sie gemeint, sie werden mein Visum nicht verlängern. Es waren damals 3 Wege, um das Visum verlängern zu können. 1) Falls der Mann 8 Jahre Pflichtschule hier gemacht hat 2) Falls der Mann die Frau aus dem Ausland eingehiratet hatte. Ohne jemals gearbeitet zu haben, haben die Frauen unbefristete Visum für 5 Jahre bekommen können. Ich habe beide Voraussetzungen nicht gehabt. Mein Mann ist nicht hier in die Schule gegangen. Und ich habe ihn geheiratet, und er ist hierher gekommen. Dann stellte man fest, dass ich in vorigen 5 Jahren mit unbefristetem Visum 1 und ein halb Tage weniger gearbeitet hatte, als ich sollte. Dann habe ich mein unbefristetes

Visum verloren. Das war vor 7-8 Jahren. Ich habe 20 Jahre lang gearbeitet, und sie machen so was. “ (Türkin, 45 Jahre, 3.CI)

Die komplexe Situation im Zusammenspiel von Arbeits- und Fremdenrecht zeigt sich auch in der Zirkelbeziehung von Staatsbürgerschaft und Erwerbsarbeit. Die Verleihung der Staatsbürgerschaft war an eine Erwerbsarbeit gebunden (hinreichende Sicherung des Lebensunterhaltes), welche wiederum aufgrund der fehlenden Staatsbürgerschaft nicht erreicht werden konnte. Schwangerschaft, Arbeitslosigkeit sowie Karenz verzögern, verlängern und behindern die Einbürgerung.

„Wann hast du als erstes für Staatsbürgerschaft deine Papiere eingereicht?

Im Jahre 1993. Als ich mit X schwanger war, habe ich meine Papiere eingereicht. Nach 10 Jahren haben wir es endlich bekommen. Damals war ich ja in Karenz, weil ich schwanger war, habe ich nicht bekommen. Da ich nicht gearbeitet habe. Dann haben die gesagt, das Kind soll in die Schule gehen. Nun ist es zu früh. Damals durfte man nach 5 Jahren Aufenthalt in Österreich die Staatsbürgerschaft bekommen. Dann ich habe die Schulbestätigung von Z. gebracht. Dann war mein Mann arbeitslos, und ich war in Karenz, es ist nicht gegangen. Nach ein paar Monaten haben die uns eingeladen, und uns übermittelt, dass man mindestens erst nach 10 Jahren Aufenthalt Staatsbürgerschaft bekommen darf. Dann mussten wir warten. Als wir dann 10 Jahre gewartet haben, dann haben in unserer Wohnung Probleme angefangen. Dann mussten wir wieder warten, denn wir haben uns scheiden lassen. Nach der Scheidung hat die Frau gesagt, ich soll auch in der Türkei mich scheiden lassen, denn ich habe ja in der Türkei geheiratet. Dann ein Jahr lang mussten wir warten, bis wir in Türkei uns scheiden lassen. Als das auch noch erledigt war, hat man uns gefragt, wer den Antrag eingereicht hatte. Ich hatte den Antrag eingereicht. Sie haben gesagt, falls dein Mann den Antrag eingereicht hat, dass ich keine Staatsbürgerschaft erhalte. Sie haben gesagt, wer den Staatsbürgerschaftsantrag eingereicht hat, der erhält das. Ich habe gesagt, ich habe eingereicht. Die Frau hat im Computer geschaut, und sie hat gesagt, ja, sie haben die Papiere eingereicht. Und sie verlangte von mir meine Papiere aus der Türkei. Dann hat mein Mann auch doch seine Papiere eingereicht. Im Jahre 2000.“ (Türkin, 40 Jahre, 3.CI)

Das Zitat macht deutlich, dass Frauen in der Migration nicht nur mit mehrfachen Belastungen konfrontiert sind, sondern auch zahlreiche systematische Diskriminierungen erfahren. Der oben zitierte Auszug zeigt, dass das Aufenthaltsgesetz die Abhängigkeit der Migrantinnen von ihren Ehemännern zementiert, und die Unabhängigkeit ihres Aufenthaltsstatus fast unmöglich macht. *„Die rechtliche Konstruktion von Migrantinnen als abhängige Familienangehörige hat weit reichende Folgen, da sie die Handlungsoptionen von*

Frauen drastisch einschränkt und die Integrationsbemühungen von Frauen in keiner Weise erleichtert“ (Appelt 2003: 161). In einigen Studien, die das Thema Gender und Migration bearbeitet haben, wird die Forderung nach einem unabhängigen Aufenthaltstitel für Frauen als einer der wichtigsten Schritte in Richtung Sicherung der Rechte von Frauen in der Migration betrachtet.

„So wollte meine Firma mich unbedingt haben, so dass mein Visum verlängert worden ist. Damals verstand ich wie schwierig es ist, als Ausländer hier zu sein, zu leben und zu bleiben. Ich bin hier in die Schule gegangen, und dann so lange habe ich gearbeitet, und aber dann auf einmal darf ich nicht mehr hier in Österreich leben. [...] Obwohl ich so lange gearbeitet habe, habe ich meine Rechte verloren.“ (Türkin, 45 Jahre, 3.CI)

„Ich habe ja erzählt, wir müssen weg aus der Wohnung, der Mann trank die ganze Zeit, und hatte kein Verantwortungsgefühl, und mein Chef wurde durch einen neuen ersetzt. Er hat mich immer gut behandelt, als er mich brauchte. Und sobald die Arbeit fertig war, hatte er mich wie Dreck behandelt. Dann zwischen diesen drei Männern bin ich in eine starke Depression gefallen. Ich habe gar nichts mehr in der Hand gehabt, woran ich glauben und vertrauen könnte. [...] Wir müssten auch die Wohnung verlassen, ich hatte damals auch die Staatsbürgerschaft erhalten, im Jahre 1997. Ich habe eigentlich im Jahre 1992 den Antrag gegeben. Ich wollte eigentlich nach Deutschland gehen. Ich konnte nicht mehr hier leben. Ich hatte keine Verwandten hier gehabt. Niemand hatte sich für mich und meine Kinder eingesetzt. Deshalb wollte ich nach Deutschland. Ich habe es hier nicht mögen können.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.CI)

„Ich habe nie angefangen richtig zu arbeiten. Ich arbeite nicht, ich habe ein Gebäude (das sie putzt), eine Hausmeisterwohnung, dass habe ich seit, glaube ich, zwanzig bis dreißig Jahre. Als ich die Staatsbürgerschaft bekommen habe, habe ich automatisch auch die Papiere für das Gebäude erhalten. Ich habe zweimal angesucht im Arbeitsmarkt über die Firma meines Mannes, wo er gearbeitet hat, dass sie mir die Papiere machen. Ich habe Ablehnung bekommen, das Visum habe ich immer bekommen, da hat es keine Probleme gegeben. Später habe ich dann nicht mehr versucht eine Arbeitsbewilligung zu bekommen. Und als ich die Staatsbürgerschaft bekommen habe, vor zwanzig oder dreißig Jahren, dann habe ich automatisch die Papiere für das Gebäude bekommen, weil ich ihre Staatsbürgerin war. [...] Aber als ich die Staatsbürgerschaft bekommen habe, habe ich dann alles auf mich überschrieben und wegen meiner Pension.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.CI)

Die fehlende Harmonisierung von Arbeits- und Fremdenrecht führte zu für die Betroffenen oftmals schwer nachvollziehbaren Folgen. Während ein Aufenthaltsvisum immer wieder verlängert wurde, ging damit der Erhalt einer Arbeitsgenehmigung nicht automatisch einher.

Neben den subjektiv wahrgenommenen systematischen Diskriminierungen, wird in den Interviews oft über komplizierte, langwierige und teure Verfahren berichtet, die sich als ausreichender Grund für die Nichtbeantragung der Staatsbürgerschaft erweisen (zum selben Ergebnis kommt auch Bauböck 2006). Die Abwägung des Nutzens der Staatsbürgerschaft und des Aufwands, dieselbe zu erhalten, führte häufig zu negativen Ergebnissen, da die Einreichung von Dokumenten aus dem Herkunftsland, also das Beschaffen und die Übersetzung auch zeit- und kostenaufwändig ist.

„Ich habe keine Staatsbürgerschaft. Alle meine Kinder haben das, aber ich nicht. Ich wollte nicht. Ich habe auch den Antrag gestellt, aber dann hat mir die Frau gesagt, ich soll einige Dokumente einreichen. Dann habe ich alles auf Deutsch übersetzen lassen. Dann hat sie 3.500 Schillinge verlangt, und wir sind damals neu angekommen, und aus dem Grund, weil ich kein Geld hatte, bin ich nicht mehr zurückgegangen.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

„Hast du gedacht die Staatsbürgerschaft zu beantragen?“

Ja, habe ich schon, aber irgendwann wegen dem Kind...

Das Kind hat auch nicht oder?

Nein, hat auch keine, momentan auch nicht, vielleicht später in ein Jahr oder zwei... ehrlich ich warte aufs Geld, das ich für Staatsbürgerschaft habe... momentan kann ich es mir nicht leisten... ich bin auch ein Typ, der jetzt spart und keinen Urlaub macht und keine Sachen kauft und nur sparen sparen sparen... für zum Beispiel Staatsbürgerschaft...“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

Im europäischen Vergleich sind die Gebühren für die Einbürgerung in Österreich (neben Griechenland) sehr hoch (Perchinig abgrf. 16.04.2006; Waldrauch und Cinar 2003; Bauböck 2006). In Österreich gibt es regionale Unterschiede, da sich die Gebühren aus den Bundesgebühren für den Antrag und die Verleihung und den Landesgebühren zusammensetzen. *„In Summe kann die Einbürgerung einer Familie daher vor allem außerhalb Wiens ein Mehrfaches eines Monatsnettoeinkommens eines/einer einfachen Arbeiters/-in kosten. Vor allem in Niederösterreich, in der Steiermark und in Vorarlberg können die Gebühren, etwa bei der Einbürgerung einer Familie mit Kind, mehr als doppelt so hoch sein (ca. 3.000 €) wie in Wien (ca. 1.400 €), womit ein deutlicher Abschreckungseffekt einhergeht“* (Waldrauch und Cinar 2003: 276).

Obwohl rechtlich gleichgestellt, bleibt für einige MigrantInnen das Gefühl, von der Mehrheitsgesellschaft als fremd wahrgenommen zu sein. Grenzziehungsprozesse seitens der Mehrheitsgesellschaft finden entlang ethnischer und kultureller Kriterien statt. Spätestens hier wird deutlich, dass Staatsbürgerschaft nur begrenzt vor Diskriminierung im Alltag schützt.

„Ja, ich habe den österreichischen Reisepass, aber... es ist vieles beim Alten geblieben ... es heißt doch ... Ach, Balkan ... so ist es ... es hilft, ja nichts...

*[...] Ich meine ... es ist schon auch so, wenn du ein Fachmann bist ... ein Spezialist ... da gibt es keine Probleme, du kannst arbeiten. Obwohl, die Inländer haben immer noch Vorrang, das ist normal.“
(Serbe, 54 Jahre, 1.CI)*

Neben der Erwerbsarbeit gibt es in den Berichten unserer Befragten einen starken Konnex zwischen der Staatsbürgerschaft und dem Bereich Wohnen. Im Gegensatz zur Erwerbsarbeit, die lange Zeit kaum an die Staatsbürgerschaft gebunden zu sein scheint, macht sich das Fehlen der Staatsbürgerschaft durch befristete Mietverträge, schlechte Wohnverhältnisse und immer wieder stattfindende Versuche, die MigrantInnen aus der Wohnung zu drängen bemerkbar. Auch das Anmieten und der Erwerb einer Wohnung wurden für die MigrantInnen durch direkte oder indirekte Diskriminierung am Wohnungsmarkt erschwert.

*„Man sagte mir, falls ich die Staatsbürgerschaft habe, dann konnte die Verwaltung mir meine Wohnung nicht wegnehmen. Trotzdem versuchte die Verwaltung mich rauswerfen. So habe ich meine Staatsbürgerschaft bekommen. Aber ich habe dabei nichts zusätzliches bekommen. Da sich mein Sohn mit Immobilien gut auskannte, und da er gut verhandelt hat, konnten sie nicht mehr darauf bestehen.“
(Türkin, 66 Jahre, 2.CI)*

„Dann mieteten wir eine Wohnung für 3 Jahre. Wir haben Krediten aufgenommen. Ich habe damals gearbeitet. Ich habe 85.000 Schillinge Ablöse bezahlt. Als ich die Krediten zurückbezahlt hatte, habe ich Schwierigkeiten gehabt. Ich habe ja auch noch die Miete bezahlt. Dann haben wir eine andere Wohnung weitergesucht. Ich bin sogar zur Bezirksvorsteherin gegangen. Wir müssten auch die Wohnung verlassen, ich hatte damals auch die Staatsbürgerschaft erhalten, im Jahre 1997. Ich habe eigentlich im Jahre 1992 den Antrag gegeben. [...] Da ich dann Staatsbürgerschaft gehabt hatte, haben wir diese Wohnung von der Gemeinde bekommen können. Aber man soll Glück haben, damit man an einen besseren Ort kommt. Hier im Haus sind die Leute nicht nett. Alle Nachbarn haben Probleme, und sie sind arbeitslos.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.CI)

„Möchte noch was sagen: Ausländer, die die österreichische Staatsbürgerschaft nicht besitzen, wohnen immer in Substandardwohnungen, weil sie keine andere Chance haben. Die schlechtesten Wohnungen in der Türkei sind sogar größer als die meisten Wohnungen hier.“ (Türke, 39 Jahre, 2.CI)

„Bis zum Jahr 2000 bis ich die Staatsbürgerschaft bekommen habe, habe ich neun mal die Wohnung gewechselt. Fast jede Wohnung wurde auf sechs Monate befristet.

Und nachher, wie war es nachher?

Nachdem ich die Staatsbürgerschaft bekommen habe, habe ich eine normale Wohnung gefunden und die Kinder waren schon größer. Die Schwester hat für sich eine eigene Wohnung angemietet.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

„Einmal habe ich mich bei der Gemeinde eingeschrieben, dann habe ich einen Brief bekommen, dass ich kein Recht habe. Nicht deshalb, weil wir keine Staatsbürgerschaft haben, wir leben ja seit 24 Jahren hier, ich kenne so viele Leute, die ohne Staatsbürgerschaft eine Gemeindefwohnung bekommen haben.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

„Da ich dann die Staatsbürgerschaft gehabt hatte, haben wir diese Wohnung von der Gemeinde bekommen können.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

Während der Zugang zum Arbeitsmarkt für die MigrantInnen oft als klar geregelt erscheint und Staatsbürgerschaft im Bezug auf Arbeit nur selten, oder erst später im Zeitverlauf (im Laufe der 90er Jahre?) an Bedeutung gewinnt, stellt sich die fehlende Staatsbürgerschaft bei der Wohnungssuche und der Wohnqualität schon zu Beginn der Migration als Problem dar. Bei längerem Aufenthalt (Familiengründungen) in der Einwanderungsgesellschaft strebten die MigrantInnen auch eine Veränderung ihrer Wohnsituation an. Sie stießen dabei auf alltägliche Ablehnung aufgrund von Herkunft, Sprache oder Aussehen und erfuhren zunehmend rechtliche Diskriminierung in Bezug auf die Verknüpfung zwischen Aufenthaltsrecht und dem Zugang zu adäquaten Wohnraum.

„Das waren schwierige Zeiten, du konntest nicht so einfach eine bessere Wohnung finden ... der Österreicher fragt gleich ... ha Ausländer? Am Anfang ... es ist mir einige Male passiert ... na, sagt er, keine Ausländer. Damals hatte ich nicht die österreichische Staatsbürgerschaft ... ich war oft sehr verwirrt ... immer, wenn ich in der Zeitung ein Inserat finde und anrufe, heißt es ... nein, tut mir leid ... und haben Sie Kinder? ... oh, das ist noch schlimmer, kommt nicht in Frage ... Also, sie wollen ... sie sind ruhig und still, so sind sie, die Österreicher ... unsere Kinder ... vom Balkan ... sind gewöhnlich etwas lauter ... sie rennen im Zimmer herum ... das ist doch normal ... zwei Kinder ... Es ist nicht leicht, in einer Metropole zu leben und keine passende Wohnung zu haben. Die Wohnung, in der ich vorher gewohnt habe, war nicht schlecht ... dritter Stock ... Wasser drinnen ... alles da... nur, zu wenige Quadratmeter für vier Personen. Und das werde ich den Österreichern ebenfalls nie verzeihen, die Einführung der Regelung „10m² pro Person“ bei der Erteilung der Visa ... Für viele Landsleute von mir war das eine unmögliche Situation ... Ich hatte Glück gehabt, dass ich diese Wohnung mit der entsprechenden Fläche gefunden habe, so dass ich in der Folge keine weiteren Probleme gehabt habe. Immer hat man ihn verlangt ... das ging mir schon auf die Nerven ... Aha, Ausländer, wir brauchen Ihren Mietvertrag ... Was soll das ... sobald man sah, dass jemand ein

Ausländer war, hieß es sofort ... aha, Ausländer ... bitte Mietvertrag (die letzten vier Worte sagt der Interviewte auf Deutsche) ... Wie lang soll das noch so weiter gehen? Es geht schon so weit, dass einem die Galle überläuft, denn sobald man dich sieht, heißt es: Aha, Ausländer, bitte Mitvertrag, Meldezettel (die letzten 5 Wörter sagt der Interviewte auf Deutsch) ... es gibt sie, also, diese Diskriminierung beim Magistrat, die gab es schon ... ich habe einmal Probleme auf dem Bezirksamt im 15. Bezirk gehabt ... Wie lange wollen Sie das noch von mir verlangen? – habe ich gesagt ... tut mir leid, Sie können sich oben beim Bezirksvorsteher beschweren ... Ich sagte, warum soll ich mich beschweren, Sie, als Beamter, sollen reagieren, wenn eine Partei sagt, ich habe dieses und dieses Problem ... Sie können sich im Parlament beschweren! ... Bei wem soll ich mich beschweren? ... Damals war Vranitzky ... aber er konnte auch nichts machen ... “ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

In den Interviews wurden nicht nur die Erfahrungen mit vorhandener Einbürgerung und ihr Einfluss auf den Bereichen Arbeitsmarkt und Wohnungssektor durch die MigrantInnen reflektiert. Einige von ihnen äußern an verschiedenen Stellen politische Wünsche und Vorstellungen, die sie mit dem Konzept der Staatsbürgerschaft verbinden. So wurde in verschiedenen Interviews die Bedeutung von politischen Mitentscheidungsrechten erwähnt, wenn der Lebensmittelpunkt der MigrantInnen in der Einwanderungsgesellschaft liegt. Die Analyse zeigt einen gut sichtbaren, und durch die MigrantInnen klar artikulierten Zusammenhang zwischen politischer Partizipation und Staatsbürgerschaft.

„Ausländer’ war ich dort aber erst nach der Staatsbürgerschaft hatte ich das ‚Recht’ zu reden, dann hatte ich mehr Mitspracherechte... dann war ich sogar in der Präsidentenkommission.“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„Seit kurzem haben wir alle Staatsbürgerschaft. Eigentlich wollten wir früher haben, aber wegen der Scheidung hat alles länger gebraucht. Ich habe meine erste Stimme bei der letzten Wahlen gegeben.

Warum?

Ich lebe hier. Ich wollte einfach die österreichische Staatsbürgerschaft haben. Ich wollte wählen, wenn ich hier lebe wollte ich auch das Sagen haben. Wenn ich hier lebte, wollte ich alle meine Rechte haben.“ (Türkin, 40 Jahre, 3.Cl)

Mitentscheidungsrechte werden als Pflicht aber auch als Chance gesehen, auf die besonderen Probleme von MigrantInnen aufmerksam zu machen.

„OK, das war eine Zeit, wo du erwerbstätig warst und dann kam die Kündigung?

Na ja, nach 34 Jahren.

Hast du das als Unrecht empfunden?

Natürlich ... (lächelt, atmet tief aus) ... aber, dass ist ein, ein ein ... Prozess ... der wird wahrscheinlich ... noch bei Gericht Folgen haben. Also, ich glaube nicht, das hat nicht viel mit, mit mir ... hat schon viel mit mir, mit meinem politischen Engagement... und das war, wo ich habe mich das erste Mal... als, als nicht Parteimitglied von einer Partei engagiert, für die Arbeiterkammerwahl als unabhängiger Kandidat und wo, wo eben in dem Bereich, wo ich tätig war, war das wie eine, eine starke Ohrfeige dort für die Etablierten gewesen, weil die Liste war in dem Hotel die Drittstärkste.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

„Ein Migrant ist für Politiker und für Parteien total uninteressant, solange er kein österreichischer Staatsbürger ist, hat er kein Wahlrecht. Das zeigt eben, wie man Recht hat. Ein Nichtwähler ist für Parteien und Politiker nichts, ein Niemand, weil es ist nicht notwendig, ihn zu mobilisieren, weil er hat sowieso kein Stimmrecht.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Darüber hinaus wird in der Gruppe der SerbInnen auch das Problem der doppelten Staatsbürgerschaft thematisiert. Da die Türkei 1995 ein Gesetz verabschiedete, das den eingebürgerten „Auslandstürken“ weit reichende Erwerbs- und Erbschaftsrechte in der Türkei zusicherte, erweist sich eine Einbürgerungsentscheidung für die Gruppe der MigrantInnen türkischer Herkunft nicht als Konflikt, wie dies für die Gruppe der MigrantInnen serbischer Herkunft der Fall ist.

“Nein, das war überhaupt nicht eine schwere Entscheidung, schade ist nur, dass wir müssten die kroatische und die serbische Staatsbürgerschaft... schade, wir müssten das machen, aber österreichische Dokumente zu machen... waren überhaupt keine Probleme.. wäre besser wenn diese Doppelstaatsbürgerschaft wie in anderen Eu-Ländern wäre akzeptiert....aber.....” (Serbe, 44 Jahre, 2. Cl)

„... aber die Staatsbürgerschaft war nicht schlecht zu nehmen, es gibt Leute, die haben beide - einer er will nicht hier bleiben, hat beide Pässe, wenn er die österreichische Grenze passiert, zeigt er ihren, wenn er in Jugoslawien ist ihren, denn unten musst du dich als Österreicher anmelden...es muss nicht jeder wissen.“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„Bist du österreichischer Staatsbürger?“

Ich bin kein österreichischer Staatsbürger ... ehm ... ich ... und zwar ... aus folgendem Grund. Ich habe noch einige Sachen, die in Montenegro zu klären habe, und zwar, ich bin ... ehm ... Besitzer einiger Liegenschaften und ich habe auch mit Gemeinde, wo ich wohne, noch einige Streitigkeiten über einen Grund, der ... ehm ... der mir ... so zu sagen ... fast ... von der Stadt ... ehm ... ent ... enteignet wurde und ich kämpfe vor Gericht um diese Gutmachung und natürlich um diese Ausgangsposition nicht zu verschlechtern habe ich

die serbisch-montenegrinische Staatsbürgerschaft noch beibehalten. Meine ganze Familie hat die österreichische Staatsbürgerschaft, natürlich die Frau als gebürtige Österreicherin sowieso, ... und glaube ... ja ... heute oder morgen ... ah, so ... ich habe auch nicht ... ich sehe auch keine, keine richtige Nachteile dadurch, dass ich das nicht bin, und ich glaube, die gesellschaftliche Akzeptanz hat auch mit der österreichischen Staatsbürgerschaft ...ehm ... in Österreich nicht allzu viel zu tun. Ehm ... es ist, zwar, schade, dass es so ist, aber ... ja, das ist so.“ (Serbe, 49 Jahre, I.C1)

In den Interviews wird oftmals mit Bedauern darüber gesprochen, dass im Unterschied zu vielen anderen europäischen Länder eine doppelte Staatsbürgerschaft in Österreich nicht möglich ist. Wie im Abschnitt *Identifikation* zu sehen sein wird, sind mehrfache emotionale Bindungen eher die Regel als die Ausnahme. Ein wichtiges Ergebnis dieser Studie besteht darin, dass keine Indizien auf Loyalitätskonflikte bei den hier befragten MigrantInnen der ersten Generation zu finden sind. Der Wunsch nach einer doppelten Staatsbürgerschaft ist eng mit dem Muster einer mehrfachen Identifikation verknüpft und ist an das gelebte emotionale „Pendeln“ zwischen Herkunfts- und Einwanderungsgesellschaft gebunden. In diesem Sinne würde die Doppelstaatsbürgerschaft am ehesten die Identifikationsstruktur der Befragten widerspiegeln.

In den Interviews zeigt sich an verschiedenen Stellen, dass Identifikation mit Österreich nicht als der Ausgangspunkt für die Einbürgerungsentscheidung gesehen wird. Allerdings kann die erworbene österreichische Staatsbürgerschaft als Voraussetzung dafür gesehen werden, sich mit Österreich zu identifizieren, wie im nun folgenden Abschnitt gezeigt werden soll.

Zusammenfassung

Staatsbürgerschaft wird für die in dieser Studie befragten MigrantInnen der ersten „GastarbeiterInnengeneration“ erst in einer späteren Phase der Niederlassung in Österreich wichtig, in der auch die Verschiebung des Rückkehrgedankens auf die Nacherwerbsphase stattfindet. Der Wunsch nach einer Einbürgerung hängt vor allem mit der Bleibeabsicht zusammen.

Die wichtigste Funktion der Staatsbürgerschaft ist für die MigrantInnen die Gleichstellung und Bekämpfung von direkter und systematischer Diskriminierung. Doch aus ihren Erzählungen ist auch abzulesen, dass sie sich wenig Veränderung in ihren alltäglichen Diskriminierungserfahrungen erwarten, denn für sie ist klar, dass sie weiterhin „als

AusländerIn“ wahrgenommen werden, auch wenn sie bereits österreichische StaatsbürgerInnen sind.

Die gleichberechtigte Teilhabe in allen Bereichen der Gesellschaft ist Ziel einer nachhaltigen Integrationspolitik. Partizipation setzt jedoch Integration voraus, d.h. Einbürgerung sollte als ein erster Meilenstein und nicht als der letzte Schritt im Integrationsprozess betrachtet werden (siehe dazu auch Waldrauch und Cinar 2003: 282). Der Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft sichert das Aufenthaltsrecht und bietet Schutz vor Ausweisung, erleichtert den Zugang zum Arbeitsmarkt sowie zum Sozial- und Bildungssystem. Er schützt vor Diskriminierung und befähigt zur vollen politischen Partizipation. Die Analyse der im Rahmen des Projektes durchgeführten Interviews bestätigt diese Sichtweise.

Identifikation

Die Identifikation von MigrantInnen mit der Aufnahmegesellschaft¹⁸ kann als ‚Hingabe‘ (emotional erlebte kollektive Identitäten), abstrakte Verpflichtung auf gewisse Grundregeln (Bürgersinn) oder eine bloße Hinnahme des Systems beschrieben werden. *„Eine (kollektive) Identifikation mit der jeweiligen Gesellschaft ist nur dann zu erwarten, wenn die Zugehörigkeit dazu auch als ertragreich erlebt wird, insbesondere auch im Vergleich zu möglichen Alternativen. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist die Einbettung in als erfreulich erlebte und auch sonst interessante soziale Bezüge. Dazu kann es nur kommen, wenn die erforderliche kulturellen Fertigkeiten, insbesondere sprachlicher Art, beherrscht werden und¹⁹ wenn die entsprechenden Kontakte auch von den möglichen Partnern als interessant erlebt werden können“* (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 17). Esser geht davon aus, dass interethnische Kontakte Sprachkenntnisse (Kulturation) voraussetzen, die wiederum in einer wechselseitigen Beziehung zu struktureller Integration stehen. Erst dann kann eine Form von Identifikation möglich werden: *„Die emotionale Assimilation folgt den drei anderen Arten, insbesondere aber der sozialen Assimilation. Die wiederum ist von einer erfolgreichen kulturellen und strukturellen Assimilation bedingt, wobei die kulturelle und die strukturelle Assimilation in einem wechselseitigen Bedingungs- und Verstärkungsverhältnis stehen“* (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 22). Kann für die hier befragten MigrantInnen gezeigt werden, dass sie sich trotz mehrfacher Benachteiligungen, ethnischer Segmentierung des Arbeitsmarktes, und einem Verharren in innerethnischen sozialen Netzwerken, in Österreich heimisch fühlen?

Eine qualitativ orientierte Herangehensweise bietet die Möglichkeit, die Vielfältigkeit von Identifikationsmustern abzubilden und auch das Verständnis und die Bedeutung von Begriffen wie Heimat, Fremde und Kultur in ihrer Interdependenz darzustellen.

Drei Muster der Identifikation sind in den Erzählungen der MigrantInnen in dieser Studie feststellbar/ erkennbar: Überwiegende Identifikation mit dem Herkunftsland, Verlust von Bezugspunkten für die Identifikation aufgrund der Migration und mehrfache Identifikation,

¹⁸ Für Esser stellt die Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft die vierte Dimension der sozialen Integration dar.

¹⁹ Hervorhebung im Original

die eine emotionale Bindung sowohl an das Herkunfts- als auch an das Einwanderungsland impliziert. Neben der Zuordnung zu den Identifikationsmustern werden im folgenden Abschnitt auch die Gründe für die Identifikation mit Österreich beschrieben.

Identifikation mit dem Herkunftsland

Die meisten der hier befragten MigrantInnen sind als „GastarbeiterInnen“ nach Österreich gekommen. Der Aufenthaltsstatus und die Dauer ihres Verbleibs in Österreich wurden lange Zeit nicht geklärt (sowohl aus der Sicht der MigrantInnen, als auch seitens der Republik Österreich). Dieser Umstand kann einen Teil der festgestellten Disparitäten im Identifikationsgefüge erklären. Grundsätzlich bewegen sich MigrantInnen zwischen verschiedenen Polen der Identifikation. Nicht nur, dass sie eine Identifikation zu ihrer neuen Heimat finden wollen, sollen oder sogar müssen, auch der Umgang mit eigenen kulturellen Wurzeln und Traditionen und die Bindung an die Heimat muss verarbeitet werden. Diese multiplen Zugehörigkeiten implizieren mehr als nur einen Bezugsort für den Identifikationsprozess. Überdies lassen sie sich nicht als statisch bzw. dichotom (vorhanden vs. nicht vorhanden) betrachten, sondern stellen ein „identifikatorisches Mosaik“ dar.

Für einige der in unserer Studie befragten MigrantInnen bleibt dennoch die emotionale Bindung an das Herkunftsland auch nach langem Aufenthalt der wichtigste Bezugspunkt für ihre Identitätsbildung.

*„Natürlich fühle ich mich in der Türkei beheimatet, weil ich bin dort geboren, dort aufgewachsen, meine Kindheit habe ich dort gelebt, ich liebe meine Kultur, meine Heimat, meine Wurzeln sind in der Türkei“
(Türke, 53 Jahre, 1.Cl)*

„Wie gesagt meine Heimat ist Türkei, ich liebe meine Heimat, obwohl ich die österreichische Staatsbürgerschaft seit 1998 habe.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Wo fühlen Sie sich zu Hause?“

Zu Hause, noch immer. Ich kann es nicht sagen, auch hier bin ich frei. Aber es ist trotzdem anders. Wissen Sie, sobald ich die Grenze überquere, fühle ich mich gleich anders, so leicht, frei. Oder wenn ich zu Hause ankomme, verstehe ich meine Leute, verstehe ich meine Sprache. Ich weiß nicht, meine Familie, mein Haus.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

Klimatische Unterschiede zwischen Österreich und Herkunftsgesellschaft in Kombination mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen durch jahrelange schwere Arbeit verstärken das Gefühl von Heimweh.

„[...] es ist schon ein Unterschied natürlich, weil ich liebe schon Sonne. Unten war es ganz anders und hier ist oft kalt und finster und schiech und Regen, und in Wien ist immer Wind, na da kriege ich Kopf und Rückenschmerzen und alles mögliche (lacht), aber nach so vielen Jahren bist du es schon gewohnt...“

Hast du auch Heimweh?

Also, ab und zu schon, wenn ich frei bin, wenn ich 2-3 Tage frei habe oder in den Feiertagen oder so dann bin ich Zuhause und sehe alle Familien treffen sich und meine Familie und ich bin alleine dann schon... ich denke mir, oh es wäre schön, wenn jetzt ich wäre zu Hause mit meiner Familie... aber so wenn ich arbeite jeden Tag dann habe ich keine Zeit für Heimweh und wenn ich müde nach Hause komme dann schlafe ich und denke nicht an Heim... habe ich keine Zeit zum Heimweh.. nur wenn du hast frei... nur dann...“ (Serbin, 73 Jahre, 3.Cl)

Diskriminierungserfahrungen im Alltag oder am Arbeitsplatz steigern das Gefühl, in Österreich nicht akzeptiert und toleriert zu sein, was wiederum die emotionale Distanz zur Aufnahmegesellschaft vergrößert.

„Ansonsten ist die Türkei ein Stück vom Himmel. Ich habe es hier nicht geliebt, weil die Menschen, die hier leben, könnten uns auch nicht lieben. Die Menschen von hier könnten uns nicht lieben. Das merkt man schon, wenn man ihnen in die Augen schaut. Obwohl die dich anlachen, merkt man dass sie dich hassen. Ich konnte die Menschen hier nicht lieben. Du wirst vielleicht mit Österreichern befreundet sein, und nah kommen, aber dann beißen sie dich einfach als ob er/sie ein Hund ist, ohne jegliche Vorwarnung.“

Kannst du mir ein Beispiel nennen?

Zum Beispiel, was in der Arbeit mir passiert ist. Sogar auf der Straße. Obwohl sie sich nett benehmen, man merkt dass die Österreicher anders denken. Ich entnehme das, was ich alles erlebt habe. Sogar die Politik in den letzten Jahren. Sie erzählen sie wollen uns nicht. Es gibt einige Sachen, die konkret passiert sind, aber ich kann mich nun nicht erinnern (Interviewerin: ich nehme an, es sind peinliche Sachen, sie will nicht erzählen).“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

Der Identifikationsprozess impliziert nicht nur die Entscheidung eines Individuums, sich als Teil der Gruppe (Kategorie bzw. des Kollektivs) zu empfinden, sondern bezieht sich auch auf die Fremdwahrnehmung, das Gefühl und die Gewissheit von „den Anderen“ als Teil der eigenen Gruppe, des Ganzen betrachtet zu werden (Jenkins 1997).

„So lange die dich nicht lieben, kannst du auch sie nicht lieben, du kannst auch nicht mit ihnen freundlich sein, obwohl du willst. Zum Beispiel, ich bin in diese Wohnung umgezogen, es lebte ein Junge unten. Als ob er uns mit Kopfhörer abhörte, hat er hin und wieder die Polizei angerufen, und hergeholt, er hat immer gesagt, wir streiten heftig. Er hat gesagt, es gab Gewalt bei uns. Einmal ist ein Teller auf“

den Boden gefallen, und zerfallen, und er hat sogar dann die Polizei hergeholt. [...] Ich habe den Polizisten immer gesagt, so was gibt es nicht. Und die haben das auch bestätigt. Und sie haben dann einen Brief geschrieben. Sie sind nicht mehr gekommen, sie haben diesem Jungen nicht mehr geglaubt. [...] Ich denke schon, er hat uns immer wieder angezeigt, weil er Depressionen gehabt hatte, weil er Probleme gehabt hatte. Ich denke die Polizisten sind auch fremdenfeindlich. Denn sie haben immer gesagt, falls es nichts gegeben hatte, hätte der Nachbar uns die Sache nicht gemeldet. Wir haben ja keine kleine Kinder, so dass wir laut sind. Einmal im Jahr vielleicht fällt etwas auf den Boden. Und da hat der Mann uns Probleme gemacht.“ (Türkin, 50 Jahre, 2.Cl)

Verlust von Bezugspunkten für die Identifikation aufgrund der Migration

Identität ist ein andauernder Prozess und das Aushandeln der Zugehörigkeit verläuft nicht immer geradlinig, sondern kann auch Konflikte und Brüche beinhalten. Der selbst- und fremdgeschriebene Status des „Gastarbeiters“ oder der „Gastarbeiterin“ kann dazu führen, dass der Identitätsprozess äußerst konflikthaft verläuft, nämlich dann, wenn sich die MigrantInnen sowohl im Herkunfts- als auch im Einwanderungsland fremd fühlen.

„Sagen Sie mir, wo Sie sich zuhause fühlen?“

Also, ich sag’s Ihnen (lachen), die Zeit hat das ihre getan... also weder in Südserbien noch hier... also ich bin von dort aber ich fahre dort Weekends. Aber ich fühle mich nicht Zuhause... und hier bin ich es auch nicht... leider werde ich auch hier als Fremder betrachtet aber auch im eigenen Land werde ich als Fremder wahrgenommen, weil ich nicht immer bei ihnen sein kann. Mit meinen Nachbarn und so... sie betrachten mich als einen Fremden... das ist... so.“ (Serbe, 44 Jahre, 3.Cl)

„Hier bin ich zu Hause... Scheiß drauf! Ich kann nichts mit den Leuten unten reden. Ihre Landwirtschaft interessiert mich nicht, vielleicht ist es blöd, aber sie erscheinen mir dumm heute... sie haben nichts durchgemacht, nichts gesehen, nichts durchlebt...“ (Serbe, 44 Jahre, 1.Cl)

„Wo fühlen Sie sich zuhause?“

Ich weiß es nicht mehr. Ich mag es sehr nachhause zu fahren, aber mein Zentrum ist im Moment da, da sind meine Sachen, da ist mein Bett, da sind meine Bücher, ich weiß es nicht. Ich fühle mich nicht hier und nicht dort als Ausländer, aber ich bin auch nicht da oder dort zuhause. Im Moment fühle ich mich nirgends zuhause.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

Der Eindruck, sich nirgends zuhause zu fühlen, hat in den hier zitierten Fällen mit enttäuschten Erwartungen zu tun, sei es durch den erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt, die

erlebte Dequalifizierung im Erwerbsverlauf oder das subjektive Empfinden, immer noch als AusländerIn wahrgenommen zu werden.

„Mein Beruf (in der Heimat) hat mir viel Spaß gemacht. Ich war für den Wareneinkauf eines großen Einkaufshauses zuständig. Ich konnte viel reisen, eine Wohnung und ein Auto kaufen. [...] Als ich gekommen bin war ich ohne Arbeit. Ich musste nicht arbeiten, weil mein Mann Arbeit hatte. Trotzdem hat mich das ganz verrückt gemacht, weil ich es gewohnt war immer eigenes Geld zu verdienen. [...] Weil mein Mann die österreichische Staatsbürgerschaft hat, konnte ich dann eine Arbeitsbewilligung bekommen. Seit dieser Zeit arbeite ich immer noch im selben Unternehmen. In einem Imbiss.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

Ein nicht erwünschtes, aber mögliches Ergebnis einer Identitätskrise, kann Anomie oder völlige Resignation sein, die wiederum eine Rückkehr in das Herkunftsland wahrscheinlicher machen.

*„Haben Sie vor zurück zu gehen?
Ja, ja. Ich habe vor zurück zu gehen.“*

Was für Pläne haben Sie?

Unsere Pläne sind, wenn wir in Pension gehen und alt sind, dann brauchen wir diesen Stress nicht. Wir brauchen keine große Stadt, ich brauche nur meine Ruhe. Ich brauche Jemanden, um mit ihm auf einen Kaffee zu gehen. Ich brauche diese Spontaneität, die es dort noch gibt. Hier ist alles nach Terminen und Freundschaft und dort gibt es noch diese Spontaneität und so, dass wir planen zurück zu gehen, nicht nach Z., nicht nach B., sondern genau nach S. Dort fühle ich mich gut, aber ich denke nicht, dass ich den Kontakt hierher abbrechen werde.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

Wird bei den oben zitierten InterviewpartnerInnen einen Verlust von eindeutigen Zugehörigkeitsgefühlen sichtbar, zeigt sich in den nachfolgenden Zitaten eine unsichere Bewertung der mehrfachen Zugehörigkeiten.

„Also, dort unten bin ich Zuhause... aber hier ist mein Arbeitsplatz und unten habe ich keine Versorgung... auch hier ist es gut, aber besser wäre es unten das ist meine Heimat aber was soll's.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

„Eigentlich fühle ich mich in Österreich wohler, weil die Lebensqualität besser ist und die Gesundheitsvorsorge viel besser als in der Türkei, weil ich habe schon jahrelang Bandscheibenprobleme, darum bin ich in die Frühpension gegangen und ich lass mich vom Arzt behandeln, in der Türkei hätte ich mir die Behandlungskosten auf Zeit gar nicht leisten können. Trotzdem ist meine Heimat Türkei, meine Wurzeln sind in der Türkei.“ (Türke, 62 Jahre, 1.Cl)

„Wo fühlen Sie sich zu Hause?“

Wo fühle ich mich zu Hause ... ? (kleine Pause) ... Wenn ich unten bin, fühle ich mich unten zuhause, aber dann zieht es mich wieder hier zurück. Aber wenn ich hier ein bisschen länger bin in Österreich, vermisse ich es unten, weil dort meine Familie ist, meine und die meines Mannes. Es ist normal, dass mich mein Herz hin zieht. Aber im Allgemeinen fühle ich mich wohl, hier und dort (lacht). Wie wir alle, wenn ein Anfall haben:" AH! Joj, da ist er, mein, von wo bist du, was gibt's!" (Sie denkt an ein überraschendes Zusammentreffen mit Leuten aus Jugoslawien und sie lacht laut.) Und so etwas. Nach einer Zeit, sage ich: "Ha? Du bist hier, hier ist dein Kind, hier ist dein Mann, hier ist deine Arbeit, die Freunde deines Kindes!". Ein bisschen sich zusammenreißen, so ist es und es geht nicht anders.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.Cl)

Die Verknüpfung von Erwerbsleben oder den erstandenen Eigentumsverhältnissen während der Migration mit der emotionalen Bindung macht auf den Umstand aufmerksam, dass MigrantInnen in Österreich Möglichkeiten geboten wurden, die sie in ihrer Heimat nicht gehabt hätten. Arbeit stellt somit eine wichtige Quelle für die Identifikation mit Österreich dar, was im folgenden Abschnitt noch stärker sichtbar wird.

Mehrfache Identifikation

Die mehrfache Identifikation beruht auf der unterschiedlichen Zuordnung von Prioritätsmodellen und ist individuell differenziert. Je nachdem, wie diese Prioritäten verteilt werden, schwanken die MigrantInnen in ihrer emotionalen Bindung zwischen dem Herkunfts- und Aufnahmeland oder sie identifizieren sich gleichzeitig mit beiden. Dieses Muster der mehrfachen emotionalen Zugehörigkeiten manifestiert sich bei den hier befragten MigrantInnen am stärksten. Im Gegensatz zum vorher beschriebenen Muster der unsicheren Bewertung von mehrfachen Zugehörigkeiten, zeigt sich bei dem hier beschriebenen bereits ein gewisses Selbstverständnis der mehrfachen identifikatorischen Verortung - ein Ergebnis, das von besonderem Interesse ist. Nicht zuletzt, weil es im Widerspruch zur Einbürgerungspraxis in Österreich steht: „Dieses Misstrauen gegen ambivalente oder mehrfache Zugehörigkeiten manifestiert sich in Österreich sogar im Staatsbürgerschaftsgesetz, welches von jenen, die sich einbürgern lassen wollen, kategorisch verlangt, ihre alte Staatsbürgerschaft aufzugeben“ (Bauböck 2001: 16). Auch Esser kommt zu dem Schluss, dass eine rasche Aufgabe einer emotional besetzten Zugehörigkeit, wie der hergebrachten Staatsangehörigkeit, die Prozesse der Sozialintegration eher behindern als fördern würde (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 27).

Ein zentrales Ergebnis dieser Analyse ist, dass die erlangte österreichische Staatsbürgerschaft für die MigrantInnen nicht nur als Mittel zur Gleichstellung gesehen wird, sondern als **Grundlage** zur Identifikation mit Österreich dient.

*„Auf jeden Fall in Österreich (**bleiben**), ich habe hier alles aufgebaut Freunde, Arbeit meine Familie ist hier, ich habe auch die österreichische Staatsbürgerschaft. Ich denke meine Heimat ist Österreich.“ (Türke, 40 Jahre, 3.Cl)*

„Ich zähle mich zu einem Teil der Österreicher, weil ich schon 15 Jahre die Staatsbürgerschaft habe.“ (Serbin, 50 Jahre, 5.Cl)

Sich als ÖsterreicherIn zu fühlen setzt voraus, als ÖsterreicherIn definiert und akzeptiert zu werden.

Ein weiteres bedeutsames Ergebnis betrifft den Zusammenhang von abgesichertem Aufenthaltsstatus und Mobilität. Das Absichern des Aufenthalts ermöglicht die von den MigrantInnen erwünschte und gelebte Mobilität bzw. das „Pendeln“ zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland, auch in emotionaler Hinsicht.

„Wo hast du vor deine Pension zu verbringen?“

Pension? Gute Frage. Bisschen da, bisschen dort, überall. Wenn ich könnte, dann hier fix, aber ich wollte, wenn ich könnte reisen, aber nur kurz.“ (Serbin, 39 Jahre, 2.Cl)

„Wie ich schon gesagt habe, möchte ich nicht in die Türkei zurück, weil es für mich zu spät ist, aber wenn ich in die Pension gehe dann würde ich 6 Monate hier und 6 Monate in der Türkei leben, ich habe auch die österreichische Staatsbürgerschaft...“ (Türke, 53 Jahre, 1.Cl)

„Ich fühle mich hier eigentlich sehr wohl und, und ich sage ganz offen, ich fühle mich hier zu Hause, ich wohne in einer wunderschöne Gegend, wenn ich, wenn ich in Serbien und Montenegro bin, in Montenegro auf Meer, in einer wunderschönen Stadt, wo die Natur wirklich sehr, sehr schön ist, ich bin sehr gern und oft unten, aber ich freue mich genauso, wenn ich nach Wien komme, also das, was ich in Wien nicht habe, das finde ich am Meer dort, in der Umgebung und das, wenn ich unten bin, dann fehlt mir eigentlich sehr vieles, was ich dann in Wien wieder habe, wenn ich da bin.“ (Serbe, 49 Jahre, 1.Cl)

„Und wo fühlen sie sich zu Hause, wo ist ihre Heimat?“

Oh definitiv hier in Wien... ja ehrlich.... XX. ist mein zweites zu Hause, weil ich kann nur 2-3 Wochen zu Hause sein in XX., Dalmatien, aber in Wien finde ich auch genug Sachen oder genug interessante Dinge, dass ich kann sagen 11 Monate bin ich in Wien wirklich zu Hause, nicht nur in Wien, weil ich bin sehr intensiv unterwegs...

Und wie definieren sie Heimat?

Heimat ist, wo meine Großeltern geboren sind.. oder meine Eltern das ist Heimat, das ist Dalmatien...” (Serbe, 42 Jahre, 2.Cl)

„Natürlich bin ich ein Wiener ...ein Serbe ... und ... ehm ...ich finde mich auch tolerant ... weil ... ich bin ... ehm ... natürlich auch ein Europäer ... aber Bewohner dieses Planets ... diese, diese ... das Ganze, das Ganze gesehen ist eben... man darf sich nicht beschränken in Anspruch ... ehm ... für, für Besseres, ja,... und auch aufpassen, nicht jemanden für dich ... denn ich finde... Freiheit ist es dann Freiheit, wenn meine Freiheit, die ich in Anspruch nehme, nicht andere Freiheiten unterdrücken.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Generell spielt das Alter und die Aufenthaltsdauer eine wichtige Rolle für die Identifikation mit der Einwanderungsgesellschaft. Sind die Befragten jung nach Österreich gekommen oder haben sie einen großen Teil ihres Lebens in Österreich verbracht, Familie gegründet oder nachgeholt, so sehen sie Österreich zunehmend als ihre Heimat.

„Na ja ich bin jetzt fast 50.. da ich schon mit 17 Jahren hierher gekommen bin, kenne ich Österreich besser als die Türkei. Ich war schon fast überall in Österreich, bin viel herumgereist, aber von der Türkei habe nur ca. 1/4 gesehen.. .daher sehe ich mehr Österreich als meine Heimat an, ich fühle mich hier wohler, besser... meine Kinder sind Kinder, deswegen fühle ich mich hier wohler.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

„Natürlich fühle ich mich in Österreich beheimatet, mit 4 Jahren bin ich nach Österreich, bin hier aufgewachsen, bin hier in die Schule gegangen, habe mein Leben hier aufgebaut, meine Familie ist hier, meine Bekannten sind hier, meine Freunde. Ich bin seit 1995 österreichischer Staatsbürger, natürlich fliege ich fast jedes Jahr in die Türkei aber nach 4 Wochen Urlaub vermisse ich schon Österreich, ich kann auch nicht sagen das ich mich als ein echter Österreicher fühle, wenn man irgendwo hinget sei es Arbeit, Spaziergang oder Amtswege da bekommt man es zu spüren das man ein Ausländer ist, aber meiner Meinung nach, muss man, egal in welchen Land man lebt, versuchen sich anzupassen, nur so kann man von anderen Kulturen etwas lernen.“ (Türke, 39 Jahre, 3.Cl)

„Für die Zukunft habe ich keine großen Pläne, ich habe hier ein Haus bauen lassen, ich bin sehr glücklich, dass ich diese Entscheidung getroffen habe und in der Türkei habe ich eine Eigentumswohnung, ich will den Eigentumswohnung in der Türkei verkaufen und hier ein Teil des Kredits abzahlen, damit mein Kredit schneller fertig wird, mein Ziel ist es auch später bei der MA 34 als Hausarbeiter zu arbeiten, ich habe mich schon bereits beworben, und warte auf den Bescheid...“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Trotz der mit der Aufenthaltsdauer zunehmenden Identifikation bleibt für viele MigrantInnen das Herkunftsland oder das Herkunftsland ihrer Eltern ein wichtiger Bezugspunkt. Dieser kommt meist im Gebrauch der „Muttersprache“, insbesondere mit den

eigenen Kindern, oder auch durch die starke Vernetzung in der ethnischen Community in Österreich zum Ausdruck.

„Nun ... zu drei Viertel gehöre ich hierher, denn, in die Heimat fahre ich nur im Urlaub und zu Weihnachten, um meine Freunde und Verwandten zu treffen, und so..., das ist normal, wenn man, aber zurückblickt, jemand kommt hierher mit 22, hier wird die Familie gegründet, hier werden die Kinder in die Schule geschickt und so weiter, das sind alles große Verbindungen und ich muss sagen, dass ich hier viele Freunde unter unseren Bürgern, unseren Arbeitern aus ... ehm ... der ehemaligen SFRJ, habe, ungeachtet der nationalen Zugehörigkeit, der Religion oder der Hautfarbe ... da habe ich wirklich viele Freunde gewonnen [...] so dass ich hier in Wien das Gefühl habe, dass ich zu drei Viertel hierher gehöre.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

Viele MigrantInnen verweisen auf und trennen zugleich Herkunfts- und Aufnahmeland, je nach Bedarf und Situation werden unterschiedliche Bezüge hergestellt (Eriksen 1993; Brubaker 2004). Kulturelle und familiäre Verankerung auf der einen Seite und die Chance auf „Wohlstand“ durch Erwerbsarbeit auf der anderen.

„Ich sehe beide Länder als meine Heimat, auf der einen Seite leben meine Eltern, auf der anderen Seite meine Familie, in dem einen Land bin ich geboren, meine Kindheit habe ich dort verbracht, und in dem anderen Land lebe ich jetzt, verbringe jetzt mein Leben... also beide Länder sind zugleich meine Heimat... die Türkei ist das Land, in dem ich geboren wurde, und Österreich, in dem ich jetzt lebe, und mein Geld verdiene.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. Ich habe auch hier ganz gute Freunde und wunderbare Menschen aber meine Wurzeln sind unten. Ich habe auch dort meine Freundinnen und meine Familie, welche ich kenne, seit ich fünf, sechs Jahre alt war, noch vom Kindergarten. Wir verstehen uns. Ich habe hier Freunde, welche ich in diesen Jahren gewonnen habe, aber dort habe ich Freunde mit denen ich aufgewachsen bin. Wenn ich nach unten fahre fühle ich mich wunderbar, aber es ist auch nicht schwer zurück zu kommen. Eine Zeit lang war es schwer, aber jetzt ist es das nicht mehr.“ (Serbin, 47 Jahre, 1.Cl)

Identifikation als Vorgang des Besetzens eines Objekts mit positiven Werten und Gefühlen kann durch den Erfolg und das Gefühl des „Angenommen-Seins“ in Österreich beeinflusst werden. Auch positive Erfahrungen und Erlebnisse in der Erwerbsarbeit stellen eine Möglichkeit der Identifikation mit Österreich dar.

„Ich bin jetzt Bedienerin und da, wo ich arbeite, begrüßt mich der Direktor und gibt mir auch die Hand, damit wir uns kennen lernen und wir reden auch ganz normal. Ich fühle mich hier nicht wie eine

aus der untersten Klasse. Vielleicht gibt es bei anderen andere Erfahrungen, ich persönlich habe sie nicht gemacht.“ (Serbin, 42 Jahre, 3.Cl)

„Alle haben mich geliebt, weil ich arbeitete, als ob die Arbeit meine eigene wäre, als ob ich zu Hause wäre. Deshalb wurde ich in der Arbeit nie schlecht behandelt. Sie haben mich in der Arbeit immer geliebt und gelobt.“ (Türkin, 54 Jahre, 1.Cl)

Wie im Abschnitt „Arbeit“ beschrieben wurde, spielen der Arbeitsplatz und die Wertschätzung ihrer beruflichen Leistung für die MigrantInnen eine wesentliche Rolle. Einen Großteil ihrer Akzeptanz und Würdigung erhalten sie dort, oder sie versuchen sie durch ihren Einsatz beim Arbeiten zu erlangen.

Ein Teil unserer Befragten nimmt sich noch immer als fremd wahr. Die Mehrheitsgesellschaft verlangt viel an Anpassung und übersieht oft die Leistungen, die durch die ArbeitsmigrantInnen für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung in Österreich erbracht wurden. Die Akzeptanz in der Mehrheitsbevölkerung kann die Identifikation mit Österreich verstärken.

„Es gefällt mir nicht, dass ich mich manchmal als Ausländer fühle. Ich fühle mich manchmal so in manchen Situationen und es ist nicht angenehm. Manchmal, aber das muss nichts bedeuten... Im Grunde fühle ich mich gut.

Wo fühlen Sie sich zuhause?

Hier, ja, hier fühle ich mich Zuhause. Ich weiß es nicht, ob der Grund meine Scheidung ist. Hier lebe ich mit den Kindern, habe mich an hier gewöhnt, habe Freunde. Unten habe ich Haus und Besitz und so weiter. Aber nein, ich fühle mich hier Zuhause.

Haben Sie vor zurück zu gehen?

Nein, nein. Es ist schön den Urlaub dort zu verbringen, eine Zeit mit der Familie zu sein, die unten lebt. Für mich wäre es eine richtige Strafe jetzt unten zu leben. Hier habe mich integriert.“ (Serbin, 43 Jahre, 2.Cl)

„Ich möchte es noch mal sagen, ich bin hier Österreich sehr glücklich, und möchte nicht mehr in die Türkei zurück, es sei denn sie schmeißen uns mal raus (lacht).“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

Trotz zahlreicher Benachteiligungen und subjektiv erlebten Diskriminierungen entwickeln viele unserer Befragten emotionale Bindung an Österreich.

„Fühlst du dich in Österreich beheimatet?

Ich muss zugeben, ich liebe es hier in Österreich. Wenn ich in der Türkei bin, schimpfen meine Nachbar mit mir. Sie fragen, warum ich nicht in die Türkei zurückkehre. Ich liebe es in Österreich. Wien ist schön. Nur haben wir Probleme mit den Wohnungen.“ (Türkin, 60 Jahre, 3.Cl)

„Na ja, Probleme hatte ich eigentlich nur in einem Punkt. Natürlich konnte ich am Anfang kein Wort Deutsch, aus diesem Grund hatte ich anfangs leichte Probleme, aber mit der Zeit lernte ich dann auch die Sprache, und die Probleme lösten sich, habe mich also sehr schnell integriert, weil ich Österreich als meine Heimat ansah.“ (Türke, 48 Jahre, 2.Cl)

Um das Leben in der Fremde zu bewältigen, stellen Bräuche und tradierte kulturelle Muster Identifikationsquellen dar. Aber auch die Vielfalt an Kultur, Einkaufs- und gastronomischen Angeboten der Herkunftskultur führt dazu, dass sich die befragten MigrantInnen in Österreich zu Hause fühlen.

„Fühlst du dich in Österreich zu Hause?“

Ich liebe es hier. Es ist wie eines kleines Istanbul. Es gibt alles hier, was ich brauche. Es gibt türkische Lokale, türkische Geschäfte, türkische Unterhaltung, türkische Konzerte. Dann verstehe ich mich sehr gut mit Österreichern.“ (Türkin, 58 Jahre, 5.Cl)

„Möchtest du sonst noch was sagen?“

Ich bin mit den Ärzten sehr zufrieden. Ich habe alle Leute gern. Ich habe alle gern. Nun haben wir auch in unserem Viertel türkische Geschäfte, Obstgeschäfte, türkische Pizzeria, Juwelier. In der Früh gehe ich raus aus der Wohnung und dann begrüße ich einen nach dem anderen. Ich kaufe dort ein, und wünsche, dass mein Geld ihnen Glück bringt.“ (Türkin, 66 Jahre, 2.Cl)

Anpassung und Gewöhnung an die vorherrschenden Verhaltensmuster der Einwanderungsgesellschaft tauchen wiederholt in den Interviews auf und werden im Zusammenhang mit der sozialen und politischen Sicherheit, sowie der gut funktionierenden Rechtsstaatlichkeit Österreichs, gebracht.

„Ich habe mich hier angepasst und das gefällt mir auch hier lebe ich friedlicher.“ (Türke, 37 Jahre, 1.Cl)

„Am Anfang hatte ich natürlich Probleme mit der deutschen Sprache, hatte Probleme mich hier zu integrieren, mich an Österreich zu gewöhnen.. aber mit der Zeit habe ich mich an das Umfeld, an meine Arbeit gewöhnt, deutsch gelernt... daher habe ich jetzt diese Probleme nicht mehr... habe mich an die Lebensverhältnisse hier gewöhnt.“ (Türke, 39 Jahre, 2.Cl)

„Also, ehrlich gesagt fühle ich mich in Österreich wohler, weil ich hier mein Leben aufgebaut habe, die soziale Sicherheit meiner Meinung nach ist das wichtigste, ich habe auch einen guten Freundeskreis. Zurück in die Türkei kommt für mich gar nicht in Frage.“ (Türke, 40 Jahre, 3.Cl)

„Natürlich fühle ich mich in Österreich beheimatet, weil ich hier alles aufgebaut, ich fing hier an zu arbeiten, hier habe ich eine Eigentumswohnung gekauft, hier habe ich geheiratet, ich habe hier

mehr Rechte, mehr Sicherheit, hier habe ich die Möglichkeit mich zu integrieren, in der Türkei habe ich das nicht gehabt.“ (Türke, 37 Jahre, 2.Cl)

Trotz der Anpassung an bestimmte Verhaltensnormen und kulturelle Praxen der Aufnahmegesellschaft, die als assimilative Handlungen gedeutet werden können, finden sich Grenzziehungen und Zuschreibungen im Interaktions- und Identifikationsprozess (Barth Introduction 1969; Jenkins 1997).

„Ich habe Freunde unter den Österreichern, man könnte nicht sagen, dass ich sie nicht habe, vor allem am Arbeitsplatz, wenn es um den Sport, um die Kontakte geht, aber sie haben, irgendwie, ihre ... jene Eigenart ... jene ihre Mentalität ... ein bisschen egoistisch, sie sind nicht so, wie ... wir vom Balkan sind etwas offener ... herzlicher ... Meine Kollegen Österreicher sollen sich nicht beleidigt fühlen, aber es ist normal ... auch ich habe einige Seiten ihres Lebensstils übernommen ... Friedfertigkeit ... Friedlichkeit ... verständnisvoll zu sein ... nicht zu laut ... Es ist nicht so, wie wir das am Balkan gewöhnt sind ... hallo, Freund, wie geht es dir? – dann wird gepfiffen und so ... wie das bei uns am Land üblich ist ... und ... das ist normal ... wenn man sich, aber, hier ...ehm ... auf der Straße umschaute, so sieht man, wirklich, wenn sich unsere Leute treffen, so begrüßen sie sich nicht so laut, nicht so wie am Anfang, in der ersten Phase, man passt sich der neuen Umgebung an. Wenn sie weggehen ruft man einander zu – hei, wie geht es dir ... warum man sich so verhält ... ist schwer zu sagen ... vielleicht weil ... irgendwas mit der Freiheit ... oder ... wenn ein Österreicher das Haustor öffnet, dann macht er das schön ... leise ... auf und zu ... unsereiner macht das ein bisschen auf balkanische Art ... knallt die Tür zu, damit auch die anderen wissen, dass er herausgegangen ist.“ (Serbe, 54 Jahre, 1.Cl)

„Trotzdem die guten Seiten aus meiner Kultur oder die, die Gewohnheiten sind, werde ich bewahren, schlechte habe ich schon welche abgelegt oder nicht in Verwendung, so werde ich auch weiter raten den anderen, diesen Filter zu benutzen.“ (Serbe, 57 Jahre, 2.Cl)

Zusammenfassung

Trotz der „Verfestigung ungleicher Chancen“²⁰, durch Niedriglöhne, Substandardwohnungen und fehlende soziale Mobilität, identifizieren sich die hier befragten MigrantInnen der ersten Generation mit zunehmender Aufenthaltsdauer mit Österreich, mehr noch, sie fühlen sich in Österreich zuhause. Unsere Ergebnisse stehen im Widerspruch zu der von Esser ("Integration und ethnische Schichtung" 2001) postulierten These, wonach die

²⁰ Bauböck (2001: 28)

emotionale oder „identifikative“ Assimilation²¹ (definiert als die gefühlsmäßige Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft) den drei anderen Arten der Integration folgt: *„Solche ‚Identifikationen‘ entstehen – auch in Bezug auf andere Objekte – immer nur als Folge von ‚Belohnungs‘-Erlebnissen oder Erwartungen, dass die Zugehörigkeit belohnt wird. Aus einer relativ marginalen Situation heraus, bei Erlebnissen der Diskriminierung und Benachteiligung sind derartige Identifikationen nicht zu erwarten“* (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 27). Besonders die von Esser unterstellte Kausalität der unterschiedlichen Dimensionen von Integration ist nach unserer Analyse nicht zu finden. Identifikation hat mit dem Wunsch, in Österreich zu bleiben, zu tun. Obwohl Bleibeabsicht mit rationalen Erwägungen begründet wird, wie etwa dem Erwerb von Wohneigentum, erleichtert die Einbürgerung und die damit verbundene Absicherung des Aufenthaltsstatus das emotionale „Pendeln“ in der Zugehörigkeit zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft. In Erweiterung der Ergebnisse früherer Studien, kann auf der Basis dieser Analyse ein Konnex zwischen gesicherten Aufenthaltsstatus, Bleibeabsicht und Identifikation mit Herkunfts- und Aufnahmeland hergestellt werden. Statt eines „identifikatorischen Dilemmas“ wird das Leben zwischen zwei Kulturen positiv beschrieben und wird in den meisten Fällen nicht als Spaltung der Gefühlswelt wahrgenommen (vgl. Reinprecht 2003). Ein Festlegen auf eine einzige Heimat ist für die Mehrheit der Befragten in dieser Studie nicht möglich. Mehrfache Identifikationen sind eine Tatsache und werden als Bereicherung für das Gefühlsleben wahrgenommen. Es wird mehr als nur ein Bezugspunkt für die emotionale Bindung angeführt.

In beiden hier analysierten Herkunftsgruppen, lassen sich auch Verlust an identifikatorischen Bezugspunkten oder die primäre Identifikation mit dem Herkunftsland feststellen. Diese sind vor allem Folge einer negativen Bewertung des Migrationsprojekts, die wiederum durch Dequalifizierungs- und Diskriminierungserfahrungen bedingt ist.

„Integration ist, glaube ich, ein, ein ... ein sehr lebhafter und lebendiger Prozess, der sehr lange dauert und ich glaube, die Menschen ... die Menschen sind dann integriert, wenn sie beidsprachig denken ... reden und träumen können und wenn sie sich dann, aber ... hier auch zu Hause fühlen. Ich glaube, wenn die glauben, dass die Akzeptanz der mehrheitlichen Gesellschaft hier so

²¹ Esser geht nicht von einer „Gleichheit“ aller AkteurInnen aus, wenn er von Assimilation spricht. Vielmehr geht es um die Angleichung in gewissen Verteilungen der verschiedenen Gruppen, da die Aufnahmegesellschaft auch heterogen ist (2001: 21).

groß ist und fühlen ... die fühlen sich dann aufgenommen und das, was ich schon vorher gesagt habe, wenn das dann auch passt, dann glaube ich, dass die Integration vollzogen ist.“ (Serbe, 54 Jahre, I.Cl)

Der Wunsch nach einer aktiven politischen Teilhabe hängt mit der Aufenthaltsdauer zusammen, kann jedoch im Unterschied zu anderen europäischen Einwanderungsländern (Schweden, Niederlande, Norwegen etc.) erst nach Erlangung der Staatsbürgerschaft vollzogen werden. Mitsprache- bzw. Mitentscheidungsrechte werden vor allem auf der betrieblichen Ebene eingefordert.

„Mit meinem Chef habe ich noch nie Probleme gehabt und ich mit meinem Arbeitskollegen habe ich auch keine Probleme gehabt, bei der XX Fabrik war ich Gruppenleiter in meiner Gruppe waren nur Türken, damals gab es in unserer Firma Betriebsratwahlen und ich wollte als Betriebsrat kandidieren, aber sie haben es ohne Kommentar abgelehnt, ich glaube sie wollten es nicht, weil ich Ausländer war und die anderen, die kandidiert haben, waren nur Österreicher.“ (Türke, 62 Jahre, I.Cl)

Der Grundsatz, dass die Einbürgerung “der letzte Schritt einer geglückten Integration Fremder in Österreich” (vgl. 1283 BlgNR 20. GP – Allgemeiner Teil, zitiert nach Waldrauch, H. und D. Cinar (2003: 261) sei, der nicht nur stark im Staatsbürgerschaftsgesetz verankert ist, sondern die politische und öffentliche Diskussion über Integration bestimmt, ist nach unserer Analyse nicht zu halten. Die Einbürgerung führt bei der überwiegenden Anzahl der hier befragten MigrantInnen zu einer verstärkten Identifikation mit der Republik Österreich und zur aktiven Wahrnehmung von demokratischen Pflichten und Rechten. Daher kann die Verleihung der Staatsbürgerschaft nicht als der letzte Schritt oder das erklärte Ziel von Integrationspolitik sein, sondern sollte als die Schlüsselvoraussetzung für eine gelungene soziale Integration von MigrantInnen gesehen werden (siehe auch Bauböck 2006).

Ergebnisse kurz gefasst

In Folge werden einige wichtige Ergebnisse der vorliegenden Studie dargestellt. Dazu gehört erstens eine differenziertere Sichtweise der Rolle der Sprache im Integrationsprozess, zweitens die Erkenntnis, dass die Erlangung der Staatsbürgerschaft nicht nur als Mittel zur Gleichstellung, sondern vor allem als Grundlage zur Identifikation mit Österreich dient, und drittens die Mehrdimensionalität und Phasenabhängigkeit der subjektiven Bewertung des individuellen Migrationsprojektes. In weiterer Folge dienten diese Analyseergebnisse der abduktiven Hypothesengenerierung (Reichertz 2004), welche modellhaft hier festgehalten werden.

Die Rolle der Sprache

Die quantitative Sekundäranalyse zeigt unter anderem, dass - im Sinne Essers - ein gewisser Grad an sprachlicher Kulturation notwendig ist, um ein bestimmtes Maß an struktureller Integration (*Plazierung*) zu erreichen und um sozialen Aufstieg zu ermöglichen (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 66). Die Bedeutung der sprachlichen Kompetenz im Integrationsprozess wird ebenfalls von allen Befragten der qualitativen Analyse als essentiell erachtet, besonders auch in Bezug auf den sozialen Aufstieg der zweiten und dritten MigrantInnengeneration. Funktionale Zwei- oder Mehrsprachigkeit wird von den befragten MigrantInnen im Rückblick auf ihren Migrationsprozess als Teil eines gelungenen, generationenübergreifenden Migrationsprojektes gesehen und stellt ein hohes Ziel dar.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der vorliegenden Studie zählt die notwendige Differenzierung bei der Analyse der Rolle von Sprache/n im Integrationsprozess. Die quantitative Auswertung der vorliegenden Daten zeigt, dass Merkmale wie Aufenthaltsdauer in Österreich, Alter bei der Einreise oder Bildungsstand wichtige Faktoren der Sprachbeherrschung darstellen. Dieses Ergebnis konnte mittels der qualitativen Befragung dahingehend ergänzt werden, dass auch strukturelle Faktoren wie etwa das Angebot von Sprachkursen oder der ArbeiterInnenstatus das Erlernen der Sprache beeinflussen. Das Erlernen von Sprache als das Fortschreiten auf höhere Kompetenzstufen ist ein langandauernder Prozess. Dieser ist von vielen Determinanten abhängig, die wiederum von einzelnen Individuen zu einem wesentlichen Teil nicht beeinflussbar sind.

Wenn der fehlende Prozess zur Erlangung höherer Kompetenzstufen unter den als „Gästen“ angeworbenen Arbeitskräften analysiert wird, muss der interaktive Charakter dieses Prozesses im Zentrum stehen. Dies ist eine der großen Schwachstellen in Essers migrationstheoretischem Modell. Wiewohl er den **interaktiven Charakter** von Integration und Sprache häufig erwähnt, konzipiert er diesen nicht als zentralen Bestandteil. Demgegenüber scheint es zielführender, die begünstigenden und verhindernden Strukturen auf der Ebene der Systemintegration als wesentliche Erklärungsfaktoren im Prozess anzuführen. Esser spricht davon, dass Systemintegration durch Mechanismen des Marktes, der Organisation und der kulturellen Orientierung sichergestellt wird. Allerdings sind seine Annahmen zu diesen Mechanismen idealtypische, die gerade für die befragten MigrantInnen häufig nicht zutreffend sind. So unterliegen die Marktmechanismen für MigrantInnen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft in wesentlichen Bereichen einer gänzlich anderen Gesetzeslage als jene für InländerInnen, die der Integration des gesamtgesellschaftlichen Systems geradezu entgegenwirkten.

Der Arbeits- und Wohnungsmarkt war in den ersten Jahrzehnten der Arbeitsmigration in Österreich besonders ausschließend strukturiert. Dies hatte zur Folge, dass nicht nur die Wohn- und Beschäftigungsmöglichkeiten in vielfältiger Weise für ArbeitsmigrantInnen starken Einschränkungen unterlagen, sondern auch, dass die für den Spracherwerb wichtige Interaktionsmöglichkeiten mit Personen, die ein hohes Sprachniveau in der Verkehrssprache besaßen, sehr beschränkt waren. Diese Einschränkung kam durch die Zuweisung von spezifischen MigrantInnengruppen (Ex-JugoslawInnen, TürkInnen) zu bestimmten Sozialräumen (Betriebsstätten, Wohnumgebungen etc.) zustande, was dort zu Konzentrationsprozessen führte. Dabei ist der Kontakt mit der autochthonen Bevölkerung beim Erwerb der Fremdsprache Deutsch für die Befragten von besonderer Bedeutung, wie auch Esser konstatiert: *“Gerade der Spracherwerb – als Schlüssel für alle weiteren Prozesse der System- und Sozialintegration – ist an die Verfügung über regelmäßige, eher beiläufige und alltägliche Gelegenheiten interethnischer Kontakte gebunden”* (Esser 2001: 67).

- 1) Zu den Mechanismen der Organisation zählt Esser vor allem den Staat mit seinen Institutionen und seinem rechtlichen System. Gerade die Verhinderung einer langfristigen Aufenthaltsperspektive durch die lange Zeit fehlende Harmonisierung von Aufenthalts- und Beschäftigungsrecht für MigrantInnen nicht-österreichischer

Staatsbürgerschaft, sowie die kaum erwünschte Einbürgerung und Verunmöglichung von Doppelstaatsbürgerschaft können als wesentliche Momente bei der oftmals geringen Investition in das Erlernen der deutschen Sprache auf höherem Niveau gesehen werden. Parallel dazu war das Angebot von Sprachkursen²² sehr gering und nicht auf die Situation der ArbeitsmigrantInnen abgestimmt, da es der Staat weder als notwendig noch als seine Aufgabe erachtete, was auch die befragten MigrantInnen so in ihren Erzählungen artikulierten und kritisierten.

- 2) Schließlich sollen im Bereich der kulturellen Orientierung Prozesse der Grenzziehung zwischen den Einheimischen und den MigrantInnen Beachtung finden, die durch vielfältige Mechanismen verstärkt wurden, beispielsweise durch politische oder mediale Diskurse, und als nicht zu unterschätzende Demotivation mit gleichzeitigem Anpassungsdruck wirkmächtig sind. Die befragten MigrantInnen sprechen explizit die Belastung durch fremdenfeindliche Polemiken und strukturellen Diskriminierungserlebnissen an.

Wie Esser ("Integration und ethnische Schichtung" 2001; 2005) im Bereich der Sozialintegration dargestellt hat, kann Sprache mindestens drei Funktionen und zwar in der strukturellen Integration (*Plazierung*), in der *Interaktion* und der *Identifikation* übernehmen. Aufgrund der oben angeführten Überlegungen sollen auch hier – dem interaktiven Charakter des Spracherwerbs folgend - einige Präzisierungen bzw. geänderte Betrachtungsweise vorgeschlagen werden.

Strukturelle Integration (*Plazierung*)

Für die strukturelle Integration war insbesondere für die erste Generation von ArbeitsmigrantInnen die Erwerbstätigkeit ausschlaggebend. Der durch die Rechtslage gegebene Druck der Vermeidung von Arbeitslosigkeit ließ das Erwerben von zusätzlichen Sprachkenntnissen außerhalb der Erwerbsarbeit nicht zu, zumal die MigrantInnen wie erwähnt durch ihre Berufstätigkeit im Niedriglohnssektor weder die finanziellen noch die zeitlichen Ressourcen besaßen. Dies galt auch für jede (vom Arbeitgeber/ der Arbeitgeberin nicht ausdrücklich gewünschten) Weiterbildung oder den Versuch, einen Arbeitsplatz zu

²² Ebenso muss berücksichtigt werden, dass die Belastung durch schwierige Arbeitsbedingungen und der Mangel an zeitlichen und finanziellen Ressourcen - insbesondere für berufstätige, mehrfachbelastete Mütter - Kursbesuche außerhalb der Arbeitszeit unmöglich machten.

erlangen, der der ursprünglichen Qualifikation entsprochen hätte. Wie gezeigt werden konnte, wurden beim Einstieg in den Arbeitsmarkt die im Herkunftsland erworbenen (Aus-)bildungsqualifikationen von den ArbeitgeberInnen oftmals nicht anerkannt. Wiewohl diese Qualifikation beim Einstellungsgespräch als „Kapital“ angesehen, vielleicht sogar eingefordert wurde, wirkte sie sich in der Folge weder auf die Art der Tätigkeiten noch auf die Bezahlung entsprechend aus. Die Zuweisung der Position am Arbeitsmarkt war oftmals von vorneherein klar, nämlich die Besetzung von Stellen, für die InländerInnen nicht oder nicht so billig zur Verfügung stehen würden, was auch der Wahrnehmung der befragten MigrantInnen entspricht. In diesem Prozess waren basale Sprachkenntnisse ausreichend. Es ist kaum zu vermuten, dass eine höhere Kompetenzstufe einen besseren Arbeitsplatz nach sich gezogen hätte.

Laut Esser ist ein gewisser Grad an sprachlicher *Kulturation* unbedingt notwendig, um ein bestimmtes Maß an struktureller Integration (*Plazierung*) zu erreichen und um sozialen Aufstieg zu ermöglichen (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 66). Diese Aussage muss im Lichte der oben ausgeführten Darstellung infrage gestellt werden. Weder ist es richtig, dass in einer Zeit des Wirtschaftswachstums und der Arbeitskräftenachfrage im unqualifizierten Bereich mehr als basale Sprachkenntnisse (sowohl von ArbeitgeberInnen- als auch von ArbeitnehmerInnenseite) als notwendig erachtet werden (siehe zur Zeit etwa deutsche Arbeitskräfte in Norwegen), noch dass Aufwärtsmobilität von „GastarbeiterInnen“ in Österreich erwünscht gewesen wäre. Es kann also hinterfragt werden, ob EinwanderInnen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei vor allem wegen des niedrigen sprachlichen Kompetenzniveaus sozialen Aufstieg nicht verwirklichen konnten. Sowohl die rechtlichen Rahmenbedingungen als auch die Konkurrenz mit den inländischen Arbeitskräften können als die bedeutendsten Hemmnisse für Aufwärtsmobilität gesehen werden. Dies steht nicht im Widerspruch dazu, dass jene MigrantInnen, die sozialen Aufstieg verwirklichen konnten, ihre höhere sprachliche Kompetenzstufe als kulturelles Kapital und somit als begünstigenden Faktor einbringen konnten.

Es wäre irreführend zu behaupten, dass, wenn die ehemaligen GastarbeiterInnen perfekte Deutschkenntnisse erworben hätten, sie gleichzeitig bessere Positionen am Arbeitsmarkt erlangen hätten können. Das wäre nur dann möglich gewesen, wenn einerseits höhere Positionen in einem bedeutend größeren Umfang zur Verfügung gestanden hätten oder andererseits in einem meritokratischen Wettbewerb andere Personen auf die schlechten und

niedrig bezahlten Arbeiten verdrängt worden wären. Würde man Essers Erklärungsansatz folgen, würde die Rolle der Sprache im Prozess der Arbeitsmarktallokation weitgehend überschätzt werden. Besonders am österreichischen Arbeitsmarkt spielt bei gleicher Qualifikation, abgesehen von zahlreichen Diskriminierungsmechanismen, das soziale Kapital, also die Netzwerke, eine wichtige Rolle.

An dieser Stelle kommt die Vermischung von Prozessen, die die erste Generation der als GastarbeiterInnen angeworbenen Arbeitskräfte mit denen ihrer Nachkommen betreffen, zum Tragen. Die Möglichkeiten und Beschränkungen der ersten Generation sind nicht zu verwechseln mit den Anstrengungen und Perspektiven, die sich auf ihre Nachkommen richten, sowie mit den Möglichkeiten, die diese selbst vorfinden und den Zielen, die sie erreichen wollen. Allerdings wirken sich die Erfahrungen der Elterngeneration auf die Kinder aus. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Bedeutung einer funktionalen Zwei- oder Mehrsprachigkeit im Integrationsprozess von den Befragten als essentiell erachtet und als Teil eines gelungenen, generationenübergreifenden Migrationsprojekts gesehen wird.

Interaktion – Arbeit und Wohnen

Wie bereits erwähnt, sind Interaktionsmöglichkeiten, in denen die Sprache zum Einsatz kommt, neben gezieltem Lernen (etwa in der Form von Sprachkursen), eine wesentliche Voraussetzung für den nachhaltigen Spracherwerb. Interaktionsmöglichkeiten zwischen verschiedensprachigen SprecherInnen sind vor allem am Arbeitsplatz, aber auch in der Wohnnachbarschaft gegeben. Auch wurde von den befragten MigrantInnen darauf hingewiesen, dass Segregationstendenzen am Arbeits- und Wohnungsmarkt die Möglichkeit des Spracherwerbs stark einschränk(t)en. Diese Segregationstendenzen haben ihren Ursprung einerseits in den rechtlichen Rahmenbedingungen und andererseits in gewohnheitsmäßiger Diskriminierung durch Wohnungs- und HauseigentümerInnen. Dazu kann auf der individuellen Interaktionsebene von deutlichen Barrieren bzw. Desinteresse oder Feindlichkeiten zwischen aus- und inländischen BewohnerInnen gesprochen werden. Als ein eigenes Idiom kann auch die Ausdrucksweise der Einheimischen gegenüber den „Gästen“ bezeichnet werden, die das Deutsche in einer kindlich, grammatikalisch völlig falschen Form, ohne Konjugations- und Deklinationendungen etc., unter der Annahme verwenden, dass die MigrantInnen es in dieser Form besser verstehen würden.

Identifikation und Sprache

Wenn Integration auch als die emotionale Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe bzw. Gesellschaft verstanden wird, ist es von Bedeutung, wie *in-groups* und *out-groups* definiert werden. Wie bereits in der Einleitung diskutiert, ist Ethnizität demnach ein sozialer Prozess der Grenzziehung. Individuelle Handlungen, Einstellungen, körperliche Merkmale und Gegenstände können als Markierungen im Grenzziehungsprozess verwendet oder mit Bedeutung aufgeladen werden. Sprache stellt einen solchen Marker dar. Allerdings kann auch hier ein Akzent, Dialekt oder unterschiedliche Kompetenzniveaus als Ein- oder Ausschlusskriterium funktionieren. Der Sprache hat neben ihrem funktionalen Charakter auch einen symbolischen, über den Zugehörigkeiten und Stereotypen aktiviert werden. Sprache stellt demnach eine Quelle der Identifikation mit der Einwanderungsgesellschaft dar, wie Esser ("Integration und ethnische Schichtung" 2001) auch konstatiert. Andererseits ist die Sprachbeherrschung kein Garant für die allseits akzeptierte Zugehörigkeit. Eine spezifische Form der Sprachbeherrschung kann Ursache für Diskriminierung sein. Gleichzeitig ist die Möglichkeit, Diskriminierung als solche wahrzunehmen umso eher gegeben, je besser die Sprachbeherrschung ist und ist schließlich auch Voraussetzung, um sich effektiv dagegen wehren zu können. Trotz der mit der Aufenthaltsdauer zunehmenden Identifikation mit der Einwanderungsgesellschaft bleibt für viele MigrantInnen das Herkunftsland oder das Herkunftsland ihrer Eltern ein wichtiger Bezugspunkt. Dieser kommt meist im Gebrauch der „Muttersprache“, insbesondere in der Kommunikation mit den eigenen Kindern, oder auch durch die starke Vernetzung in der ethnischen Community in Österreich zum Ausdruck.

Staatsbürgerschaft und Identifikation

Trotz der „Verfestigung ungleicher Chancen“²³, durch Niedriglöhne, Substandardwohnungen und fehlende soziale Mobilität, identifizieren sich die hier befragten MigrantInnen der ersten Generation mit zunehmender Aufenthaltsdauer mit Österreich, mehr noch, sie fühlen sich in Österreich zuhause. Unsere Ergebnisse stehen im Widerspruch zu der von Esser (Integration und ethnische Schichtung 2001) postulierten These, wonach die emotionale oder „identifikative“ Assimilation²⁴ (definiert als die gefühlsmäßige Identifikation

²³ Bauböck (2001: 28)

²⁴ Esser geht nicht von einer „Gleichheit“ aller AkteurInnen aus, wenn er von Assimilation spricht. Vielmehr geht es um die Angleichung in gewissen Verteilungen der verschiedenen Gruppen, da die Aufnahmegesellschaft auch heterogen ist (2001: 21).

mit der Aufnahmegesellschaft) den drei anderen Arten der Integration folgt: „Solche ‚Identifikationen‘ entstehen – auch in Bezug auf andere Objekte – immer nur als Folge von ‚Belohnungs‘-Erlebnissen oder Erwartungen, dass die Zugehörigkeit belohnt wird. Aus einer relativ marginalen Situation heraus, bei Erlebnissen der Diskriminierung und Benachteiligung sind derartige Identifikationen nicht zu erwarten“ (Esser "Integration und ethnische Schichtung" 2001: 27).

Besonders die von Esser unterstellte Kausalität der unterschiedlichen Dimensionen von Integration ist nach unserer Analyse nicht zu finden. Identifikation hat mit dem Wunsch, in Österreich zu bleiben, zu tun. Obwohl Bleibeabsicht mit rationalen Erwägungen begründet wird, wie etwa dem Erwerb von Wohneigentum, erleichtert die Einbürgerung und die damit verbundene Absicherung des Aufenthaltsstatus das emotionale „Pendeln“ in der Zugehörigkeit zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft. In Erweiterung der Ergebnisse früherer Studien, kann auf der Basis dieser Analyse ein Konnex zwischen gesicherten Aufenthaltsstatus, Bleibeabsicht und Identifikation mit Herkunfts- und Aufnahmeland hergestellt werden. Statt eines „identifikatorischen Dilemmas“ wird das Leben zwischen zwei Kulturen positiv beschrieben und wird in den meisten Fällen nicht als Spaltung der Gefühlswelt wahrgenommen (vgl. Reinprecht 2003). Ein Festlegen auf eine einzige Heimat ist für die Mehrheit der Befragten in dieser Studie nicht möglich. Mehrfache Identifikationen sind eine Tatsache und werden als Bereicherung für das Gefühlsleben wahrgenommen. Es wird mehr als nur ein Bezugspunkt für die emotionale Bindung angeführt.

In beiden hier analysierten Herkunftsgruppen, lassen sich auch Verlust an identifikatorischen Bezugspunkten oder die primäre Identifikation mit dem Herkunftsland feststellen. Diese sind vor allem Folge einer negativen Bewertung des Migrationsprojekts, die wiederum durch Dequalifizierungs- und Diskriminierungserfahrungen bedingt ist.

Der Grundsatz, dass die Einbürgerung “der letzte Schritt einer geglückten Integration Fremder in Österreich” (vgl. 1283 BlgNR 20. GP – Allgemeiner Teil, zitiert nach Waldrauch, H. und D. Cinar (2003: 261) sei, der nicht nur stark im Staatsbürgerschaftsgesetz verankert ist, sondern die politische und öffentliche Diskussion über Integration bestimmt, ist nach unserer Analyse nicht zu halten. Die Einbürgerung führt bei der überwiegenden Anzahl der hier befragten MigrantInnen zu einer verstärkten Identifikation mit der Republik Österreich und zur aktiven Wahrnehmung von demokratischen Pflichten und Rechten. Daher kann die

Verleihung der Staatsbürgerschaft nicht als der letzte Schritt oder das erklärte Ziel von Integrationspolitik sein, sondern sollte als die Schlüsselvoraussetzung für eine gelungene soziale Integration von MigrantInnen gesehen werden (siehe auch Bauböck 2006).

Subjektive Bewertung des individuellen Migrationsprojekts

Zwischen den mittels der Methode des Optimal Matching und jenen der Multidimensionalen Skalierung gebildeten Clustern lassen sich wenig Unterschiede bezüglich der subjektiven Bewertung des individuellen Migrationsprojektes feststellen. Sowohl MigranInnen mit durchgehenden, als auch jene mit diskontinuierlichen Erwerbsverläufen weisen ähnliche Wohn- und Arbeitsbiographien auf. Im Gegensatz dazu zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern und den Bildungsniveaus – vor allem Frauen türkischer Herkunft und MigrantInnen geringer Bildung sind von erhöhtem Arbeitslosigkeitsrisiko und einem Verharren in Niedriglohnsektoren betroffen.

Wie auch in anderen Studien festgestellt wurde, zeigt sich im vorliegenden Projekt in der ersten Generation der EinwanderInnen kaum soziale Mobilität. Signifikanter beruflicher Aufstieg findet nur für einen sehr kleinen Teil der EinwanderInnen statt. Trotzdem haben viele der Befragten von einem erfolgreichen Migrationsprojekt gesprochen²⁵. Der wichtigste Grund dafür ist, dass das Wohlstandsgefälle zwischen Herkunftsland und Einwanderungsland (relative Deprivation, (siehe Stark und Wang 2000) überwunden wurde.

Es zeigt sich, dass ein Teil der MigrantInnen Erfolg über Eigentum definiert. Ein Migrationsprojekt ist dann erfolgreich, wenn eine Eigentumswohnung in Österreich oder aber auch im Herkunftsland gekauft wurde. Dies kann einerseits als eine zielführende generationenübergreifende Absicherungsstrategie gesehen werden und andererseits mit einem ehemals bäuerlichen Verortungsmuster zusammenhängen, in dem die Position in der lokalen sozialen Hierarchie in erster Linie mit dem Besitz von Grund und Boden zusammenhing. Ohne Zweifel hat sich die Migration subjektiv für viele gelohnt, weil sie der Armut entflohen sind. Eine relative Steigerung der Lebensqualität wurde für ehemalige Subsistenzbauern etwa durch Arbeitsverhältnisse erreicht, die auch im Krankheitsfall, im Urlaub, und in der Pension, zumindest kurzfristig auch bei Arbeitslosigkeit, ein Einkommen oder finanzielle

²⁵ Es muss allerdings berücksichtigt werden, dass hier die Sicht der Personen wiedergegeben wird, die befragt werden konnten und wollten, d.h. jene, die nicht mehr in Österreich leben und daher ihr

Unterstützung sicherten. Beinahe alle Befragte erinnerten sich aber nach wie vor an die oftmals von vielen Entbehrungen gekennzeichnete Anfangszeit, die von unerwartet schlechten Wohnverhältnissen gekennzeichnet war. Ebenso prägend für das Familienleben waren der Konsumverzicht und die eingeschränkten sozialen Netzwerke, die hauptsächlich durch extrem lange Arbeitszeiten (auch samstags und sonntags) und rechtliche Unsicherheiten beschränkt waren. Der aufopfernde Fleiß führte jedoch oft zur Akzeptanz, Wertschätzung und Anerkennung durch KollegInnen und ArbeitgeberInnen. Diese Form der emotionalen Anerkennung konnte scheinbar das niedrige Einkommen und den fehlenden beruflichen Aufstieg bis zu einem gewissen Grad kompensieren.

Die subjektive Bewertung des individuellen Migrationsprojektes: Ein Drei-Phasen-Vier-Komponentenmodell (3P4K-Modell)

Das in der Folge beschriebene Modell der „subjektiven Bewertung des individuellen Migrationsprojektes“ beruht auf der Rekonstruktion der biografischen Verläufe und der Relevanzsysteme von ArbeitsmigrantInnen türkischer und serbischer Herkunft in Wien. Das Modell ist ein dynamisches Erklärungsmodell, das vier Komponenten beinhaltet, die im individuellen Migrationsverlauf unterschiedliche Bedeutung erlangen. Der Migrationsverlauf seinerseits wird in diesem Modell in drei Phasen unterteilt, die unterschiedliche Lebenslagen und Ziele widerspiegeln (vgl. Abbildung 1.).

Die 3 Phasen:

Phase I: „Gastarbeiter“-Status (Rotationsmodell)

In dieser Phase wird ein erfolgreiches Migrationsprojekt als ein kurzfristiges, wenige Jahre umspannendes, ausschließlich auf Sparen und Investitionen im Herkunftsland fokussiertes Projekt gesehen. Aus diesem Grund werden schlechte und unsichere Lebensbedingungen (z. B. prekärer Rechtsstatus, schlechte Arbeits- sowie Wohnbedingungen) im Einwanderungsland akzeptiert. In dieser Phase ist das primäre Ziel die baldige Rückkehr ins Herkunftsland, daher erfolgt auch kein gezielter Spracherwerb.

Migrationsprojekt abgebrochen haben, konnten nicht befragt werden. Diese hätten vielleicht die Migrationserfahrung als nicht erfolgreich oder enttäuschend beurteilt.

Phase 2: Niederlassung

Phase 2 zeichnet sich durch die Absicherung des Aufenthaltsstatus (Niederlassung) und durch Familiennachzug aus. Dies geht mit dem Verschieben des Rückkehrgedankens auf die Zeit der Nacherwerbsphase und mit der Verbesserung des Lebensstandards im Aufnahmeland einher.

Phase 3: Nacherwerbsphase

In der Nacherwerbsphase (Pension) kommt es zur Transformation der Rückkehrabsicht in „saisonales Pendeln“ zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland. Diese Form der individuellen transnationalen Mobilität wird erst durch das Migrationsprojekt ermöglicht. Ziel dieser Phase ist es, die beiden unterschiedlichen Lebenswelten zu verbinden.

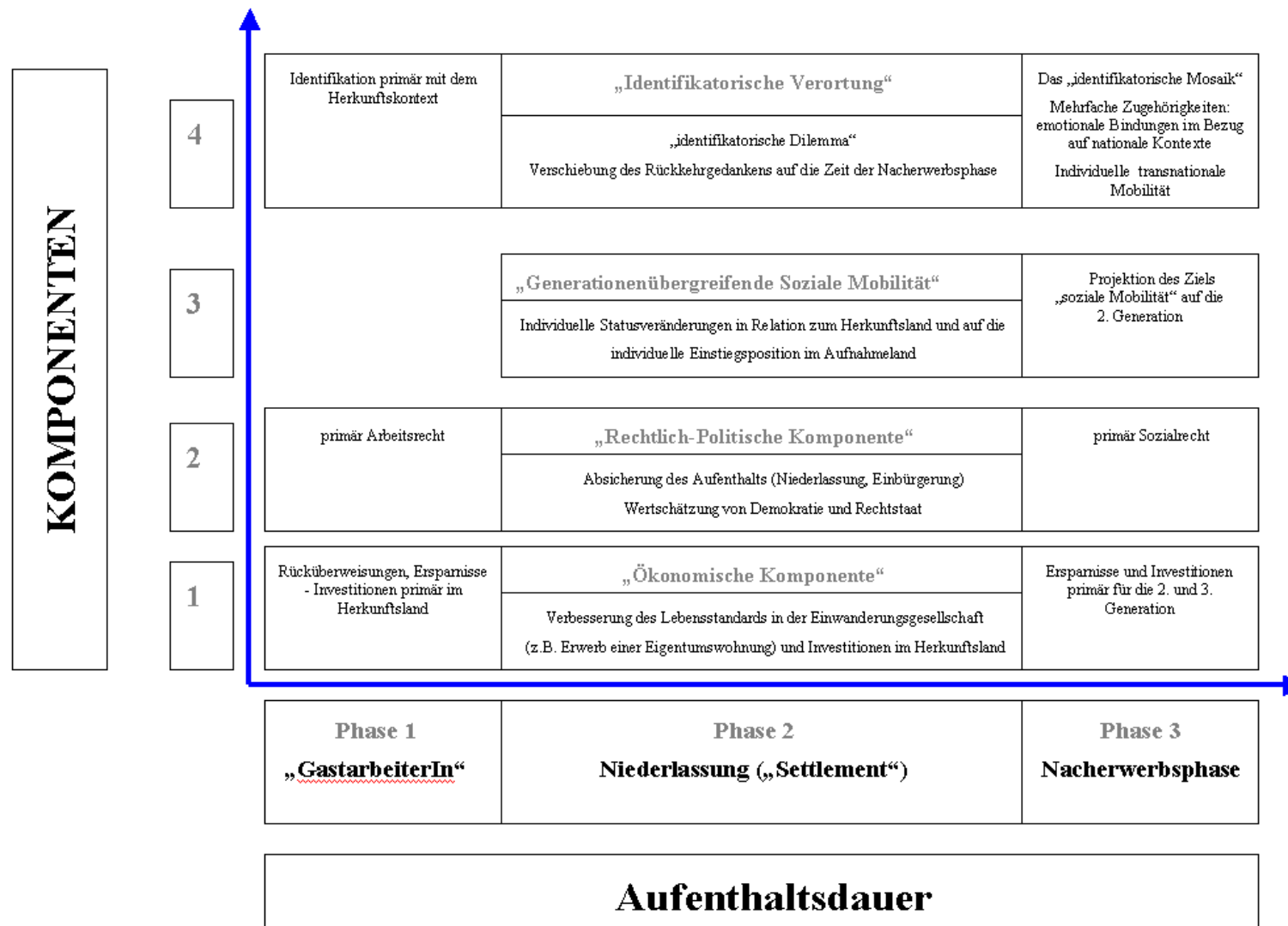


Abbildung 5: Die subjektive Bewertung des individuellen Migrationsprojektes: Ein Drei-Phasen-Vier-Komponentenmodell

Die 4 Komponenten

Die erste Komponente, benannt als „ökonomische Komponente“ steht für ökonomisches Kapital, das sich aus Ersparnissen, Investitionen, Rückzahlungen („remittances“) und Erwerb von Eigentum zusammensetzt. Die individuelle Migrationsentscheidung beruhte in erster Linie darauf, der Armut oder der prekären wirtschaftlichen Situation im Herkunftsland zu entfliehen. Daher ist während der ersten Phase des Migrationsprojektes das primäre Ziel das Ansammeln von Ersparnissen, die Rücküberweisungen und Investitionen ins Herkunftsland. Dafür wurden im Aufnahmeland oftmals schlechte Wohn- und Lebensbedingungen in Kauf genommen. Mit zunehmender Dauer des Aufenthalts im Einwanderungsland (in diesem Modell die Phase der Niederlassung), verschieben sich die Prioritäten und die MigrantInnen investieren ihre finanziellen Ressourcen primär in die Verbesserung der Lebens- und Wohnqualität im Aufnahmeland, z. B. Erwerb von Wohneigentum, wobei die Investitionen im Herkunftsland nicht unterbrochen werden. Beim Eintritt in die Nacherwerbsphase haben oftmals Kinder und Enkelkinder ihren Lebensmittelpunkt im Einwanderungsland. Daraus folgt, dass Ersparnisse vermehrt für die 2. und 3. Generation aufgewendet werden. Andererseits werden ökonomische Ressourcen verwendet, um individuelle transnationale Mobilität - das „Pendeln“ zwischen Herkunfts- und Einwanderungsgesellschaft - zu ermöglichen.

Die zweite Komponente, folgend als „rechtlich-politische Komponente“ bezeichnet, stellt die Verbindung zwischen individuellem rechtlich-sozialem Status und gesellschaftspolitischem Kontext her. Einerseits wird seitens der MigrantInnen die eigene aufenthalts-, beschäftigungs- und sozialrechtliche Absicherung angestrebt, andererseits tritt der gesellschaftspolitische Kontext Österreichs, zum Beispiel die Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, Gleichberechtigung der Geschlechter in den Vordergrund. Es findet ein Perspektivenwechsel von „der Zukunft dort“ auf „die Gegenwart hier“ statt. Entlang der drei Phasen zeigt sich die Relevanz unterschiedlicher Rechtsbereiche, da sich die Sicht der MigrantInnen von einem kurzfristigen hin zu einem permanenten Aufenthalt verändert. Während der sogenannten „Gastarbeiterphase“ das Arbeitsrecht eine herausgehobene Rolle für die MigrantInnen einnimmt, bringt eine längere Aufenthaltsdauer Fragen nach rechtlicher Absicherung des Aufenthaltsstatus, unbefristete Niederlassungsbewilligung und Einbürgerung, hervor. Wohingegen sozialrechtliche Bestimmungen für die Evaluation des Migrationsprojektes in der Nacherwerbsphase bedeutsam sind. Die Bewertung der erreichten

sozialrechtlichen Absicherung in der Pension deckt Versäumnisse im Migrationsverlauf auf, den Phasen der Arbeit im informellen Sektor, Fehlverhalten von Arbeitgebern in der Form von Nichtanmeldung bei den Sozialversicherungsträgern etc. können bewirken, dass das Migrationsprojekt in der Nachbetrachtung negativ beurteilt wird.

„Soziale Mobilität“ als die dritte Komponente des Modells beschreibt mögliche Statusveränderungen hinsichtlich Bildung und Beruf. Einerseits bezieht sich die Sicht auf die individuelle Statusveränderung in der Relation zum Herkunftsland, andererseits auf die individuelle Einstiegsposition im Aufnahmeland (Phase 2). Bei dieser Komponente erweitert sich die subjektive Bewertung des Migrationsprojektes auf eine generationenübergreifende Perspektive von den eingewanderten Eltern in der Niederlassungs- und Nacherwerbsphase. Aufgrund erfahrener Dequalifizierung und verhinderte soziale Mobilität kann die Bilanzierung des Migrationsprojektes entlang dieser Komponente für die 1. Generation negativ ausfallen. Der erwünschte Erfolg in bezug auf soziale Mobilität wird infolgedessen auf die Kinder und Enkelkinder projiziert.

Die vierte Komponente beinhaltet die andauernde Identitätsbildung der MigrantInnen. Dabei lassen sich mehrere Bezugspunkte unterscheiden, die sich auf die nationalen Kontexte des Herkunfts- und Aufnahmelandes beziehen. Diese Komponente wird als „identifikatorische Verortung“ bezeichnet. Während der sogenannten „Gastarbeiterphase“ identifizieren sich die MigrantInnen aufgrund der angenommenen zeitlichen Begrenzung des Aufenthalts primär mit dem Herkunftsland. Die längere Aufenthaltsdauer und die Offenheit der zeitlichen Perspektive einer möglichen Rückkehr ins Herkunftsland führt zu einem „identifikatorischen Dilemma“. Die Offenheit der zeitlichen Perspektive und das gleichzeitige Vorhandensein von zwei Bezugspunkten für die Identifikation kann in der Niederlassungsphase zu belastenden Uneindeutigkeiten im individuellen Identifikationsprozess führen. Dieses „identifikatorische Dilemma“ beginnt sich erst mit der Festlegung der Bleibeabsicht zu lösen. Dadurch wandeln sich Uneindeutlichkeiten in der Nacherwerbsphase zu positiv konnotierten Mehrfachzugehörigkeiten. Diese bilden ein „identifikatorisches Mosaik“ emotionaler Bindungen an nationale Kontexte und unterstützen somit die individuelle transnationale Mobilität.

Da die drei Phasen den Migrationsverlauf darstellen, variieren diese nicht zwischen individuellen Bewertungsmustern. Die Dynamik des Modells ergibt sich aus der Flexibilität

der Komponenten, die individuell in unterschiedlicher Zusammensetzung auftreten und auf unterschiedlichen Relevanzsystemen aufbauen.

Die Dynamik des Modells zeigt sich auch darin, dass sich die einzelnen Komponenten innerhalb der Phasen aber auch zwischen verschiedenen Phasen beeinflussen und eine Art Kompensationswirkung für den individuellen Bewertungsprozess entwickeln. So kann z. B. eine negative Bilanz innerhalb der Komponente „generationenübergreifende soziale Mobilität“ auf zwei Wegen kompensiert werden. Einerseits kann die „ökonomische Komponente“, z. B. der Erwerb von Wohneigentum im Herkunfts- und Aufnahmeland, bei der Bilanzierung herangezogen werden, um die negative Bewertung der individuellen Statusveränderung aufzufangen. Andererseits führt eine negative Einschätzung des eigenen beruflichen und sozialen Aufstiegs dazu, dass der Erfolg der 2. und 3. Generation für die Bewertung des eigenen Migrationsprojektes herangezogen wird.

Insbesondere die Mehrfachidentifikation und die Auflösung des „identifikatorischen Dilemmas“ zeigt sich beeinflusst von anderen Komponenten des Modells. Vor allem die rechtliche Absicherung des Aufenthaltsstatus (Einbürgerung) kann als signifikanter Faktor für die Identifikation mit der Einwanderungsgesellschaft führen. Wenn jedoch die Bewertung des eigenen Migrationsprojektes anhand der „ökonomischen Komponente“ und der „generationenübergreifenden sozialen Mobilität“ negativ ausfällt, löst sich das „identifikatorische Dilemma“ nicht oder es kommt in der zweiten und/oder dritten Phase zu einer verstärkten Identifikation mit dem Herkunftsland.

Durch das hier vorgestellte dynamische Modell der subjektiven Bewertung des individuellen Migrationsprojektes ist es möglich, den Erfolg oder Misserfolg eines Migrationsprojektes je nach unterschiedlichen Phasen des Migrationsverlaufs und den von den MigrantInnen unterschiedlich gewichteten Komponenten innerhalb des Migrationsprozesses zu bewerten. Das Ineinandergreifen von Phasen und Komponenten des Migrationsprozesses folgt keiner zwingenden Kausalität, wodurch die Dynamik der individuellen Bilanzierung möglich wird.

Literatur

- Aisenbrey, S. (2000). Optimal Matching Analyse. Anwendungen in den Sozialwissenschaften. Opladen, Leske+Budrich.
- Alba, R. und Nee, V. (2003). Remaking the American Mainstream. Cambridge London, Harvard University Press.
- Alba, R. und Nee, V. (2004). Assimilation und Einwanderung in de USA. Migration-Integration-Bildung. Grundfargen und Problembereiche. Bade, K. J. und Bommes, M. Osnabrück, IMIS. **23**: 21-39.
- Appelt, E. (2003). Frauen in der Migration - Lebensform und soziale Situation. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Wien, Drava Verlag.
- Barth, F., Ed. (1969). Ethnic groups and boundaries: the social organization of culture difference. Oslo, Univ.-Forl.
- Barth, F. (1969). Introduction. Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organisation of Culture Difference. Barth, F. Bergen, Universitatsforlaget.
- Bauböck, R. (2001). Wege zur Integration. Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann. Klagenfurt/Celovec, Drava; bm:bwk.
- Bauböck, R. (2006). The Acquisition and Loss of Nationality in Fifteen EU States. Results of the Comparartive Project NATAC. Imiscoe Policy Brief. eif. Vienna, http://www.imiscoe.org/workingpapers/documents/natac_policy_brief_nationality.pdf. **2006**.
- Bauböck, R., Ersboll, E., et al. (forthcoming 2006). Acquisition and Loss of Nationality. Policies and Trends in 15 European States. Amsterdam University Press.
- Bauböck, R. und Volf, P. (2001). Wege der Integration. Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann. Klagenfurt, Drava-Verlag.
- Berry, J. W. (1990). Psychology of Acculturation: Understanding individuals moving between cultures. Applied Crosscultural Psychology. Brislin, R. W. London, Sage: 232-253.
- Berry, J. W., Poortinga, Y. H., et al. (1992). Cross-cultural psychology. Research and Applications. Cambridge, Cambridge University Press.
- Biffel, G. (2003). Mobilitäts- und Verdrängungsprozesse auf dem österreichischen Arbeitsmarkt: Die Situation der unselbstständig beschäftigten AusländerInnen. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Wien, Drava Verlag.
- BMSG (2004). Bericht über die soziale Lage 2003-2004. Ressortaktivitäten und Analysen. Bundesministerium für soziale Sicherheit, G. u. K. Wien, Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. Soziale Ungleichheiten. Kreckel, R. Göttingen, Schwartz, O. **Soziale Welt. Sonderband II**: 183-198.
- Brizic, K. (2003). Bilingualer Spracherwerb in der Migration. "Der Vogel esst die Katze". Zum Einfluss individueller, sozialer, gesellschaftlicher und politischer Variablen auf den Zweitspracherwerb von Migrantenkinderen. Wien.
- Brubaker, R. (2004). Ethnicity Without Groups. Cambridge, Harvard University Press.
- Castles, S. und Miller, M. J. (2003). The Age of Migration. Basingstoke u.a., Palgrave Macmillan.

- Coleman, J. S. (1988). "Social Capital in the Creation of Human Capital." American Journal of Sociology **94**: 95-120.
- Coleman, J. S. (1994). Foundations of Social Theory. Cambridge, Belknap Press.
- Crul, M. und Vermeulen, H. (2003). The Second Generation in Europe. The Future of the Second Generation: The Integration of Migrant Youth in six European Countries. Crul, M. und Vermeulen, H. New York, Center for Migration Studies of New York. **37**: 965-986.
- Cummins, J. (1984). Bilingualism and special education: Issues in assessment and pedagogy. Clevedon, Avon.
- Cummins, J. (1984). "Zweisprachigkeit und Schulerfolg." Die Deutsche Schule **3**: 187-198.
- Davy, U. (2001). Die Integration von Einwanderern. Rechtliche Regelungen im europäischen Vergleich. Frankfurt / New York, Campus Verlag.
- Davy, U. und Gächter, A. (1993). "Zuwanderungsrecht und Zuwanderungspolitik in Österreich." Journal für Rechtspolitik **1**.
- Denzin, N. K. (1989). The Research Act. A Theoretical Introduction to Sociological Methods. Englewood Cliffs.
- Eriksen, T. H. (1993). Ethnicity and Nationalism. London - Sterling, Virginia, Pluto Press.
- Eriksen, T. H. (1994). Ethnicity and nationalism: anthropological perspectives. London, Pluto Press.
- Esser, H. (1980). Aspekte der Wanderungssoziologie : Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten ; eine handlungstheoretische Analyse. Darmstadt, Luchterhand.
- Esser, H. (2001). "Integration und ethnische Schichtung." Arbeitspapiere - Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung Nr. 40.
- Esser, H. (2001). Integration und ethnische Schichtung. Mannheim. **Arbeitspapiere-Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Nr.40**.
- Esser, H. (2005). Migration, Sprache und Integration. 3, A.-F.
- Fassmann, H., Kohlbacher, J., et al. (2001). Integration durch berufliche Mobilität. Eine empirische Analyse der beruflichen Mobilität ausländischer Arbeitskräfte in Wien. ISR-Forschungsberichte. Heft 25. Regionalforschung, I. f. S.-u. Wien, Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Fernandez de la Hoz, P. (2002). Migrantenfamilien und Integration in den EU-Mitgliedstaaten. Bericht der Europäischen Beobachtungsstelle zur sozialen Situation, Demographie und Familie. Familienforschung, Ö. I. f. Wien.
- Flick, U. (1995). Triangulation. Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Flick, U., von Kardorff, E., Keupp, H., Rosenstiel, L. v. und Wolff, S. Weinheim: 432-434.
- Flick, U. (2000). Triangulation. Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Flick, U., von Kardorff, E. und Steinke, I. Hamburg: 309-318.
- Flick, U. (2004). Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Gächter, A. (2005). Migration und soziale Mobilität: Aufstieg nicht vorgesehen? 6. Armutskonferenz, Salzburg.
- Gifflinger, R. und Reeger, U. (1997). Turks in Austria: backgrounds, geographical distribution and housing conditions. Turks in European cities: housing and urban segregation. Kempen, R. v. und Öziekren, S. Utrecht, European Reserach Centre on Migration and Ethnic Relations: 41-67.

- Gifflinger, R. und Wimmer, H. (2003). Kleinräumige Segregation und Integration. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Klagenfurt, Drava-Verlag: 109-119.
- Gürses, H., Kogoj, C., et al. (2004). Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien, Mandelbaum Verlag.
- Hammer, G. (1999). Lebensbedingungen von Ausländern in Österreich. Nachrichten, S. **11**: 965-980.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1999). Aspekte der internationalen Migration. Eingliederung und Ausgrenzung. Oltmer, J. Osnabrück, Institut für Migrationsforschung und interkulturelle Studien. **12**: 141-148.
- Hofinger, C. und Waldrauch, H. (1997). Einwanderung und Niederlassung in Wien. Sonderauswertung der Befragung "Leben in Wien". Studie im Auftrag des Wiener Integrationsfonds. Studien, I. f. H. Wien.
- Jakob, A. (2001). Möglichkeiten und Grenzen der Triangulation quantitativer und qualitativer Daten am Beispiel der (Re-)Konstruktion einer Typologie erwerbsbiographischer Sicherheitskonzepte. Arbeitspapier 2 des SFB 536 Reflexive Modernisierung. München, SFB 536 „Reflexive Modernisierung“, Teilprojekt B1, Universität der Bundeswehr - München.
- Jawhari, R. (2000). Wegen Überfremdung abgelehnt. Ausländerintegration und symbolische Politik. Wien, Braumüller.
- Jenkins, R. (1997). Rethinking Ethnicity. Arguments and Exploration. London, Thousands Oaks, New Delhi, Sage.
- Kalter, F. (1997). Wohnortwechsel in Deutschland. Opladen, Leske + Budrich.
- Kelle, U. und Erzberger, C. (2004). Qualitative und quantitative Methoden: kein Gegensatz. Qualitative Forschung. Flick, U., Kardorff, E. v. und Steinke, I. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag: 299-309.
- Kelle, U. und Kluge, S. (1999). Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen, Leske+Budrich.
- Kohlbacher, J. und Reeger, U. (2003). Xenophobie aus der Perspektive der "Anderen" - Erfahrungen und Bewältigungsstrategien betreffender AusländerInnen. Österreichischer Migrations- und Integrationsreport. Fassmann, H. und Stacher, I. Klagenfurt, Drava-Verlag: 356-366.
- Latcheva, R. (2002). Multikausale Modelle zur Erklärung der Ursachen des Studienabbruchs. Studienabbruch: Zwischen Kontinuität und Krise. Eine empirische Untersuchung an Österreichs Universitäten. Kolland, F. Wien, Braumüller.
- Lebhart, G. und Münz, R. (2003). Migration und Fremdenfeindlichkeit in Österreich - Perzeption und Perspektiven. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Klagenfurt, Drava-Verlag: 343-355.
- Massey, D. S. (1990). "Social Structure, Household Strategies and the Cumulative Causation of Migration." Population Index **56**, **1**: 3-26.
- Massey, D. S. (1993). "Theories of International Migration: A Review and Appraisal." Population and Development Review, **19**, **3**: 431-466.
- Mayring, P. (2001). "Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse." Forum Qualitative Sozialforschung **2**(1).
- Mayring, P. (2004). Qualitative Inhaltsanalyse. Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Flick, U., Kardorff, E. v. und Steinke, I. Reinbeck bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag: 468-474.
- Mitteilung Hauptausschuss ÖNR (2006). Hauptausschuss genehmigt Niederlassungsverordnung 2006.

- Münz, R., Zuser, P., et al. (2003a). Grenzüberschreitende Wanderungen und ausländische Wohnbevölkerung: Struktur und Entwicklung. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Wien, Drava Verlag.
- Münz, R., Zuser, P., et al. (2003b). Grenzüberschreitende Wanderungen und ausländische Wohnbevölkerung: Struktur und Entwicklung. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Klagenfurt, Darva-Verlag: 20-61.
- Nauck, B. (1995). Educational Climate and Intergenerative Transmission in Turkish Families: A Comparison of Migrants in Germany and Non-Migrants. Psychological Responses to Social Change. Human Development in Changing Environment. Noack, P., Hofer, M. und Youniss, J. Berlin New York, de Gruyter: 67-85.
- Nauck, B. (1999). "Migration, Globalisierung und der Sozialstaat." Berliner Journal für Soziologie 4: 479-493.
- Nauck, B. (2001). Kommentar zum Beitrag von Oliver Hämming und Jörg Stolz. Das Fremde in der Schweiz. Hoffmann-Nowotny, H.-J. Zürich, Seismo: 197-203.
- Nauck, B. (2004). Familienbeziehungen und Sozialintegration von Migranten. Migration-Integration-Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Bade, K. J. und Bommers, M. Osnabrück, Universität Osnabrück. 23: 83-105.
- Nauck, B. und Kohlmann, A. (1998). Verwandtschaft als soziales Kapital. Verwandtschaft. Wagner, M. und Schütze, Y. Stuttgart, Ferdinand Enke Verlag: 203-233.
- Nauck, B., Kohlmann, A., et al. (1997). "Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien." Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 49|3: 477-499.
- Peirce, C. S. (1955). Deduction, Inductuion and Hypothesis. Collected Papers. Volume II. Peirce, C. S. Cambridge: 619-644.
- Perchinig, B. Migrationspolitik - Begriffe. Powerpoint Präsentation. Wien, Institut für Europäische Integrationsforschung, ÖAW. 2006.
- Perchinig, B. (2001). Systeme der ZUgehörigkeit. Eine Einleitung zum Thema. Dazugehören? Fremdenfeindlichkeit Migration Integration. Bildung, F. P. Wien, Studien-Verlag: 6-13.
- Pflegler, J. und Fernández de la Hoz, P. (2001). Die Bedeutung des Wohnens für Migrantenfamilien in Österreich. Familienforschung, Ö. I. f. Wien. 8.
- Portes, A. und Rumbaut, R. G. (2001). Legacies. New York-Berkeley-Los Angeles-London, Russell Sage Foundation; University of California Press.
- Pries, L. (2001). Internationale Migration. Bielefeld, Transcript.
- Reichertz, J. (2004). Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Forschung. Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Flick, U., Kardorff, E. v. und Steinke, I. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt: 276-286.
- Reinprecht, C. (2003). Zur Lebenssituation älterer Migrantinnen und Migranten in Österreich. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Klagenfurt/Celovec, Drava Verlag.
- Schaeper, H. (1999). Erwerbsverläufe von Ausbildungsabsolventinnen und -absolventen. Eine Anwendung der Optimal Matching Technik. Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Arbeitspapier 57. Bremen, Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen.
- Schütze, F. (1977). Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr.1. Bielefeld, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie.

Seifert, K. (1988). Wenn es jemand mit uns Deutsch spricht - was soll ma dann sagen? Psychosoziale Faktoren des Zweitspracherwerbs türkischer Mädchen in Wien, Universität Hamburg.

Stark, O. und Wang, Y. Q. (2000). "A Theory of Migration as a Response to Relative Deprivation." German Economic Review 2000/1: 131-143.

Statistik Austria (2005). Jahresergebnisse Mikrozensus 2003. Wien, Statistik Austria.

Strauss, A. L. (1991). Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München, Fink.

Strauss, C. und Quinn, N. (1997). A cognitive theory of cultural meaning. Cambridge, Cambridge Univ. Press.

Thranhardt, D., Ed. (1998). Einwanderung und Einbürgerung in Deutschland. Studien zu Migration und Minderheiten. Münster, Lit-Verlag.

Till-Tentschert, U., Lamei, N., et al. (2004). Armut und Armutsgefährdung in Österreich 2003. In: Bericht über die soziale Lage 2003 - 2004. Ressortaktivitäten. Analysen. Wien, BMSG.

Waldrauch, H. (2001). Die Integration von Einwanderern. Ein Index der rechtlichen Diskriminierung. Frankfurt / New York, Campus Verlag.

Waldrauch, H. und Cinar, D. (2003). Staatsbürgerschaftspolitik und Einbürgerungspraxis in Österreich. Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Fassmann, H. und Stacher, I. Klagenfurt/Celovec, Drava Verlag.

Wasserman, S. und Faust, K. (1994). Social Network Analysis. Cambridge, Cambridge University Press.

Witt, H. (2001). Forschungsstrategien bei quantitativer und qualitativer Sozialforschung. Forum Qualitative Sozialforschung, 1/2001.

Witzel, A. (2000). "Das problemzentrierte Interview [26 Absätze]." Online Journal - Forum Qualitative Sozialforschung 1 (1).

Wolf, P. (2001). Arbeitsmarkt - Einstieg ohne Aufstieg. Wege zur Integration. Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann. Wolf, P. und Bauböck, R. Klagenfurt/Celovec, Drava; bm:bwk.

Zuser, P. (1996). Zur Konstruktion der Ausländerfrage in Österreich. Eine Analyse des öffentlichen Diskurses 1990. Reihe Politikwissenschaft Nr. 35. Wien, Institut für Höhere Studien.

Anhang:

Mentoring

In der Folge wird die Umsetzung des Mentoringkonzeptes im Projektverlauf beschrieben, die Einbindung in und Auswirkung des institutionellen Kontextes, die Organisation von und Teilnahme an Veranstaltungen, die Mitarbeit an Projektanträgen und weiterführenden Projekten, die Publikationstätigkeit der im Projekt SiM tätigen (Nachwuchs)wissenschaftlerInnen sowie Verbesserungspotentiale und ein abschließendes Resümee. Das hier angewandte Mentoringkonzept ist von der Idee getragen, dass für die ProjektteilnehmerInnen und insbesondere die NachwuchswissenschaftlerInnen eine Lernumgebung zur Verfügung gestellt wird, in der die unterschiedlichen Elemente erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeitens wiederkehrend expliziert und reflektiert werden. Das Lernen betrifft methodisch-technische, organisatorische und soziale Komponenten des wissenschaftlichen Arbeitens und findet zwischen den verschiedenen AkteurInnen in diverse Richtungen in unterschiedlicher Form und Intensität statt. Nicht zuletzt ist das „Institutionenwissen“ der erfahrenen WissenschaftlerInnen eine Form des beruflichen „Kapitals“, das im vorliegenden Rahmen des NODE-Programms für NachwuchswissenschaftlerInnen in ausdrücklicher Form weitergegeben werden kann und so ihr selbständiges Navigieren in der nationalen und internationalen Institutionenlandschaft erleichtern wird.

Es kann von fünf interagierenden Gruppen in dieser Lernumgebung ausgegangen werden. Die ersten drei beziehen sich auf unterschiedliche Erfahrungshintergründe der involvierten Personen innerhalb des vorliegenden Projektes selbst, die letzten drei auf Personen außerhalb des Projektes.

SiM-NachwuchswissenschaftlerInnen NW: im Bereich von Forschungsprojekten unerfahren, erst vor Kurzem graduiert (Obermann, Kerschbaum)

SiM-Junior/Senior Researchers JR: bereits erste Erfahrungen in Forschungsprojekten bzw. forschungsorientierte postgraduale Ausbildung, vor mehr als fünf Jahren graduiert (Saupe, Latcheva/Projektleitung)

SiM-Senior Researchers SR: in zahlreichen Forschungsprojekten Erfahrung gesammelt und Leitungsfunktionen übernommen, vor mehr als 5 Jahren graduiert (Herzog-Punzenberger/Mentorin)

Non-SiM WissenschaftlerInnen in der SiM-Institution/ZSI: August Gächter, Michael Ornetzeder, Josef Hochgerner

Non-SiM WissenschaftlerInnen außerhalb der SiM-Institution: Ass. Prof. Christoph Reinprecht (Institut für Soziologie, Uni Wien); Dr. Katharina Brizic (Linguistin, unabhängige Forscherin); Anne Unterwurzacher (Uni Wien)

Relevante nicht-wissenschaftliche AkteurInnen: AuftraggeberInnen, Medien, Supportstaff,...)

Beginnend mit einer intensiven Einstiegsphase wurden bestimmte Routineabläufe im Sinne der Teamentwicklung etabliert, neue Forschungsmethoden und -techniken gemeinsam und mit geladenen ExpertInnen erarbeitet, Qualitätsmanagement in Hinblick auf internationale Wissenschaftsstandards vermittelt und Reflexionen zum Wissenschaftsbetrieb und die Anbindung an die mediale Öffentlichkeit angestellt. Durch die ungewöhnlich aktive Projektleitung und den auf Projektabwicklung spezialisierten institutionellen Rahmen kam es zu vielfältigen Austauschprozessen informeller und formeller Art bis hin zu Medienkontakten (Radio- und Presseinterviews).

Mentoring im Projektverlauf

Phase 1: März – Juni 2005

Während der ersten Phase des Projektes, insbesondere in der Auseinandersetzung mit theoretischen Konzepten zu Integration und ihrer Anwendbarkeit auf das vorliegende Projekt, bestand ein sehr intensiver Austausch zwischen den ForscherInnen und der Mentorin.

Es wurde eine SiM Projektroutine mit verteilten Rollen für die Sitzungen, sowie deren Vor- und Nachbereitung entwickelt. Jede Sitzung wurde mit einem Protokoll begleitet, Arbeitsaufgaben verteilt und mit terminlicher Fixierung festgehalten, sowie eine Liste der Tagesordnungspunkte der nächsten Sitzung als Abschluss des Protokolls erstellt.

In diesen wöchentlichen Sitzungen wurde die ausgewählte Literatur gemeinsam diskutiert, und jeweils von der computerunterstützten Präsentation des Textes eingeleitet. Nach einer Analyse der Ansprüche der jeweils vorgestellten Theorie bzw. ihrer Argumentationsketten wurde sie auf die Brauchbarkeit für den österreichischen und speziell den Wiener Kontext sowie die zwei Zielgruppen der MigrantInnen mit türkischem und serbischem Hintergrund durchleuchtet.

Die Ergebnisse der Re-analyse der LIMITS-Daten, insbesondere die Gruppierung in Cluster und Auswahl von fünf Typen, die als Basis für das weitere Vorgehen dienten, wurden gemeinsam reflektiert.

Phase 2 Juli – Dezember 2005

In der zweiten Phase war eine bedarfsgesteuerte Kontaktaufnahme durch die ProjektmitarbeiterInnen vorgesehen. Durch den reibungslosen Fortgang des Projektes gab es hauptsächlich veranstaltungsbezogenen Kontakt (gemeinsame Tagungen und Konferenzen) mit vorbereitenden Telefonaten bzw. e-mails.

Phase 3 Jänner – März 2006

Nach der Transkription der 30 qualitativen Interviews nahm die Mentorin an der Abgleichung der von den MitarbeiterInnen vorgenommenen Kodierungen der Texte teil, brachte Konzepte ein und arbeitete an der Strukturierung und Verdichtung der ersten Auswertungsergebnisse mit. Die Mentorin arbeitete intensiv an der Kommentierung der Erstfassung des Endberichts und nahm an den nachfolgenden Diskussionen teil.

Reziproke „Exit-interviews“ am Ende der drei Phasen

Die vorgeschlagenen bilateralen Gespräche zwischen allen ProjektmitarbeiterInnen und der Mentorin wurden nicht genutzt. Sie erschienen den MitarbeiterInnen als zu formalisiert und künstlicher Eingriff in die Gruppendynamik. Diese Reaktion könnte mit der geringen Vertrautheit der MitarbeiterInnen mit formalisierten Feedbackstrukturen gesehen werden. Im Gegensatz zu vielen Bereichen in der Arbeitswelt, in der Feedback in Form von „MitarbeiterInnengesprächen“ als regelmäßige Auseinandersetzung der Vorgesetzten mit der Wahrnehmung der MitarbeiterInnen institutionalisiert ist und diese auch anhand eines kommentierten Leitfadens ihre Reflexionen über den Arbeitsprozess hinsichtlich

verschiedenster Dimensionen artikulieren lernen, ist dies im österreichischen Bildungswesen noch kaum verankert und wird als Überforderung der Beteiligten gesehen. Reflexionen über den Arbeitsprozess und die Gruppendynamik wurden zwischen der Projektleitung und der Mentorin und zwischen der Projektleitung und dem Team informell ausgetauscht.

Institutioneller Kontext:

Der institutionelle Kontext des Zentrums für Soziale Innovation ZSI kann durch die offenen Strukturen und die für Forschungsinstitutionen ungewöhnliche Flexibilität für das Format des NODE NachwuchsforscherInnenprogramms als ideal angesehen werden. Durch die projektbedingte hohe Fluktuation des Personals sind am ZSI sowohl Strukturen als auch Personal gerade auf die Inkorporation neuer, junger und möglicherweise kurzzeitiger MitarbeiterInnen eingestellt. Die zwei durch SiM am ZSI neu eingestiegenen MitarbeiterInnen sind umgehend und komplikationslos in die gesamten Routineabläufe des Instituts integriert worden, sei es in den Abteilungssitzungen (neben der regelmäßigen Teilnahme auch Moderation, Protokoll, etc.), in Schulungen (Excel, Englisch als Verhandlungssprache, Statistik, etc.), beim Erarbeiten neuer Anträge, beim Betriebsausflug und der aktuellen Selbstdarstellung des Institutes in Form einer Hochglanzbroschüre. Besonders hervorzuheben ist, dass eine der NachwuchsforscherInnen bereits nach sechs Monaten in ein weiteres Forschungsprojekt einsteigen konnte.

Weitererziehung und Dissemination (siehe weiter unten)

Projektanträge bzw. weiterführende Projektarbeit

Projektarbeit „Mütter und Töchter – Türkische Immigrantinnen zwischen Ambivalenz und Autonomie“

Durch den Ausstieg der Antragstellerin des genannten ÖNB-Projektes aus dem Institut ergab sich die Möglichkeit für die Nachwuchsforscherin Judith Obermann, dieses Projekt, dessen Finanzierung durch die bereits erfolgte Bewilligung sichergestellt war, zu übernehmen, nicht zuletzt da es an das Diplomarbeitsthema sowie Dissertationsvorhaben der Nachwuchsforscherin nahtlos anschloss.

ÖNB-Projektantrag „Die Wohnungssituation von MigrantInnen im Migrationsverlauf“

Eingereicht von Bernhard Saupe, Johann Kerschbaum; weitere Mitarbeiterinnen: Rossalina Latcheva; Projektleiterin: Barbara Herzog-Punzenberger

Eingebracht: 2005, Status: abgelehnt

ÖNB-Projektantrag „Integration oder (Selbst-)abgrenzung? Interethnische Freundschaften zwischen türkischstämmigen und autochthonen Jugendlichen“

Antragstellerinnen: Judith Obermann, Anne Unterwurzacher; weitere Mitarbeiterinnen: Rossalina Latcheva, Projektleiterin: Barbara Herzog-Punzenberger

Eingebracht: Februar 2006, Status: noch nicht entschieden

EU 6. Rahmenprogramm (NEST-2005-Path-CUL) “SIVIC–Simulation and Visualisation of Social and Cultural Tensions in Heterogeneous Urban Contexts”

Antragstellerin (Projektpartner seitens ZSI): Rossalina Latcheva

Eingebracht: Februar 2006, Status: noch nicht entschieden

MA57-Projektantrag: „Zwangsverheiratungen und arrangierte Ehen“

Antragstellerinnen: Rossalina Latcheva, Julia Edthofer, Judith Obermann

Eingebracht: März 2006, Status: wird gefördert

IMISCOE EU-Exzellenznetzwerk

Als Mitglied des Exzellenznetzwerkes IMISCOE (International Migration Integration Social Cohesion) der Europäischen Union hat die Mentorin nun dem Leiter des Clusters C8 „Gender, Age and Generations“ (Prof. Russel Kind, University of Sussex) vorgeschlagen, bei der im September 2006 in Wien stattfindenden Jahrestagung die SiM-Projektleiterin als Referentin im Rahmen des Clustermeeting einzuladen, um dem internationalen Fachpublikum über die generationenbezogenen Ergebnisse des SiM-Projektes zu berichten.

Verbesserungspotential

SiM: Die abschnittsweise rückblickende Reflexion des Projektverlaufs und der mehr oder weniger erfolgreichen Einhaltung terminlicher Vorgaben bzw. inhaltlicher Zielerreichungen wurde nicht wie geplant durchgeführt.

SiM: Das Aufbauen einer Feedbackkultur konnte nicht zufriedenstellend umgesetzt werden, sollte daher ein eigenständiges Ziel und professionalisiert werden.

MentorInnenrolle: Ebenso kann Bedarf auf Seiten der Mentorin zur weiteren Professionalisierung dieser Rolle und einschlägigen Angeboten seitens des Ministeriums gesehen werden.

NODE-Nachwuchsförderungsprogramm: Als weiteres Verbesserungspotential könnte konkrete Unterstützung durch das NODE-Programm bei der Organisation gemeinsamer methodischer Workshops gesehen werden. Da die Qualität der postgradualen Ausbildung an österreichischen Universitäten, etwa im DoktorandInnenstadium, mit der an den meisten ausländischen Universitäten, z. B. im anglophonen Raum, schon alleine wegen des unterschiedlichen Betreuungsverhältnisses, nicht vergleichbar ist, könnte eine Professionalisierungsstruktur bei der Nachwuchsförderung in einschlägigen Forschungsprogrammen eine wesentliche Qualitätssteigerung bedeuten. Als Beispiel soll hier die Durchführung einer Schulung in einem der in ständiger Entwicklung befindlichen Softwareprogramme zur qualitativen Textanalyse genannt werden. Es stellte sich nämlich anfangs heraus, dass mehrere Teams planten, computerunterstützte qualitative Textanalysemethoden zu verwenden und die verschiedenen derzeit am Markt befindlichen Programme gegeneinander abwägen bzw. sich mit einem – zumeist Atlas.ti - intensiv auseinandersetzen, d.h. dieses verwenden wollten. Da sich niemand finden konnte, der die Organisationsarbeit für so einen Workshop übernommen hätte, blieb es den Ressourcen der einzelnen Teams überlassen, sich den Umgang mit der Software anzueignen.

NODE-Projektförderung: Als größte Problematik aus Sicht der Mentorin kann die kurze Projektdauer gesehen werden, da die nachfolgenden Existenzsicherungsaktivitäten bereits während des zweiten Drittels der Projektlaufzeit beginnen mussten. Das bedeutet im wissenschaftlichen Bereich, dass die Auseinandersetzung mit Ausschreibungen sowie Antragsentwicklungen bis hin zum Schreiben umfassender Antragstexte einen nicht unbedeutenden Teil einer Halbtagsstelle (wie hier im SiM-Projekt) einnehmen. Einerseits können diese Tätigkeiten als weitere Qualifizierungs- und Vernetzungsschritte interpretiert

werden, andererseits erzeugt dies einen großen Druck, sowohl zeitlich als auch sozial. Eine intensivere Auseinandersetzung mit den ersten Analyseergebnissen des tatsächlichen Projektes sowie das längere Arbeiten an Texten, etwa am Endbericht oder an einem Artikel für anspruchsvolle Fachzeitschriften wird dadurch erschwert bis verunmöglicht.

Resümee

Das Projekt konnte wie geplant durchgeführt werden und hatte lediglich am Schluss eine kleine Verzögerung, die zu einer kostenneutralen Verlängerung der Laufzeit um einen Monat führte. Die Ziele der Nachwuchsförderung konnten zu einem großen Teil erfüllt werden. Sie wurden in die institutionelle Struktur des Zentrums für Soziale Innovation voll aufgenommen, konnten an allen relevanten Prozessen teilnehmen und so einen Einstieg in die Forschungswelt in einem der wenigen privaten Forschungsinstitute Österreichs finden. Die Vernetzung mit ForscherInnen außerhalb des Instituts wurde insbesondere durch die empfohlene und auch tatsächlich wahrgenommene rege Teilnahme an einschlägigen Veranstaltungen, sei es als aktive Vortragende oder als ZuhörerInnen sichergestellt. Die weitere Qualifikation der MitarbeiterInnen wurde durch die Organisation und empfohlene Teilnahme an zahlreichen Schulungen und Kursen verwirklicht.

Wie schon erwähnt, waren für den besonders guten Projektverlauf - abgesehen von der hohen Motivation der Beteiligten - der ideale institutionelle Kontext sowie die Anbindung des Projektes SiM an das vorhergehende EU-Projekt LIMITS von großer Bedeutung, wodurch die Projektleiterin und ein weiterer Mitarbeiter bereits in weitreichende Netzwerke eingebunden waren und diese auch für SiM genutzt werden konnten. Zusätzlich stellte die internationale Einbettung der Mentorin die über den deutschsprachigen Raum hinausgehende Kontextualisierung der theoretischen Auseinandersetzung sicher. Eine weitere Qualitätssteigerung könnte durch Weiterbildungsangebote innerhalb des bmbwk Förderungsprogramms im methodisch-technischen Bereich sowie im weiteren Feld des Projektmanagements, sei es Teambildung, Projektabwicklung und -leitung, Mentoring etc. erreicht werden.

Weiterbildung

Im Verlauf der 12 Monate wurde eine beträchtliche Anstrengung bezüglich der Weiterbildung der ProjektmitarbeiterInnen unternommen. Insbesondere die Projektleitung

organisierte zahlreiche Schulungen, die alleine auf die Bedürfnisse der SiM-Gruppe abgestellt waren. Darüber hinaus besuchten die MitarbeiterInnen auch Schulungen, die durch das Institut (Zentrum für Soziale Innovation) organisiert oder vermittelt wurden sowie einen Sommerkurs an einer Universität außerhalb Österreichs. Im Anschluss findet sich eine Auflistung der Schulungen und Kurse.

Endnote Literaturverwaltungsprogramm

VeranstalterIn: SiM selbstorganisiert

Vortragender: Mag. Steve Schwarzer, Institut für Höhere Studien

TeilnehmerInnen: alle ProjektmitarbeiterInnen

„Optimal Matching“ und „Multidimensionale Skalierung“ – statistische Analysemethoden- und programme

VeranstalterIn: SiM selbstorganisiert

Vortragender: Dr. Ulrich Pötter, Ruhr-Universität Bochum

TeilnehmerInnen: alle ProjektmitarbeiterInnen

„R“ – statistisches Analyseprogramm

VeranstalterIn: SiM selbstorganisiert

Vortragender: Dr. Peter Steiner, Institut für Höhere Studien

TeilnehmerInnen: alle ProjektmitarbeiterInnen

MAXQDA – computerunterstützte qualitative Textanalyse

VeranstalterIn: SiM selbstorganisiert

Vortragender: Dr. Michael Ornetzeder, Zentrum für Soziale Innovation

TeilnehmerInnen: alle ProjektmitarbeiterInnen

Triangulations-Seminar

VeranstalterIn: Institut für Soziologie, Universität Wien

Vortragender: Prof. Peter Schmidt, Justus-Liebig-Universität Gießen

TeilnehmerInnen: Rossalina Latcheva, Johann Kerschbaum

Qualitative Interviewforschung, Sommerkurs Ruhr-Universität Bochum

VeranstalterIn: Ruhr-Universität Bochum

Vortragender: Dr. Jan Kruse

Teilnehmerin: Mag.^a Judith Obermann

Excel, Schulung für vertiefende Nutzung

VeranstalterIn: AMS

Teilnehmerin: Judith Obermann, Rossalina Latcheva

Dissiminierung der Ergebnisse und Teilnahme an wissenschaftlichen Konferenzen

Teilnahme an Veranstaltungen:

METROPOLIS-KONFERENZ, Toronto, Kanada (Oktober 2005)

Wie angekündigt nahmen zwei ForscherInnen der Gruppe sowie die Mentorin an der internationalen Migrationskonferenz „Metropolis“ in Toronto, Kanada, im Oktober 2005 teil. Diese jährliche Konferenz hat den Austausch zwischen WissenschaftlerInnen, PolitikerInnen bzw. Verwaltungsbeamten und VertreterInnen der Zivilgesellschaft (NGOs) im Bereich Migration und Integration zum Ziel. Während fünf Tagen finden Plenarveranstaltungen und Workshops sowie Exkursionen statt. In einem der rund drei Dutzend Workshops stellten die Projektleiterin und ein Mitarbeiter das vorliegende Projekt vor. Da der Workshop, in dem LIMITS und SiM akzeptiert worden waren, dem Thema longitudinaler Datensätze widmete, war der Kreis der Vortragenden ausnehmend international und hochrangig (TeilnehmerInnen von amerikanischen, australischen und kanadischen Universitäten aber auch politische AkteurInnen und nationale Statistikinstitute). Rossalina Latcheva und Bernhard Saupe als ProjektmitarbeiterInnen von LIMITS und SiM stellten das einzige europäische Projekt vor und wurden insofern als Vertretung Europas in diesem globalen Kontext wahrgenommen. Die Präsentation von LIMITS und das darauf aufbauende Projekt SiM stieß auf breites Interesse

sowohl bei den außereuropäischen TeilnehmerInnen des Workshops als auch bei den europäischen, insbesondere bei den VertreterInnen der Niederlande und Schwedens.

Kongress der Österreichisch Soziologischen Gesellschaft, Wien (September 2005)

Workshop „Aktuelle Beiträge zur Migrationsforschung in Österreich“

Organisation: Mag.^a Rossalina Latcheva, SiM-Projektleiterin

Vortragende:

- Judith Obermann: „Migrantinnen in Österreich – Forschungsstand und Forschungslücken“
- Johann Kerschbaum & Bernhard Saupe & Rossalina Latcheva „SiM – Soziale Integration von MigrantInnen. Zwischenergebnisse“

Im Rahmen des zweitägigen ÖGS-Kongresses 2005 organisierte die SiM-Projektleiterin Mag.^a Rossalina Latcheva zusammen mit Ass. Prof. Christoph Reinprecht (Inst. f. Soziologie, Uni Wien) den oben genannten Workshop mit insgesamt 22 Präsentationen. Die ProjektmitarbeiterInnen Kerschbaum, Saupe und Obermann präsentierten Zwischenergebnisse des SiM-Projekts. Die Mentorin Mag.^a Herzog-Punzenberger moderierte den ersten Teil, Mag.^a Latcheva einen weiteren Teil des Workshops.

Workshop: „Integration von MigrantInnen am Wiener Arbeitsmarkt“

VeranstalterInnen: Zentrum für Soziale Innovation und Wiener Arbeitnehmerförderungsfonds

Organisation: Mag.^a Rossalina Latcheva

Vortragende des SiM-Projektes: Rossalina Latcheva und Bernhard Saupe

Moderation: Dipl. Ing.ⁱⁿ Anette Scopetta, Zentrum für Soziale Innovation

Tagung der Kommission für Migrations- und Integrationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Organisation: Mag.^a Barbara Herzog-Punzenberger, SiM Mentorin

Zwei der SiM ProjektmitarbeiterInnen (Rossalina Latcheva & Johann Kerschbaum) stellten bildungsbezogene Ergebnisse des LIMITS und SiM Datensatzes einem großen österreichischen Fachpublikum (rund 90 TeilnehmerInnen) vor. Da in der Fragebogenerhebung generationenübergreifende Fragen zu Bildungsteilnahme, -abschlüssen, Sprachkenntnissen etc. gestellt wurden, konnte der für Wien und Österreich (abgesehen von dem FWF-Projekt zur 2. Generation von Prof. Hilde Weiss, Inst. f. Soziologie, Universität Wien) einmalige Analyse intergenerationaler sozialer Mobilität aus dem Blickwinkel der Eltern durch zwei SiM-MitarbeiterInnen vorgestellt werden.

NODE Veranstaltung zur Öffnung der Gemeindebauten in Wien

VeranstalterIn: Stadt Wien zusammen mit bm:bwk

Teilnehmer: Mag. Johann Kerschbaum

Publikationen

Frauen in Österreich. Zum 80. Geburtstag von Prof. Weinzierl (im Erscheinens-Erscheinungsjahr: voraussichtlich 2006)

Die Anfrage an die Mentorin, einen Artikel zu Migrantinnen in Österreich für den obenstehenden Band zu verfassen, leitete diese an die SiM-Nachwuchsforscherin Judith Obermann weiter, deren Beitrag sie kommentierte und mit ihr diskutierte. Der Beitrag wurde von der Herausgeberin sehr positiv aufgenommen.

Weitere Publikationen aus dem Projekt SiM sind in Vorbereitung.

Zeitlicher und organisatorischer Projektlauf

Das Projekt *“SiM – „Between Equal Opportunity and Marginalization. A Longitudinal Perspective on the Social Integration of Migrants”* startete am 1. März 2005 mit der Literaturrecherche und der Aufarbeitung des aktuellen Forschungsstandes der Migrations- und Integrationsforschung. Begleitet wurde diese Phase von einer eingehenden Theoriediskussion unter Einbeziehung der Expertise von Barbara Herzog-Punzenberger. Dieser intensive Teil der Literaturarbeit und –diskussion erstreckte sich über den Zeitraum von März bis Juni 2005. Parallel dazu wurde im März 2005 die Analyse der LIMITS-Daten für eine Reanalyse mittels Optimal Matching und Multidimensional Scaling aufbereitet, wobei die definitive Analyse dieser Daten von April bis Juni 2005 erfolgte. Die muttersprachlichen InterviewerInnen -

welche wie beschrieben aus dem Pool der InterviewerInnen aus LIMITS stammen - wurden erstmals im Mai 2005 kontaktiert. Die Entwicklung des Interviewleitfadens begann im Juni 2005 unter Einbeziehung der bisherigen Analysen zu den LIMITS-Daten, sowie des erarbeiteten theoretischen Konzepts und sie erstreckte sich bis Juli 2005. In diesem Monat wurden ebenfalls die Interviewees nach dem vorgestellten Stichprobenplan ausgewählt, sowie die InterviewerInnen gründlich eingeschult. Im August erfolgte die Zusammenfassung der Ergebnisse der Theoriearbeit und des Methodenteils. Aufgrund der Urlaubszeit der MigrantInnen fand eine Verschiebung des Starts der Feldphase auf September 2005 statt, was eine Veränderung des gesamten Zeitplanes nach hinten zur Folge hatte. Im Zeitraum von September bis November 2005 wurden die qualitativen Interviews von den muttersprachlichen InterviewerInnen durchgeführt, transkribiert, auf Deutsch übersetzt und an das Team inklusive der Postscripte übermittelt. Während dieser Zeit wurden die InterviewerInnen durch das Projektteam intensiv betreut.

Die Feldphase wurde im November 2005 abgeschlossen und anschließend mit der Analyse der Interviews begonnen. Das Ausscheiden von Mag. Bernhard Saupe aus dem Projektteam bewirkte eine weitere zeitliche Verzögerung, nachdem eine Neustrukturierung des Zeitplanes, sowie der zur Verfügung stehenden personellen Ressourcen notwendig wurde. Die intensive Analysephase der qualitativen Interviews erstreckte sich über den Zeitraum von Dezember 2005 bis März 2006 und gestaltete sich sehr zeit- und arbeitsaufwändig. Im Februar 2006 wurde damit begonnen, die qualitativen Ergebnisse mit jenen aus der quantitativen Analyse und den theoretischen Konzepten für die Erstellung des Endberichts zu verknüpfen. Der im März und April 2006 angefertigte Endbericht versucht, von den empirisch gewonnenen Ergebnissen theoretische Aussagen zu gewinnen und entwickelt auf Basis der Auswertungen und Analysen ein dynamisches Modell für die subjektive Bewertung des individuellen Migrationsprojekts. Die projektbegleitend durchgeführten Dissiminierungen der Ergebnisse sowie die Inanspruchnahme von Weiterbildungsangeboten werden im Kapitel „Mentoring“ ausführlich dargestellt. Die Studie wurde kostendeckend durchgeführt.

März 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • Theoriediskussion • Vorbereitung der Re-Analyse der LIMITS-Daten • „Endnote“-Schulung
April 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • Re-Analyse der LIMITS-Daten • „MaxQDA“-Schulung • „Triangulations“-Seminar • „R“-Schulung
Mai 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • LIMITS-Analyse • Kontaktierung der InterviewerInnen • „Optimal Matching“ und „Multidimensionale Skalierung“- Schulung • „R“-Schulung
Juni 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • Re-Analyse der LIMITS-Daten. Clusterdefinition- und Stichprobenbestimmung der qualitativen Studie • Leitfadententwicklung • „Triangulations“-Seminar
Juli 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Leitfadententwicklung • Auswahl und Kontaktierung der Interviewees • Schulung der InterviewerInnen
August 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Theoriezusammenfassung • Methodenzusammenfassung • „Qualitative Interviewforschung“-Summer School • „Excel“-Weiterbildung
September 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Start der Feldphase • Transkription und Übersetzung der Interviews • Interviewführung • Dissiminierung der Ergebnisse bei der ÖGS-Tagung
Oktober 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Verfassung des Zwischenberichts • Durchführung der Interviews • Betreuung der InterviewerInnen • Transkription und Übersetzung der Interviews • Dissiminierung: „Integration von Migranten und Migrantinnen am Wiener Arbeitsmarkt“-Workshop, ZSI und WAFF • Konferenzteilnahme „Metropolis“-Konferenz, Toronto
November 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Durchführung der Interviews • Betreuung der InterviewerInnen • Transkription und Übersetzung der Interviews • Abschluss der Feldphase • Start der Analysephase – Kodierung der Interviews einzeln und im Team • Ausscheiden von Bernhard Saupe aus dem ZSI und dem Projekt
Dezember 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse der qualitativen Interviews – Kodierung der Interviews einzeln und im Team • Dissiminierung: Workshop „Bildungsbe(nach)teiligung von MigrantInnen“, ÖAW • Dissiminierung: Workshop „Probleme der Stichprobenziehung bei MigrantInnen“, Statistik Austria
Jänner 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse der qualitativen Interviews – Bildung von Kategorien und Diskussion der Kategorien im Team
Februar 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse der qualitativen Interviews • Integration qualitative & quantitative Ergebnisse
März 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse der qualitativen Interviews – abduktive Hypothesengenerierung • Integration qualitative & quantitative Ergebnisse • Verfassung des Endberichts
April 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Verfassung des Endberichts

Projektteam - CVs

Projektleiterin

Rossalina Latcheva was born on December 3rd, 1970 in Haskovo, Bulgaria. From 1991 to 1998, she studied Sociology at the University of Vienna. During her studies, she specialised in advanced methods of Multivariate Data Analysis. From 2002 to 2004, she attended the postgraduate program 'Societies in Transition' at the Department of Sociology, Institute for Advanced Studies, Vienna. Currently, she is working on her Ph.D. in the field of National Identity and Ethnic Exclusion in Comparative Perspective. Since 2003, she works as University Lecturer in Methods of Data Analysis at the Institutes for Sociology and Political Science, Vienna. Since May 2004, she is Scientific Co-ordinator of the EC-funded research project LIMITS at Centre for Social Innovation, Vienna. Other relevant projects include: "Senior Plus" (1997-1999, Institute for Sociology, Vienna) on the living situation of elder migrants in Vienna; and the construction of an information data base on elder migrants for the city of Vienna and the Wiener Integrationsfonds. The proposed project will extend her understanding and knowledge in the field of Migration and further use these insights in finishing her Ph.D. Within the project, her main responsibility will be to lead and co-ordinate the project during the whole period and to be involved in all project modules.

ProjektmitarbeiterInnen

Judith Obermann was born on November 13th, 1979 in Zwettl/NÖ. From 1998 to 2002, she studied sociology at the University of Vienna. During her studies, she focused on human rights and gender studies and worked as interviewer in an opinion research institute. In October 2003, she started her Ph.D. which examines girls of Turkish families in Vienna and their leisure time activities as an indicator for social integration. Apart from extending her understanding and knowledge in the field of Migration, which will also enrich the work on her Ph.D., the project will give her the opportunity to become employed at a social research organisation, which will foster her career in social research. Within the project, her main responsibility will be the theoretical part with special regard to gender aspects and the supervision of the interviewing.

Johann Kerschbaum was born on March 20th, 1979 in Vienna. From 1999 to 2004, he studied Sociology at the University of Vienna. He specialised on empirical social research. During the last two years he tutored four courses in quantitative methodology on the topic of Austria's political landscape. He is experienced in quantitative methods as well as in-depth interviews. Currently, he is working as teaching assistant for quantitative methods courses at the University of Vienna. Taking part in this project will extend his experience in Migration Research and empirical methods, particularly triangulation and Optimal Matching. Furthermore, the link-up with CSI will be of great significance for the continuity of his research career as his contract at the university is limited to four months. Within the project, he will contribute to the secondary analysis of the life course data as well as the qualitative research and analysis.

Im Projektteam bis Ende November 2005:

Bernhard Saupe was born on February 28th, 1976 in Linz. From 1994 to 2001, he studied Sociology at the Universities of Vienna and Bielefeld. Since February 2002, he works as Research Fellow at Centre for Social Innovation, Vienna. He focuses on Labour Market and Migration Research. Migration research projects include the EC-funded research project LIMITS, and IKOEF, a research module of an EQUAL partnership examining the adequacy of migrants' jobs relative to their educational attainment. Bernhard Saupe has gained experience in both qualitative and quantitative research methods, the latter including Event History Analysis and Optimal Matching. The proposed project will deepen his expertise in Migration Research and further his know-how on the triangulation of qualitative and quantitative methods. Within the project, his main responsibility will be the secondary analysis of the life course data from the LIMITS project.

Mentorin

Barbara Herzog-Punzenberger has not only participated in and co-ordinated large research networks in the field of migration, but has also been teaching university courses and presented research findings to diverse audiences in written and oral form. She is experienced in trans-disciplinary research, having been involved in research in fields as diverse as social anthropology, political philosophy, science politics, quantitative sociology, and pedagogics. Since graduating from the University of Vienna in 1995, she has been constantly involved in team-

oriented work, having conceptualised several projects, and worked with different styles of project management. For the mentees, her international experience and contacts offer the possibility to get introduced to numerous networks and contacts in Europe, North America, Australia, South Africa and New Zealand.

Interviewerinformation

Einstiegsinformationen:

1. Zustimmung zu Aufnahme einholen und Aufnahmetest (von beiden Personen!) durchführen
2. Präsentation des Forschungsvorhabens
3. Ablauf des Interviews (offene Fragen, Befragter soll als Experte erzählen, Dauer)
4. Zusicherung der Vertraulichkeit der Daten
5. InterviewpartnerIn fragen ob begonnen werden kann oder er/sie noch Fragen hat

Grundkonzept:

Der Schwerpunkt wird auf Bewertungen und Einschätzungen der/des Befragten gelegt – „faktenbezogene“ Fragen werden kaum gestellt. Zu Beginn des Interviews möglichst frei erzählen lassen, dann bei Bedarf allgemeine Nachfragen zu den Themenbereichen.

Leitfaden

Einleitung:

Erzählen Sie mir bitte, wie es Ihnen in Österreich im allgemeinen so ergangen ist!

Inhaltliche Aspekte/Nachfragen:

Wann gekommen

Warum gekommen

Wie gekommen (allein oder mit Familie)

Situation bei Ankunft und heute, Veränderungen

Was waren gute, was schlechte Zeiten

Was gefällt (nicht) an Österreich

Wo fühlt man sich beheimatet

Rückkehrabsichten

Auslandsaufenthalte dazwischen

Sprache

Arbeit / Netzwerke / Wohnen / Diskriminierung

- Was hat (im jeweiligen Bereich) gut funktioniert?
- Was war schwierig?
- Wer/Was hat geholfen?

Abschlussfrage:

Erzählen Sie mir bitte von Ihren Plänen für Ihre Zukunft!

Inhaltliche Aspekte/Nachfragen:

Rückkehrabsichten

Wo Pension verbringen

Wünsche für die Kinder

Abschließend:

1. „Von meiner Seite wäre es das dann. Gibt es noch etwas, was Sie gerne erzählen würden, was Ihnen wichtig ist, was bisher nicht zur Sprache gekommen ist?“
2. Bedanken & Postskript ausfüllen

Kontaktprotokoll

Interview Nr.:

KONTAKTPROTOKOLL

Interviewer/in:

Datum:

Uhrzeit:

Dauer:

Ort:

Anwesende außerdem:

Gesprächsatmosphäre/Wohnungsatmosphäre (falls Interview in Wohnung stattfindet):

Störungen (z.B. durch Anrufe etc.):

Verhalten des/der Befragten:

Besonderheiten: